FRÄNKISCHE ÖKONOMISCH-LANDWIRTHSCHAFTLICHE MANCHFALTIGKEITEN



wobey

Aalbäut
Ameisen,
che, n
Anbau,
31.
Angelica
Anisfaam
Ankauf d
der Och
Art, die
keit V,
— gemein
Natur
in Harl
sperg V.
Asche, wi

Bäume,
hindern
tragende
Zeit sie k
bey hat n
I, 21. we
I, 22 —
IV, 20 u
Bauernhäus
Bauernhöfe
bessern E
Baumschule
Boden, wie
IV, 14.
Benutzung d
von wird
22.
Beobachtung
Anspachisc
Bestellung,
III, 26—
Betten, wie
ten IV, 2

Register

über die sechs Stücke des zweyten Bandes,

wobey zu bemerken ist, daß durch die römische Zahl, die Zahl eines Stückes, und durch die Ziffer die Seite des Stückes angezeigt wird.

Aalhäute, wie solche nützlich zu gebrauchen I, 24.
Ameisen, wie sie zu bekommen IV, 25. schädliche, wie zu vertreiben, ibid.
Anbau, von Klee und anderer Futterkräuter VI, 31.
Angelicawurzel, wie zu gebrauchen IV, 26.
Anissaamen, zum Gebrauch sehr dienlich IV, 26.
Ankauf der Pferde wichtiger gegen den Ankauf der Ochsen III, 30—32.
Art, die rechte, zu säen, von größter Wichtigkeit V, 6—9.
— gemeine zu bleichen, durch Nachahmung der Natur V, 14. — gemeine in Holland V, 17. in Harlem V, 18. in Flandern und Ravensperg V, 20.
Asche, wie als Düngung zu nutzen II, 40—42.

Bäume, hohe, so an den Wiesen nahe stehen, hindern dessen Wachsthum I, 7. — fruchttragende, wie zu beschneiden I, 19. zu welcher Zeit sie beschnitten werden müssen I, 20. dabey hat man auf dessen Beschaffenheit zu sehen I, 21. welche zweymal im Jahr zu beschneiden I, 22. — junge, wie sollen gepflanzet werden IV, 20 u. 23.
Bauernhäuser, wie wohlfeil zu erbauen IV, 17.
Bauernhöfe und Güter, von deren Ursprung und bessern Eintheilung VI, 17—21.
Baumschule, große, wie anzulegen IV, 21.
Becken, wie viel Pfund Brod sie sonst geliefert IV, 14.
Benutzung der Gemeindgüter, der Schaden davon wird in England am ersten eingesehen II, 22.
Beobachtungen, einige, über den Kleebau im Anspachischen IV, 10.
Bestellung, die beste, der Aecker zur Einsaat, III, 26—30.
Betten, wie arme Leute wohlfeil anschaffen können IV, 23.
Bier, wie auf dem Feld frisch zu erhalten I, 33. wie zu präuen, Nachricht davon IV, 26—28.
Blätter, so bey denen Pflanzen abnehmen, deren Schädlichkeit beschrieben I, 30.
Bleichen, ist eine Sache der Natur V, 13.
Blumen, allerley, so zum Schatten in Gärten dienen I, 12.
Böckelfleisch, wie einzusalzen IV, 31.
Braach soll abgeschafft, dagegen Klee angebaut werden IV, 7. VI, 21. Einwürfe dagegen ibid. werden gehoben VI, 22—25.
Bräune der Schweine, wie zu vertreiben IV, 29.
Brand im Getraide zu vertreiben IV, 32.
Brodbackerey, Abhandlung davon IV, 12.
Bronnen, wie vorsichtig zu reinigen I, 33.
Buchwaizen oder Heydel, wie anzubauen IV, 30. dienet zu künstlichen Anlegungen bey Sommerhütten IV, 31.
Butter, wie Jahr und Tag zu erhalten III, 22, 23. dem Holländischen gleich zu machen III, 24. IV. 31.

Cartoffeln oder Erdbirn, versprechen auf den abwechslenden Kleebau die nutzbarste Erndte VI, 30. dessen Kraut aber dem Rindvieh schädlich und den Schweinen tödtlich, ibid.
Coffee, wie unschädlicher für die Gesundheit zuzubereiten I, 25.

Dächer, wie auf den Gebäuden zu bauen sind IV, 28.
Disteln, schädliche, wie auf den Aeckern zu vertreiben IV, 34.
Dotterbau, wie daraus ein Oel zu schlagen IV, 32.

Ellenvergleichungen III, 32—36.
Eichenholz, von dessen Mißbrauch wird gehandelt

delt IV, 18. wie mit Sparsamkeit zu nutzen IV, 19.
Einwürfe gegen den Kleebau IV, 6.
Eisen mit Zinn zu löthen V, 36.
Engländer haben einen doppelten Weg zur Unterhaltung ihrer Schaafe im Sommer II, 32.
Erdboden, von dessen Beschaffenheit, Unterschied und Verbesserung VI, 35—37.
Erlenblätter, vertreiben die Müdigkeit IV, 23.

Feuchtigkeit aus den Zimmern zu bringen I, 23.
Finnen der Schweine zu vertreiben I, 34.
Flachs, wie Seide zuzubereiten V, 9.
Flecken, blaue auf der Milch zu vertreiben I, 28. — aus gemeinen Kleidern zu bringen V, 37.
Flußgallen der Pferde zu vertreiben I, 34.
Frohndienste in Geldanschläge zu verwandeln VI, 39.
Futterkräuter, wie anzusäen, dessen Unterricht hat der Bauer nöthig II, 27.

Gänserig, ein trefliches nutzbares Kraut IV, 26.
Galle, zum Bleichen dienlich V, 28.
Gampfer, was er vertreibt IV, 25.
Gauchheil, ein vortrefliches Mittel wider den wüthenden Hundsbiß IV, 26.
Gedanken von Verbesserung des Kleebaues IV, 4—6. über den 1779. Erndseegen VI, 44.
Gemeindgüter, woraus sie bestehen II, 1. damit darf man nicht nach eigenem Willen schalten ibid. dessen Wirthschaft sehr verschieden ibid. dessen Wirthschaftseinrichtung der Aufnahm der Landwirthschaft sehr hinderlich II, 18. wie sie sollen unter die Glieder der Gemeinde vertheilt werden II, 23.
— Hütungen werden ebenfalls schlecht benutzt II, 20.
— Wiesen, damit gehet es nicht besser II, 19.
Geruch, übler, unter den Achseln zu vertreiben IV, 25.
Geschirr, silbernes zu putzen III, 24.
Gewächse, schattenbringende, zu Laubhütten in Gärten dienende I, 10. stachlichte 13. wegen der Früchte gebräuchliche 14.
Gicht und kalte Flüsse zu vertreiben I, 34.
Gläser zerbrochene oder Porcellain zusammen zu setzen I, 24. zu leimen V, 35.
Glasleim, guten zu machen V, 35.
Glocken, zersprungene zu repariren IV, 36.

Haberbau, Erläuterung davon IV, 32.
Haberkörner, wofür sie dienlich IV, 33.
Haberschrot, welchem Vieh es am gesündesten IV, 33.
Haberstroh, welchem Vieh es zu geben IV, 33.
Hanf zuzubereiten, daß er dem Flachs gleich werde I, 26.
Hauptrechts, Todesfälle und Bestehehandlöhner, in jährliche proportionirliche Geldabgabe zu verändern VI, 38.
Herbstwiesen in Ohmetwiesen zu verändern VI, 33. Einwendungen dagegen ibid. werden gehoben VI, 34.
Heu, burgundisches, Beschreibung davon IV, 9.
Heusaamen, wie einzusammeln I, 8.
Holz, wie vor dem Feuer zu bewahren V, 35.
— Arten wilde, im Sommer grüne, so zum Schatten dienen I, 11. im Sommer und Winter grüne 12.
— Cultur, höchstnothwendig VI, 41.
— Wachs, von dessen Gebrauch und Mißbrauch IV, 40. wie zu befördern VI, 42.
Hornsalbe, grüne und gelbe zu machen I, 35.
Hornviehseuche zu vertreiben IV, 35.
Hüneraugen zu vertreiben IV, 30.
Hutungs- und Weideplätze zu vertheilen II, 33—35. die Art und Weise solcher Vertheilung 35. 36.
Hutwasen zu vertheilen VI, 35.

Johanniskorn, Nachricht von dessen Anbau IV, 14.

Käß, holländischer, wie gemacht werden soll I, 16. gemeiner mit Vortheil zu machen I, 18. von Erdbirnen zuzubereiten ibid.
Kalmus, worzu diese Wurzel dienlich IV, 25.
Kleebau, Anweisung darzu in dem Hochfürstl. Oberamt Roth II, 36 Anweisung zum Anbau im Herbst 38 im Frühling 39. Beschreibung davon VI, 27.
Kleefutter ist anfänglich bey dem Vieh vorsichtig zu gebrauchen II, 39.

Kleider,

Register.

Kleider, seidene, von Wagenschmier und Schuhwachsflecken zu reinigen V, 38.
Knoblauch, wie mit Nutzen zu gebrauchen IV, 25.
Körper, dessen Theile von Thieren und Pflanzen sind der Fäulniß unterworfen V, 11.
Kohl, wie anzubauen I, 28.
Kohlrauppen zu vertreiben I, 34.
Kornwurm, wie zu vertreiben IV, 24. — den weißen V, 33. — den schwarzen ibid.
Krebs zu heilen IV, 33.
Kröpfe, an der Wurzel der Kohlpflanzen, woher sie entstehen I, 32.
Kühe, wie oft sie zu melken IV, 9. wie viel Milch sie geben ibid.
Kühkoth, zum Bleichen dienlich V, 24.
Kütt, probate zu den Oefen IV, 36.
Kupfer zu löthen V, 36.

Lampe, lange brennend zu machen V, 35.
Laub der Pflanzen, dessen Nutzen und Nothwendigkeit I, 31.
Leinwand weiß zu machen, lehret die Natur V, 12. weiß zu machen mit Laugensalz V, 14.
Lichter zu machen III, 14. deren Vollkommenheit hängt von dem Dachte ab III, 16. die beste Zeit solche zu machen III, 17. wie sie zu ziehen ibid.
Lichterforme, deren Beschreibung III, 20—22.
Lucernklee, wenn auszusäen ist IV, 9.

Mahl- und Backprobe wurde angestellt in Anspach IV, 13.
Maulwürfe, keine schädliche Feinde I, 6.
Meßing zu löthen V, 36.
Milchgeschirre, welche die besten IV, 9.
Miserere eines Menschen, wie zu curiren IV, 36.
Mist oder Dung, wie zu erlangen IV, 34.
Mittel gegen Aufschwellung des Viehes zu gebrauchen II, 39.

Ochsen, Kälber, Schöpsen oder Hämmel wie in einer Monatsfrist fett zu machen V, 36.
Oel zuzubereiten, daß es nicht rauche noch ruße V, 35.

Pechdrath, dauerhaft zu machen IV, 40.
Pelzwerk, wie unbeschädigt zu erhalten I, 24.
Pferde, geplagte von Würmern, wie davon zu helfen IV, 30. wie lang man ihnen keinen neuen Haber geben soll IV, 33. wie solche zu kennen V, 27.
Plätze, gemeine Weide und Huthungs, sind unter die Glieder der Gemeinde eigenthümlich zu vertheilen II, 24.
Potaschensieden, Vortheile dabey V, 30—32.
Pulver, die Flecken aus den Kleidern zu bringen V, 38.

Rost aus Stahl und Eisen zu bringen I, 26.

Saamen darf nicht über ein Jahr alt seyn V, 2. Meynungen davon sind verschieden V, 3. wie viel auf einen starken und sandigten Boden erfordert wird VI, 37.
Saat, dabey hat man auf 4 Stücke zu sehen V, 1.
Säezeit, die rechte wird angezeigt V, 4.
Salpeter, eine unentbehrliche Sache III, 1. auf dreyerley Art zu erlangen ibid. dessen Natur und Eigenschaft beschrieben ibid. wird in der Luft erzeuget III, 2. in der Erde III, 3. aus dem Mineral- Thier- und Pflanzenreich III, 3. von dessen Muttererde wird geredet III, 4. roher, zu läutern III, 7. grobes oder schwarzes Salz, wie abzusondern III, 8.
Salpeterhütte, wie beschaffen seyn muß III, 9. was für Geschirr zum Sudwerk erfordert werde III, 9.
Salpetermandate, Königl. Preußisches III, 11—14.
Salpeterpflanzen, wie anzulegen III, 4. wie das Aussieden der Laugen geschehe III, 5.
Salze, die laugenhafte, mit Kalk zu schärfen V, 22.
Sauerkleesalz zu machen V, 32.
Schaafgarbe, worzu es dienlich IV, 25.
Schaafkrankheiten, wie zu curiren IV, 26.
Schloth oder Schorstein, ein entzündeter, wie geschwind zu löschen I, 14.
Schneckenfettes, Nutzen und Eigenschaften II, 40.
Sodbrennen, wie zu vertreiben I, 33.

Stahl,

Register.

Stahl, zu poliren und glänzend zu machen III, 24.
Stallen, wenn ein Pferd nicht kann, wie zu helfen IV, 33.
Stallfütterung, deren Einrichtung II, 25. Einwürfe dagegen ibid. 26. deren Vortheil II, 28. weiterer Nutzen 29. der größte 30. auch sehr vortheilhaft bey den Schaafen II, 32. am wichtigsten IV, 12. VI, 25—27.
Sterben der Geiße zu vertreiben IV, 35.
Stöck zu graben III, 25.
Suppe, gute, ohne Schmalz oder Butter zuzubereiten I, 24.

Unschlitts, zu Lichtern zu schmelzen V, 15.
Unschlittlichter zu machen, die lange brennen V, 32.

Versuche, gemachte, beweisen die Unschädlichkeit des Kalks V, 22.
Verzeichniß, der vornehmsten Maasen flüßiger Dinge ꝛc. II, 42—50. vom Gewicht II, 51. 52. Schriften, oekonomischer V, 50—52.
Victualien, wie im Sommer bey Mangel der Keller oder Gewölbe zu erhalten V, 34.
Vieh, ein Stuck, wie viel Weitung es im Stall erfordere IV, 10. welches auf Wiesen zu treiben I, 9.
Viehseuche, ein Mittel dafür I, 26.
Viehweide, durch die gemeine, werden die Gemeindwaldungen ruinirt, II, 22.
Vorschlag weiterer, von der Stallfütterung und Vertheilung der Gemeindwaasen oder Viehhuten IV, 15—17.
Vortheile und Maschinen, neu erfundene, bey dem Weißmachen der Leinwand V, 21.

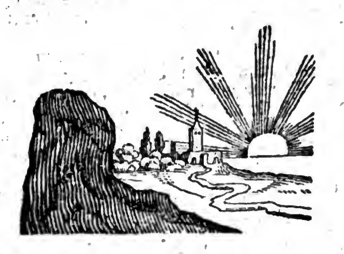
Wachstuch, wie der Geruch davon zu vertreiben I, 25
Wagenschmierflecken aus tuchenen Kleidern zu bringen V, 37.
Waitzen oder türkisches Korn, wie anzubauen I, 15.
Wanzen, wie zu vertreiben V, 33. 34.
Wasser zu verfertigen, Wein- und Urinflecken aus Kleidern zu bringen V, 37.
Weidegang vor Ochsen und Rindvieh überflüßig II, 30. denen Pferden verderblich II, 31.
Wetterregeln, untrügliche V, 9.
Wetterschäden, dabey sollen ganze Aemter denen Verunglückten ihren Schaden tragen helfen IV, 1. am besten durch einen freywilligen Zusammenschuß IV, 2—4.
Wiesen, derer Wartung und Nutzung beschrieben I, 3. von deren Verbesserung 4—6. von deren Wässerung dabey ist viererley zu beobachten VI, 46—50.
Wiesenhut im Frühling, höchst schädlich VI, 31—33.
Wild, wie von den Saam- oder Krautacker auch Wiesen zu vertreiben IV, 32. VI, 31.

Corrigenda.

p. 31. IV, muß es heissen, er dienet zu künstlichen Anlegungen bey Sommerhütten.

p. 32. V, muß der Custos heissen: Mittel, anstatt Guter.

Fränkische
ökonomisch-landwirthschaftliche
Manchfaltigkeiten.



des

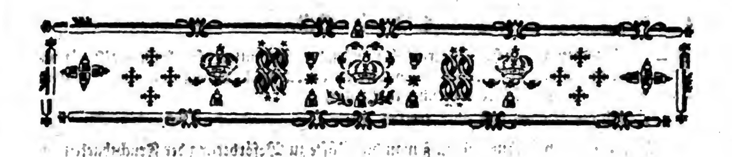
Zweyten Bandes

Erstes Stuck.

Schwabach,
Gedruckt und verlegt von Johann Gottlieb Mizler, Hochfürstl. privil. Buchdrucker.
1778.

Innhalt.

1) Abhandlung von den Wiesen und deren besserer Wartung und Nutzung.
2) Schattenbringende Gewächse die zu Laubhütten und bedeckten Gängen in Gärten dienen.
3) Einen entzündeten Schloth oder Schorstein geschwind und sicher zu löschen.
4) Anweisung den Anbau des türkischen Waizens oder Korns betreffend.
5) Holländischen Käß zu machen.
6) Von dem Beschneiden der Fruchtbäume.
7) Die Feuchtigkeiten aus denen untern Zimmern hinweg zu bringen.
8) Wie man zerbrochene Gläser oder Porcellain wieder verbinden müsse.
9) Vom nützlichen Gebrauch der Aal-Häute.
10) Alle Arten von Pelzwerk unbeschädiget zu erhalten.
11) Wie man eine gute Suppe ohne Butter oder Schmalz zubereiten soll.
12) Wie man den Martiniquischen Coffee so schmackhaft als den Levantischen und zugleich für die Gesundheit unschädlicher zubereiten könne.
13) Mittel, um den Geruch vom Wachstuche zu vertreiben.
14) Das sicherste Mittel wider den Rost an Stahl und Eisen.
15) Mittel wider die Vieh-Seuche.
16) Vortheilhafte Art, den Hanf also zubereiten, daß er dem schönsten Flachs gleich werde.
17) Von dem Anbau des Kohls.
18) Mittel wider die blaue Flecken auf der Milch.
19) Von der Schädlichkeit des Abnehmens der Blätter von denen Pflanzen.
20) Von den sogenannten Kröpfen an der Wurzel der Kohl-Pflanzen.
21) Vorsicht bey Reinigung der Bronnen.
22) Mittel wider das Sodbrennen.
23) Mittel das Bier auf dem Feld recht frisch zu haben.
24) Mittel wider die Gicht und kalten Flüsse.
25) Mittel die Finnen der Schweine zu vertreiben.
26) Mittel wider die Kohl-Rauppen
27) Sicheres Mittel wider die Flußgallen der Pferde.
28) Die grüne Horn-Salbe zu machen.
29) Die gelbe Horn-Salbe zu machen.



I.

Abhandlung

Von den Wiesen und deren besserer Wartung und Nuzung.

Der Wiesenbau ist dasjenige Stuck, welches in unsern niedersächsischen Haußhaltungen am mehresten verabsaumet wird, und die stärkste Verbesserung anzunehmen fähig ist.

In andern Gegenden hat man bereits mehr Fleiß dran gewandt, und es ist eine gar merkliche einen jeden in die Augen fallende Verbesserung eines Guts, wenn man von dem nehmlichen Plaze, welcher uns bißher jährlich nur ein Fuder Heu gegeben hat, künftig 4 Fuder ernten kan.

Bey einer Wiese kommen viererley Stucke in Betracht.
1) Der Grund und Boden an sich selbst.
2) Dessen Nässe oder Trockens.
3) Die daselbst wachsende Gräßer oder Kräuter.
4) Die Wartung.

1) In Ansehung des Grund und Bodens.

a) Schicket sich derselbe entweder völlig zu einer Wiese, oder aber
b) Er taugt nichts darzu, oder aber
c) Es findet eine Veränderung dabey statt.

Im erstern Fall ist nichts weiters zu erinnern, als daß man ihn gehörig zur Wiese nuze, so wie im andern Falle das beste Mittel ist, daß man einen zur Wiese untauglichen

Ort gar nicht dazu gebrauche, sondern lieber auf andere Art nuze. Es kommt also eigentlich nur der dritte Fall in Betracht, und welcher fast durchgehends eintritt, daß eine Verbesserung statt findet. Alsdenn beruhet es darauf,

2) Ob der Boden naß oder trocken seye.

Ist er naß von Natur, so muß man die Säfte zu Beförderung der Fruchtbarkeit anzuwenden, oder wenn ein Fehler darinn wäre, diesen zu verbessern wissen. Besteht der Fehler in einem Ueberfluß des Wassers; so ist solches abzuleiden, oder der Boden zu erhöhen; taugen die Säfte selber nichts, so sind solche zu corrigiren.

Ist aber der Boden trocken, so ist zu überlegen, ob dieser Fehler durch eine künstliche Ueberschwemmung oder Bewässerung oder durch Abbringung der Erde verbessert werden solle.

3) Unter denen auf den Wiesen wachsenden Gräsern und Kräutern ist ein groser Unterschied; einige wachsen stark, taugen aber nichts zur Fütterung; andere bleiben klein sind aber vorzüglich gut zum Füttern; einige sind gar schädlich und auszurotten, weil sie das Viehe nicht frißt und durch sie bessern Kräutern die Nahrung benommen wird; andere stehen vorjezt zwar kümmerlich, können aber durch gehörige Wartung zu bessern Wachsthum gebracht werden; mithin ist

4) die Wartung dasjenige, was die Wiesen brauchbar machen muß.

Die Wartung der Wiesen hat derowegen zum Vorwurf:

a) Die natürlichen Fehler derselben zu verbessern.
b) Durch die gehörige Hülfe das Wachsthum des Grases zu vermehren.

Zur Verbesserung sind die bekanntesten Hülfs-Mittel:

1) Das Ueberschwemmen, Flössen und Bewässern.
2) Das Ableiten des Wassers, bey gar zu nassen Oertern.
3) Das Ueberfahren mit Erde bey niedrigen Oertern.
4) Man leitet die aus den bestellten Feldern kommende Wassergraben auf die Wiesen, damit sich der bey starken Regen von den Feldern abspielende Schlink in dem Graß vest seze. Durch kleine Nebengraben leitet man das Wasser wohin man will.
5) Hohe und trockne Stellen werden abgebracht. Man sticht erst das Graß sodenn ab, legt sie bey Seite, gräbet die Erde sodann so weit wie nöthig weg, und decket den Anger wieder überher.
6) Die Maulwurfshügel werden abgetragen und eben gemacht.
7) Saure Wiesen entstehen von übermäßiger Nässe und Kälte, werden mit Mergel oder ungelöschtem Kalch überfahren, wodurch die Säure corrigiret und das Graß dem Vieh im Geschmack angenehmer gemacht wird.
8) Wenn der Mooß bessern Kräutern im Wachsthum hindert; wird er mit scharfen von Weisdorn gemachten Besen losgekrazt und der Anger mit Taubenmist oder

aus-

ausgelaugter Asche auch Ruß überstreut. Man kann auch eine Horde in Gestalt einer breiten Leiter machen lassen, solche wird mit Zweigen von Weißdornen durchflochten und durch Menschen oder Pferde über den Anger weggeschleppet.

9) Ofenruß giebt ein feines stark wachsendes Graß, und wird daher von denen Engelländern auf ihre Boulingrins gestreuet.

10) Ist der Boden zu locker, wird er mit Viehe betrieben und dadurch vest getretten.

11) Die Engelländer haben besonders grose Walzen, womit die Wurzeln des Grases egal eingedruckt, auch die Keime etwas zerquetschet werden, daß sie mehrere Nebensprossen treiben.

12) Sind Wiesen mager, oder enthalten sie unbrauchbare Kräuter, so werden sie umgebrochen, beackert und alsdann mit Klee und gutem Graß besäet; nachdem man die Wurzeln und den Saamen von bösen Kräutern ausgerottet hat. Das Umackern geschiehet recht tief im Herbst zum ersten, vor Weynachten zum zweyten, und im Frühjahr vor der Saat zum drittenmahl.

13) Wenn es die Gelegenheit des Orts erlaubt, so tauscht man Wiesen und Weyden um, und läßt Pläze, die lange Jahre gemähet und zu Wiesen genuzet worden, mit Viehe betreiben, die Weyden aber mähen.

14) Der gröste Vortheil in den Hollsteinischen Haußhaltungen besteht darinnen, daß das Land in mehrere Schläge, Flachen oder Zelchen getheilet ist, wovon ein Theil jedesmahl gewisse Jahre zu Viehweyden genuzet, und denn gewisse Jahre über wieder bestellt wird. Das Land ermüdet sich gleichsam, lange Jahre einerley hervor zu bringen.

15) Wo Kohlenbrennereyen sind, dienet der Abfall und die ausgebrannte Erde aus den Mäulern oder Kohlblatten; aus den Glaßofen die sich auf dem geschmolzenen Glaße sezende Glaßgalle; aus Pott- und Seifensiedereyen die ausgelaugte Asche, vortreflich auf die Wiesen, um sie dünne damit zu bestreuen. Auch ist die Asche von Steinkohlen dazu gut.

16) Wo Torf gebrannt wird, giebt die Asche davon einen vortreflichen, den Most verzehrenden Wiesendünger. Auch der blose Abfall vom Torfe ist den Wiesen vortheilhaft.

17) Niedrige Wiesen werden oft damit artbar gemacht, wenn sie nur ein paar Zoll mit Erde überfahren werden, zu hoch darf es auf einmahl nicht geschehen, sonsten würden die Graßwurzeln ersticken, und könnten nicht durchdringen. Ist die erste Erhöhung aber noch nicht hinreichend, so kan es noch ein paar Jahre wiederholet werden.

18) Würde sich das Ueberfahren zu vest setzen, muß es im Frujahr wieder ausgeegt werden.

19) Wo man fette Schlam oder Teicherde hat, ist solche zu Ueberfahrung der Wiesen vortreflich; eine von meinen niedrigen Wiesen wurde damit erhöhet, und im folgenden Jahr mit Weiskraut oder Kohl bepflanzet, aus diesem lösete man mehr als

als das Erde fahren für Geld gekostet hatte, und in den folgenden Jahren erntete man mehr dann viermahl so viel Heu wie vorhin.

20) Eine Art der Erfrischung der Wiesen ist die Streuung der Maulwurfshaufen. Ich kan dahero die Maulwürfe nicht für so gefährliche Feinde ansehen, wie die Landwirthe sie zu halten pflegen; In der Erde suchen sie Würmer weg, welche eigentlich an den Pflanzen schädlich sind, und denen wir eher den Krieg ankündigen solten, als ihren Verfolgern, die zu unserm Besten arbeiten. Ueber der Erde ärgern uns ihre Haufen, und dieses vornehmlich auf den Wiesen, weil wir solche streuen müssen. Wir solten ihnen aber Dank wissen, daß sie uns lockere Erde verschaffen, um dadurch deren Ausstreuung die Wurzeln des Grases zu erfrischen, die wir mit Mühe herbey fahren müssen.

21) Die Maulwurfshaufen alle Jahre, auch in einem Jahre wohl mehrmal zu streuen, darf nicht versäumet werden, sonsten bewachsen solche mit unnüzen Kräutern, und geben den Ameisen Gelegenheit, darinn zu wohnen.

22) Wo bewachsene nichts nuzende Haufen auf den Wiesen sind, hat man allerley Vorschläge zu deren Abtragung; das beste Mittel aber scheint zu seyn, daß man solche durch die Hand wegbringt auf diese Art: der erste sticht mit dem Grabscheite von oben den Haufen mittelst eines Creuzstichs in vier Theile; der zweyte sticht denselben der Oberfläche der Wiese gleich ab, und ein Dritter oder nach Beschaffenheit der Umstände mehrere räumen die Stücke weg; entweder daß sie in Haufen gelegt werden, um angesteckt und verbrannt zu werden, damit man die Erde besser ausstreuen könne, diß ist bey Ameishaufen sehr nöthig, denn diese Thiere bilden sonsten gleich neue Haufen.

23) Oder man samelt die Stücke nur hie und da in Haufen, vermischt sie mit Mist- oder Schlammerde, läßt sie einige Jahre ruhen, biß sie sich durchgebrannt haben, und bringen sie denn hin, wo es nöthig ist.

24) Oder aber man fährt sie alsofort dahin, wo sie nöthig sind, um z. E. sumpfigte Gründe zu erhöhen, vom Wasser eingebrochene Pläze auszufüllen, unebene Gegenden zu vergleichen.

25) Wo Schilfgras wächset, welches dem Viehe zu hart ist, ist dagegen die Erhöhung das beste Mittel.

26) Wo sauer Graß wächset, welches kein Viehe frißt, scheint die Bemergelung das beste Mittel zu seyn, denn der Mergel als eine alcalische Erde, dämpft die Säure und hält 20 und mehr Jahre an.

27) Wo kein Mergel zu haben ist, hilft man sich mit Asche und andern vorbemelten Mitteln.

28) Rühret die Säure von denen im Grund stehenden Quellen her, so werden solche durch Graben abgeleitet.

29) Sind

29) Sind Graben nicht hinreichend, so machet man im Grunde Abzüge von Steinen oder Faschinen-Beete, auch wohl Döhle in den Wiesen.

30) Wo die Wiesen mit

Rüsch-, Binsen, Riedgraß, Semden. Iuncus. *Linn.*
Hauhechel, Gauchheil, Stallkraut. Ononis. *Linn.*
Wolfsmilch. Esula. *Linn.*

und andern dergleichen sich häufig ausbreitenden Kräutern mit perennirenden Wurzeln überzogen sind, ist das beste Mittel die Pflanzen um Johannis aus mit besonders dazu verfertigten schmalen Spaden tief in der Erde abstosen zu lassen: die Pflanzen haben alsdenn noch keinen Saamen, und stehen im vollen Safte, welcher in der starken Hitze die Wurzel ersticken machet; wenige Pflanzen werden im folgenden Jahr wieder austreiben, und man wird im dritten Jahr, wenn das Abstechen zum erstenmahl recht geschehen, schwehrlich nöthig haben, die Arbeit zu wiederholen. Werden aber die Pflanzen nicht tief genug und zum erstenmahl nur über der Erde abgestochen, so schlagen sie desto stärker aus; geschiehet es zu spät, so bleibt schon Saamen zuruck, und die Wurzeln ersticken nicht so leicht.

31) Wo Schwarzdornen, wilde Rosen und dergleichen Gesträuche eine Wiese überziehen, breiten sich solche von Jahren zu Jahren mehr aus, und man kan nicht früh genug anfangen, solche mit den Wurzeln auszurotten. Man hat dazu ein eigenes Instrument, welches ein Eradicator Jähteisen genannt wird, solches bestehet aus einer Gabel mit dreyen 20 Zoll langen starken und durchaus eingezackten Zinken, die gleich einer Mistgabel forne etwas aufstehen: Man stecket in solche einen 15 biß 16 Schu langen, oder auch wohl kürzern starken Stock von Eschenholz, woran ein Strick bevestiget wird; stösset und treibet sodann die Gabel unter die Wurzeln, legt einen Kloz darunter, und kan vermittelst des Stricks die stärksten Wurzeln heraus heben.

Man hat auch eiserne eingezackte, in einen Ring hangende Hacken, der Ring wird auf eine Stange geschoben, in welche forne ein Nagel geschlagen wird, daß der Ring nicht abgleiten kan; unter der Stange wird ein Kloz gelegt, so ziehet der Hacke durch niederdrucken der Stange die vorher losgegrabenen Wurzeln in die Höhe.

32) Hohe, nahe an Wiesen stehende Bäume, hindern oft den Wachsthum der Wiesen; Es sey durch die daran zurückprallende Sonnenstrahlen, oder durch abhaltung des Regens; oder dadurch, daß die in die Wiesen gehende Wurzeln zu sehr aussoren oder aussaugen; oder aber, daß die Ausdünstungen der Bäume, welche auf das Gras fallen, ihm nachtheilig sind; Solchem Uebel ist nicht anders, als durch wegnehmung der Bäume abzuhelfen. Es ist also zu untersuchen, ob der von den Bäumen verursachte Schaden stärker wie deren Nutzen sey.

33) Wer eine Wiese von neuen besäen will, sey sorgfältig mit Einsammlung des Heusaamens. Man wählet eine gutes Graß habende Wiese: läßt das Graß stehen, biß der Saame völlige Reife hat, doch nicht überreif ist, sonst fällt der beste aus: Man läßt das eingefahrne Heu obenhin dreschen, ehe es eingebanset wird, und verwahret den Saamen wenn er trocken ist, in einen losen Beutel an einem luftigen Ort. Sammlet man den von dem eingefahrnen Heu in den Scheuren zulezt übrig bleibenden Saamen, so ist der wenigste davon reif, oder er hat sich auf dem Boden zwischen dem Heu gebraunt, oder er ist gröstentheils von bösartigen Kräutern, als Disteln, Klapperkraut, (Pedicularis Linn.) und dergleichen. Man forschet in Engelland mit Fleiß nach, was für Sorten vom Graße am vortheilhaftesten in der Haußhaltung sind, und ziehet davon in Menge Saamen an, der dann ausgesäet wird; Eine Vorsicht, die wir billig nachmachen sollen.

34) Man soll einen zur Wiese bestimmten Ort nicht allein mit Graßsaamen besäen, sondern auch mit dem gewöhnlichen rothen spanischen oder weisen holländischen Clever. Jedoch so, daß ein jedes besonders gesäet werde, weil der Graßsaamen leicht, der vom Klee aber schwer ist.

35) Wo man Mist im Ueberfluß hat, läßt man im Anfang des Winters kurzen Mist über die Wiesen, die aber nicht den Ueberschweimmungen ausgesezt seyn dörfen, ausstreuen; da denn die beste Nahrung daraus den Winter über in den Anger zieht: Im Frühjahre wird der Mist abgeharket und weggefahren, wenn nehmlich keine Viehhuth drauf hergepacht ist.

36) Strohe von alten wohl durchgeräucherten Dächern, wenn es auf gleiche Weise vor Winters ausgestreut und im Frühjahr weggebracht wird, ist fast von noch bessern Nutzen, auch der Leimen von alten Gebäuen.

37) Man schlägt auch wohl die Schaafhorden auf die Wiesen, da denn nicht allein die Dungung von den Schaafen Vortheil schafft, sondern auch, daß sie den Boden recht vest treten.

38) In Franken hat man, wenn die Wiesen zwar nahe an den Flüssen, oder doch zum Ueberschwemmen zu hoch liegen, mit grosen Nutzen in den Flüssen grosse Wasser und Schöpfräder angelegt, welche das Wasser in die Höhe heben, und durch Rinnen auf die Wiesen leiten.

Ist eine Wiese nun in gehörigen Stande, so kommt es drauf an, wie man sie am besten nuzet?

Man nuzet sie aber auf dreyerley Art:

1) Daß man sie mit Viehe betreibet, welches das Graß abfrißt.
2) Daß man das Graß abmähet, und grün mit dem Futter verfüttert.
3) Daß man das Graß trocknet und zu Heu macht.

Einige Wiese können ihrer Lage oder Entfernung wegen, nicht mit Viehe betrieben, und

und nicht anders als zu Heu genuzet werden. Andere würden sich zum Mähen gar nicht schicken; und wieder andere können nach Belieben gehütet oder gemähet werden. Bey leztern beruhet es nun auf eine kluge Wahl, ob man sie auf die eine oder andere Weise am besten nuzen könne? Im Fall man sie mit Viehe betreiben will oder soll, ist wieder sorgfältig zu überlegen, welche Weyde sich am besten für das milchende Hornviehe schicke, welche hingegen stark genug seye, um Ochsen oder Hämmel darauf fett zu machen ꝛc. Desgleichen ob eine oder die andere annoch eine gewisse Anzahl Pferde ernähren könne, oder überhaupt mit mehrern Vortheile mit Fohlen betrieben werden mögte? Schaafe aber und Gänse, am wenigsten Schweine, dürfen gar nicht auf guten Weyden neben andern Viehe getrieben werden.

Die erstern fressen das frisch und kurz von andern Viehe abgefressenes Graß noch kürzer ab, und ziehen die Keimen sammt den Wurzeln aus der Erden, hindern also den Wachsthum. Die Gänze reisen gleichfalls die kurzen Keimen aus der Erde, und ihr heiser Koth verbrennt die Wurzeln als ein Gift. Der Schweinenmist ist, wenn sie auch nicht wühlen, dem andern Viehe ein Eckel. Pferde fressen hingegen das lange Graß und die geilen Blüte, die kein Kuh Viehe berühret.

Eine Hauptvorsicht ist, daß ein Haußhälter seine Weyden zu Anfang nicht zu frühe und nicht zu stark betreibet, sonst wird das Graß zu stark angegriffen und verlieret seinen Trieb, sonderlich wenn die mindeste Dürre einfällt.

Ist in der Mitte des Sommers Graß übrig, so kan man allezeit Viehe nachtreiben, nicht aber, wenn mehr Viehe als Weyde ist, Graß wachsen machen.

Die Wiesen, welche sodann gemähet werden, muß ein jeder Hauswirth kennen, ob sie fettes oder mageres, süsses oder saures, starkes oder schwaches Graß bringen. Mithin, ob das Heu sich für die Pferde, Kühe oder Schaafe schickte.

Es ist eine üble Wirthschaft, wenn man fettes Graß, womit man Viehe mästen kan, denen Pferden giebt, welche sich dran krank und blind fressen. Eine nicht geringere Verschwendung ist, wenn man mageres saures Graß, daß den Pferden dienlich ist, den Schaafen giebt, die es unter die Füsse treten, da es denen Pferden ein gesundes Futter seyn würde.

Es ist weiter zu überlegen, ob eine Wiese zwey oder dreymahl gemähet werden könne, oder ob zuträglicher seye, sie nur einmahl zu mähen, und lieber länger mit Viehe im Frühjahr zu betreiben. Jene nennt man zweyschürig, oder einmädig, leztere aber einschürig, oder zweymädig. Man pflegt zu tadeln, wenn dergleichen einschürige oder einmädige Wiesen anfangs abgehütet werden. Der Mangel der Weyden nöthiget aber oft dazu, damit indessen das Graß von den rechten Weyden erst besser erhärte und Heranwachse; das veste treten des Viehes und der Dunger schaffen auch, daß dergleichen Wiesen in der einen Schur mehr Heu geben, als man sonsten kaum in zweymahlen geerntet haben würde.

Hat man ausgemacht, welche Wiesen sich für jede Art vor Viehe schicke, so muß man weiter wissen, wie viel Fuder Heu oder Grummet für jede Sorte zur Ausfütterung nöthig

nöthig sey, und darnach das geerntete vertheilen; bleibt sodann noch Heu übrig, so ist ein weiterer Ueberschlag zu machen, ob solches mit Vortheil zu Geld gemachet werden kan, oder ob man mehr Viehe anschaffen, oder in die Fütterung nehmen solle? Hat man Gelegenheit fremd Viehe in die Fütterung zu nehmen, so gewinnet man den Mist. Füttert man sein Hornviehe gut mit Heu, so erhält man schwerer bessre zu verkauffende Ochsen, und die milchende Kühe, wenn sie bey Fleisch auf die Weyde kommen, geben desto mehr Milch. Bey den Schaafen pflegt die Wolle das daran gewandte Futter reichlich zu belohnen. Daher wird ein guter Haußhalter nicht leicht zum Verkauf schreiten, biß er nicht sein Viehe hinlänglich versorgt hat, und versichert ist, daß er bey dem strengsten und lange anhaltendem Winter, dennoch mit seinem Vorrath auslangen könne.

2.

Schatten bringende Gewächse die zu Laubhütten und bedeckten Gängen in Gärten dienen.

Man kann die Gewächse, die zu Bekleidung der Laubhütten und bedeckten Gänge in Gärten dienen, als jährige und perennirende, sodann als solche, die bloß wegen des Schattens und solche, die auch um der Blumen und Früchte willen, dazu gebraucht werden, betrachten.

Von jährigen, oder solchen die alle Jahre von neuem angezogen werden müssen, weil sie nur ein Jahr dauern, werden hier folgende bemerkt:

Convolvulus, Winde, Spanische Glocken, von verschiedener Farbe, vornehmlich

Convolvulus hederaceus Linn. mit rother und blauer Blüthe, mit welchem einige an den Lusthäusern zugleich

Tropaeolum maius Linn. das die Gärtner Nasturtium indicum, Indianische Kresse nennen, und andere laufende Gewächse, die sich zusammen vertragen, vermengen; damit die mannichfaltigen Farben der Blüthen dieser Gewächse das Auge ergötze.

Phaseolus, laufende Bohnen von verschiedener Art in der Blüthe und im Samen. Besonders dienen zu diesem Zweck: die sogenannte Arabische grosse Bohne, von bunter, schwarzer und weiser Farbe; die Schwerdbohne, die Brechbohne, die Sibirische roth und weiß gesprengte Bohne u. a. Es können auch verschiedene Arten von steigenden Erbsen gut unter den Bohnen angezogen werden, und man hat mit einigen, als der sogenannten Pyramiden- Mond- Admirals- Maulwurfs- und andern Erbsen die Wände von kleinen Laubhütten öfters alleine bekleidet.

Cucur-

Cucurbita, Kürbis auch von unterschiedener Art. Es giebt Bogengänge mit den gewöhnlichen die gegessen werden, mit Flaschenkürbissen und mit der Herkules Keule, theils allein, theils in Gesellschaft anderer steigenden Gewächse. Aber bey den meisten jährigen Gewächsen ist der Genuß des Schattens von kurzer Dauer, und die darauf zu wendende Mühe wird dadurch und durch die etwa zu erhaltende Früchte, nicht recht belohnt. Es behaupten daher die perennirenden einen Vorzug für jenen der in die Sinne fällt, und keiner weitern Vorstellung bedarf. Was diese viele Jahre daurende Gewächse anbetrifft, so kommt es bey Anlegung der Laubhütten und Gänge darauf an, ob man bloß Schatten von den Blättern, oder auch zugleich von den Blumen etwas fürs Auge und die Nase, oder von den Früchten etwas für den Mund, haben will.

Blos zum Schatten dienen allerhand wilde Holzarten; als:

a) nur im Sommer grüne:

Carpinus betulus, Weißbuche, Hagebuche.
Fagus sylvatica, Rothbuche, Buche.
Tilia europæa, Linde.
Ulmus campestris, Rüster, Ilme.
Acer Pseudo Platanus, weiser Ahorn, Ahorn.
Acer Platanoides, spizer Ahorn, Berg Ahorn, Lönne.
Acer campestre, kleiner Ahorn, Maßholder Strauch.
Betula alba, Birke.
Setula alnus, Eller.

Unter diesen behaupten die Weißbuche und Linde in verschiedener Absicht einen Vorzug für den übrigen. Sie kommen in allerley Boden auch in schlechtem fort; wie wohl man den Boden bey Anlegung einer Laubhütte und bedeckten Ganges leicht verbessern kan; geben guten Schatten, sind dauerhafft, und wenn sie gleich vom Anfang an und sodann auch in der Folge recht in Schnitt gehalten werden, so wachsen die Aeste so ineinander hinein und durcheinander, auch durch die Stämme durch, daß ein natürliches Flechtwerk daraus entstehet. Wenn hier der menschliche Fleiß nur ein wenig zu Hülfe kommt, so können Bogengänge von einer ansehnlichen Höhe und Breite gemacht werden, die sich, wenn sie erst recht zusammen gewachsen sind, gegen die stärksten Stürme erhalten, ohne an Säulen, Latten und Reife angeheftet zu seyn.

Der Ahorn und die Lönne, welche mit ihren grossen Blättern viel Schatten machen, können unter obige beyde Arten mit untergesetzt, auch allein gebraucht werden. Das Schneidelholz schaft bey diesen wilden Holzarten doch auch einen Nebennutzen, so wie die Blüthe, besonders von der Linde für die Bienen nützlich ist.

Eben können hieher auch noch folgende gerechnet werden:

Celastrus scandeus, americanische Schlingstande; sie gehet aber nicht sehr hoch, schlägt stark aus der Wurzel aus und kriecht mit derselben. Sie schlingt sich

stark

stark um andere Bäume und Sträucher wobey sie wächst, und erstickt sie, müßte also allein gepflanzet werden.

Menispermum canadense, Schildbatt; hat grosse schildförmige Blätter, macht Ranken von ansehnlicher Länge, wächset geschwind, giebt viel Schatten, läuft stark aus der Wurzel aus und vermehrt sich also stark:

Ptilea trifoliata, läßt sich an Geländer ziehen und giebt ein gutes Ansehen, hat aber übelriechende Blätter.

Rhamnus catharticus, Creutzdorn.

Ligustrum vulgare, Reinweiden und andere.

b) Im Sommer und Winter grüne:

Hedera, Epheu, sowohl unser innländisches, als das fünfblätterichte amerikanische, oder

Hedera quinquefolia.

Thuca occidentalis, Lebensbaum.

Sabina, Sadebaum, Sevenbaum und andere Nadelhölzer.

Von letztern sollen zwar Laubhütten gemacht worden seyn, die ein trefliches Ansehen gehabt; man hat aber wegen des penetranten Geruchs sich nicht lange darinnen aufhalten können, ohne Kopfschmerzen davon zu bekommen. Die Blätter des Lebensbaums sind auch von widrigem Geruch.

Wegen der Blumen sind gebräuchlich:

Lonicera Periclymenum, Zaumgilge; wächst selbst in den Nördlichen Gegenden Deutschlands in den Hecken.

Lonicera caprifolium, je länger je lieber. Beyde sind wegen der wohlriechenden Blumen sehr beliebt, steigen sehr in die Höhe, werden aber unter dünne und von den spannischen Fliegen stark besucht, welche einen unleidlichen Geruch von sich geben. Man kan jedoch diese Gäste, die sich oft zu vielen tausenden einfinden, bald loß werden, wenn man in einer mit je länger je lieber überzogenen Hütte, mit angebrannten Schwefel räuchert, fallen sie alle Tod zur Erden.

Bignonia radicans, hängt sich mit seinen Wurzeln fast wie Epheu an; hat schöne grüne Blätter, und sehr grosse vortrefliche scharlachrothe Blumen mit langen Röhren; deswegen das Gewächs in Engelland **Trompeten-Blume** heist. Es läuft sehr hoch und wird unten dünne, man muß es also unten an andere Gewächse pflanzen, wozu sich die kleinere Varietät dieser Gattung schickt, die nicht so hoch geht.

Clematis Flammula, Lyne.

Clematis vitalba, Waldrebe.

Clematis viticella, blaue Rebbinde.

Die beyden ersten wachsen hier zu Land wild, die dritte in Gärten. Sie geben sehr dichte Wände und steigen sehr hoch: das leztere bringt schöne blaue Blumen, die man auch gefüllt hat.

Lycium

Lycium barbarum, mit und ohne Stacheln, ein ziemlich hochgehender Strauch, so geschwind wächset, und nicht übermäsig dichte Wände macht, aber von der Wurzel etwas auslauft. Die rothen Blumen geben ein sehr schönes Ansehen.

Syringa vulgaris, türkischer Hollunder.
Syringa persica, kleiner türkischer Hollunder.
Philadelphus coronarius, weiser Jasmin.

Alle drey sind sehr bekannt, und zu Lusthütten bey uns die gemeinsten Gewächse, werden aber unterwärts bald kahl, daher man unten herum andere Gewächse zur Bekleidung der Hütte anziehen muß. Man hat blauen, weisen und rothen türkischen Hollunder: man kan aber auf einem Stock alle drey Arten oculiren. Die Ranken müssen wohl angeheftet und im August beschnitten werden.

Viburnum Opulus variet. opulus. Flore globoso, Schneeballbaum, ist zwar auch in Gärten an Hütten sehr gemein; aber der Geruch der Blume ist nicht angenehm, und sie ziehen viel Insecten nach sich.

Sambucus nigra, Hollunder, Fliederstrauch. Auch dieses bekannte Gewächs hat man zum Schatten an Hütten angelegt gesehen, aber der Geruch der Blumen, den einige lieben, andere verabscheuen, ist in der That schädlich.

Robinia Caragana, Robinien Baum; läst sich auf alle Art ziehen und schneiden, wächst ungemein geschwind und dicht; die Blätter haben ein schönes lebhaftes grün, und die damit vermengten vielen gelben Blumen, geben ein vortrefliches Ansehen: es ist also unter den Sträuchern so zu Bekleidung der Hütten und bedeckten Gänge zu gebrauchen sind, eines der vornehmsten.

Noch kan man hieher rechnen:

Celtis australis, Lotosbaum, französisch Micacoulier. Wiewohl dessen Blumen nicht ansehnlich sind, er läst sich ziehen und schneiden wie man will. Das Holz giebt vorzüglich gute Faßreifen die sehr lange dauren, auch Brancarden oder Bäume zu Wägen.

Stachliche Gewächse.

Rosa minor, vulgo majalis. Zuckerrose.
Rosa villosa, Rosenapfel.

Die erste, welche auch Mayrose heist, weil sie frühzeitiger als andere und schon im May blühet, ist ein vortrefliches Gewächs zu Hecken, die unter der Scheere gehalten werden, den sie flicht sich um die andern Gewächse herum, und macht dergleichen Hecken undurchdringlich, wie man aus Erfahrung weiß, aber sie läst sich auch an Laubhütten neben andern Gewächsen gut anziehen, und verwahrt auch diese für den ersten Anlauf, wenn sie sonst mit Thüren und Läden versehen sind.

Wegen der Früchte sind gebräuchlich:

Vitis, der Weinstock. Es wird an Hüttenspalieren nur an der Sommerseite angezogen, es werden aber auch lange Bogengänge damit über und über bekleidet, nur muß der Gang so angelegt werden, daß die daran aufgezogene Stöcke die Sonne und Luft von allen Seiten ungehindert geniesen; es muß ferner den Stöcken ein convenabler Boden, der nicht zu fett und zu feucht ist, verschaffet, und sie müssen nicht zu enge aneinander gesezt werden; man muß sie ferner nicht zu sehr ins Holz wachsen, oder ihnen zu viel Zweige lassen, wie denn eine Art vor der andern ihrer Natur nach mehr ins Holz wächset, dergleichen diejenigen sind, deren Früchte später reifen, daher man solche Arten deren Trauben zeitig reif werden, erwählen, sie aber auch durch schickliches und nach befinden, wenn es alte oder schwache Stöcke sind, zeitiges Beschneiden, bald nach der Weinlese im Herbst, und sonst wohl warten muß; oder man bekommt nur Holz und Blätter, und nur geringe und unreife Trauben, und siehet sich daher gezwungen, die Bogen wieder abzunehmen und die blosen Wände beyzubehalten.

Morus nigra & alba, der schwarze und weise Maulbeerbaum.
Prunus armeniaca, Apricosenbaum.
Amygdalus persica, Pfirschbaum.
Cerasus, Kirschbaum.
Prunus, Pflaumbaum.
Corylus sylvestris, Haselnuß.
Corylus sativa, fructu oblongo, Lampertsnuß.

Alle diese Fruchtbäume und Stauden, lassen sich an Spalieren und auch bogicht an bedeckten Gängen ziehen; sie müssen nur nicht zu weit vom Gerüste ab, und zu nahe zusammen gesetzt werden.

3.

Einen entzündeten Schloth oder Schorstein geschwind und sicher zu löschen.

Wenn ein Schorstein in Brand geräth, so muß man vor allen Dingen das unterliegende Feuer, wodurch der Brand entstanden, auseinander nehmen, damit die in die Höhe schlagende Flamme gemindert werde. Man hüte sich aber ja, daß man kein Wasser in dieses Feuer giese, oder auch nur die Brände damit auslösche, welches hierbey schädlich ist. Man nehme alsdenn ein irdenes Geschirr, sollte es auch ein alter Hohlziegel seyn, lege einen guten Vorrath glühender Kohlen darauf, seze dieses Kohlfeuer recht unter den brennenden Schorstein, und werfe eine gute Hand voll Schwefel auf die Kohlen. So bald der Schwefel in Brand geräth, zieht sich der saure Schwefeldampf mit der Luft in den Schor-

stein

stein hinauf, und das Feuer wird im Augenblick erstickt, wenn es auch bereits so über Hand genommen hätte, daß die Flamme oben hinaus schluge. Hierbey ist nur mit wenigem noch folgendes zu erinnern. 1) Das Ausgiesen des Feuers mit Wasser muß wie oben gedacht um deswillen unterlassen werden, weil sich sonst der saure Schwefeldampf an die feuchten Wasserdünste schläget, und also in seiner Würkung gegen das Feuer gehindert wird. 2) Wenn bereits Kohlen auf einem unter dem Schorstein stehenden Heerde liegen, oder man kan die Kohlen ohne Gefahr aus dem Ofenloch ziehen, so braucht es keines besondern Gefässes. 3) Das Gefäß kan auch von Eisen, Kupfer oder Meßing seyn, er wird aber auch durch den brennenden Schwefel verdorben. 4) Ist der Schorstein sehr weit und hoch, muß man desto mehr Schwefel aufwerfen, auch im nöthigen Fall biß zur völligen Löschung mit dem Aufwerfen fortfahren. 5) Gezogener Schwefel oder Schwefelfaden sind hierzu am besten, wenn man sie haben kan, weil sie geschwind und helle brennen, in deren Ermanglung aber schlage man nur den ganzen Schwefel ein wenig in Stücken. 6) Sollte sich das Feuer so lange im Schorstein verhalten haben, daß unten keine Kohlen mehr vorhanden wären, so muß man in Ermanglung den Schwefelfaden geschwinde ein klein Holzfeuer anmachen und den ganzen Schwefel in Brand bringen. 7) Bey dieser Löschungsart hat man nicht zu befürchten, daß der Schorstein etwa springen möchte, wie durch Wassergiesen, Schiesen und dergleichen gewaltsame Mittel zu geschehen pflegt. Da die Schorsteine öfters in Brand gerathen, auch öfters zumahl auf dem Lande grosse Feuersbrünste daher entstanden sind, dieses Mittel aber so sicher und geschwind auch von geringen Werth ist; so wird ein jeder Haußwirth wohl thun, wenn er an einem besondern Ort einen gewissen Vorrath Schwefel aufbehält, um im Fall der Noth sich dessen bedienen zu können.

4.

Anweisung den Anbau des türkischen Waizens oder Korns betreffend.

Es ist einerley, ob diese Frucht in Braachkorn- oder gesommert Feld gebracht wird, nur muß das Feld entweder in guter Besserung stehen, oder besonders dazu gedüngt werden. Das leztere ist freylich vorzuziehen. Das Feld muß wie zu andern Korn viermahl geackert werden, nur mit dem Unterschied, daß zwey Aecker arbeiten davon, wo möglich, noch vor dem Monath Merz oder wenigstens gleich zu Anfang desselben beendigt sind. Das Feld wird übrigens wenigstens eben so tief gepflüget als zu Kraut. Zu Ende des Aprils, oder im Anfang des Mayes wird der Saame, wenn er vorhero einen Tag eingequellet worden, an einem heitern und schönen Tag in die Erde gebracht. Hierzu werden mit einem Krautstrich, dessen Zinken anderthalb Schuh von einander stehen, die Reihen so wie bey dem Krautstecken, in gerader Linie gezogen, und alsdann in gerader Reihe abermals anderthalb Schuh weit mit einem Pflänzer Löcher drey gute Zoll tief gemacht. In jedes Loch legt man

2 Körner, weil zu Zeiten eines ausbleibt. Gehen sie aber alle beyde auf, so reiset man die schwächste Pflanze davon, wenn sie etwa einer Hand breit hoch ist, weg. Zu Ende des Monats May oder im Anfang Junii häufelt man ein wenig die Erde an den Fuß der Pflanze, wodurch das Land nicht nur vom Unkraut gesäubert, sondern auch der Boden um die Pflanze locker gemacht wird. Zu Ende des Monats Junii aber wird nunmehr das Feld ordentlich wie Kraut gehackt, nur mit dem Unterschied, daß die Erde viel höher an jedem Stock aufgehäufelt wird. Gegen das Ende des Monats August werden die männlichen Blüthenstengel an denenjenigen Stöcken, an welchem die Häuthe der Kolben aufgeschwollen scheinen, abgeschnitten. Diese abgeschnittene Stengel sind ein trefliches Futter vor das Rindviehe. Hiernächst nimmt man alsdann von Zeit zu Zeit die grösten Blätter, die schadhaften Kolben, und die Räuber von denen Stöcken hinweg, und füttert solche gleichfalls vor das Rindviehe, welches sie sehr begierig frißt. Gegen Michaelis wird dieses Korn zeitig. Man wählt zum Einerndten wo möglich einen heitern Tag, und reisset an solchen die Stengel mit den Wurzeln aus, damit diese das Pflügen nicht hindern, jene aber verfüttert werden können. Man bringet solche alsdenn sogleich nach Hause an einen trockenen Ort, schneidet die Kolben von denen Stengeln ab, und ziehet die Blätter ab, welche die Körner bedecken. Die entblößten Kolben leget oder hängt man auf einen luftigen Boden, biß sie trocken und dürre geworden, und alsdann macht man die Körner aus, welche, wenn sie zu Zeiten gewendet werden, einige Jahre gut und zur Aussaat tüchtig bleiben. Diese Körner sind sowohl geschrothen als ungeschrothen ein gar herrliches Mastfutter vor Rindviehe, Schweine und alle Gattungen von Federviehe. Das ordentliche Mehl aber davon giebt sowohl vortrefliche Klöse als auch ein sehr angenehmes Milch- oder Wassermuß. Nur muß bey denen Klösen etwas weniges anderes Mehl dazu genommen werden, weil solche sonsten gar zu locker werden, daß sie nicht zusammen halten, sondern zerfallen.

5.

Holländischen Käß zu machen.

Da jährlich ein ansehnliches Geld für ausländischen und insonderheit holländischen Käße bey uns ausser Lands geht; sollte es nicht der Mühe wehrt seyn, uns diesen Verlust wenigstens um einen großen Theil, durch eine schmackhaftere Zubereitung unsers inländischen Products zu ersetzen? Zumahl, wenn man bedenkt, daß es fast den meisten oder doch sehr vielen deutschen Provinzen nicht an guter Weyde und Viehzucht mangelt. Man will patriotisch gesinnten Landwirthinnen die Art und Weise, wie man in Holland den Süßmilchkaeß zubereitet, bekannt machen; vielleicht machen sie Versuche, ob es nicht möglich seye, ihrem Vaterland jährlich einen Theil des verlohren gehenden Geldes zu erspahren.

Der Holländische Käß, wird wie aller von süsser Milch zubereitete Käße, geläbt, und was Laab seye, ist allen Landwirthinnen bekannt. So bald die Milch des Morgens oder

oder des Abends denen Kühen abgezogen ist, seiget man sie in eine Budde oder Faß. Einige pflegen die Morgen- und Abend-Milch zusammen zu giesen; man thut aber am besten, daß man jedesmahl einerley Milch nimmt. Die Milch muß, indem sie eingegossen lauwarm seyn, so wie sie vom Viehe eben gemolken ist. Ist sie nicht mehr warm, so muß sie an gelindem Feuer lau warm, aber nicht heiß gemacht werden, so daß sie ihren natürlichen Grad der Wärme wieder erhält. Alsdenn thut man nach Proportion der Vielheit der Milch einen Löffel oder Theeschale voll Laab hinein, und die bekannte Würkung hiervon ist, daß die Milch gerinnet, und Warke oder Molken und Käße in der Budde von einander geschieden wird.

Die Molken wird abgegossen, und der zusammen gelaufene Käß-Teich alsdann dreymahl nach einander, so daß man jedesmahl eine halbe Stunde darzwischen wartet, fest durch die Hände gerungen, oder nach holländischen Ausdruck gekniffen, damit sich die darinnen noch vorhandene Molken heraus drückt. Hierauf wird der Käseteich in eine darzu gemachte beliebige entweder grössere oder kleinere hölzerne Form, so wie man den Käß klein oder groß verlangt, so fest als möglich eingeknätet, oder wie die Holländer sagen, engeforceert, und zugleich gesalzen. Auf den in der Forme liegenden Käß legt man einen ziemlich wichtigen Stein zum Pressen, und die Form muß im Boden einige Löcher haben, damit die herausgepreßte Feuchtigkeiten ablauffen können, und der Käß seine Festigkeit erhält. Und damit diß desto mehr geschähe, muß der Käß dreymahl, und zwar jedesmahl nach Verlauf einer oder zwo Stunden herausgenommen, umgekehret, und von der andern Seite wiederum eingelegt werden. Wann dieses geschehen, wird er heraus gehoben, umher mit Salz berieben, und auf ein Brett gelegt um ihn zu trocknen. Nach zweyen Tagen kan er bereits gegessen werden. Seine Güte und Wohlschmack kommt hauptsächlich darauf an, daß man bey der Güte und Zubereitung die rechte Proportion der Labung und des Salzes trifft. Je älter er wird, je schöner wird er, und Leuthe von verwöhnter Zunge pflegen auch wohl um seinen Geschmack noch mehr zu erhöhen, in den schon trocknen Käß auf der einen Seite eine kleine Aushöhlung mit dem Messer zu machen, in die Wunde ein Glaß alten Wein zu giessen, darauf sie mit frischer Butter auszufüllen, und mit der Käßrinde wieder zu bedecken, und alsdenn den Käß noch ein viertel oder halbes Jahr Pardon zu geben.

Ich weiß wohl was unsere haußhälterische Landwirthinnen gegen die Nachahmung des holländischen Käßes einwenden werden. Sie werden es eine Milchverschwendung heissen, und sich auf dem Unterschied des Viehes und der Weyde von Holland und Deutschland beruffen. Ich gebe zu, daß in Städten und an solchen Oertern wo Weide und Milchung gering ist, und wo Milch und Butter mit mehrern Vortheil genuzet werden kan, es wohl eben nicht anzurathen wäre, dergleichen Käße bey uns zu machen. Allein es giebt auch in Deutschland viele Gegenden wo die Viehezucht ansehnlich, das Vieh Milchreich, und der Verkauf von Butter und Milch so leicht und vortheilhaft nicht ist. Diese würden ihren Ueberfluß nicht besser anwenden, als wenn sie durch Zubereitung solcher Käße ihr Vaterland bereicherten. Der Verlust in Ansehung der Milch wird dardurch zugleich sehr gemindert, daß man die süsse Molken gebrauchen kan, welche in Landhaushaltungen sehr gut zu

 nutzen,

nutzen, und für Gesinde und Arbeitsleute, zumahlen in heissen Jahrszeiten eine gesunde und angenehme Speise, und ein kühlender Trank ist.

Doch damit ich meine wirthschaftlichen Mitschwestern wieder aussöhne, will ich ein paar sparsamere Methoden, gemeinen Landkäß wohlschmeckend, und mit Vortheil zu machen hinzusetzen, weil selbige doch nicht allenthalben bey uns bekannt sind.

Man nimmt die gewöhnliche saure Milch, nachdem der Rahm davon abgenommen, und legt sie, ohne sie vorhero am Feuer zu härten, in kleine Körbe, oder auch in hölzerne Becher, deren Boden und Seiten durchlöchert sind, und streuet etwas Salz und Kümmel darüber, läßt die Molken etwa eine halbe Stunde lang durch die Löcher ablauffen, und die dicke Milch sich an den Boden senken; legt alsdann abermahl von der Milch drauf, und so zum 3ten und viertenmahle, und vergißt jedesmahl das Salz nicht. Ist der Korb endlich von dem angesetzten Käßteich voll, so läßt man ihn 2. 3. 4. Stunden lang sich setzen, schüttet hernach den Käß ohne ihn zu zerbrechen auf ein Bret, bestreuet ihn mit ein wenig Salz, und legt ihn an die Luft zum trocknen. Hierzu wird aber nothwendig erfordert, daß die Milch kleberig sey, welches sie bey warmer Witterung am meisten zu seyn pflegt. Ist sie nicht kleberig, so pflegt der Käß mit der Molken zu zerrinnen. Man kan ihr aber bey kalter Witterung zu Hülfe kommen, wenn man zu der sauren Milch ehe sie in die Körbe gelegt wird, etwas warmes Wasser giesset, oder sie in einem irdenen, nicht aber in einem metallenen Gefäß an einen warmen Ofen; oder auf die von Kohlen erwärmte Platte des Feuerheerds, nicht aber an großes Feuer setzt. Wird die saure Milch an ein starkes Feuer gesetzt; so wird sie hart, zähe, und lederhaft; und diß ist der gewöhnliche Fehler der unsere Landkäße verderbt. Die auf diese leichte und gar nicht kostbare Art zubereiteten Käße erhalten einen fürtreflichen Geschmack, und sind gesünder, als gelabte Käße. Die ganze Kunst wordurch sie wohlschmeckend werden, bestehet darinnen, daß die Milch rein und nicht verdorben seye, und daß man sie gehörig mit Salz trift. Denn salzet man zu viel, so werden sie spröde, salzt man hingegen zu wenig, so werden sie zähe, und in beyden Fällen unschmackhaft.

Auf ähnliche Weise werden die sogenannten Harzkäße gemacht.

Eine besonders sparsame und vortheilhafte auch ganz wohlschmeckende Art Landkäße, ist der Tartuffel-Erdbirn Käß, wenn ich ihn so nennen darf.

Man bereitet die saure Milch, so wie man in Westphalen und dem Hessenlande den sogenannten scharfen rothen Käße macht. Die saure Milch wird am Feuer stark gehärtet, in einem Tuch rein ausgepreßt, nachher mit der Hand klein gerieben, und in ein zuzudeckendes Gefäß geschlagen, in welchem der Käß einige Tage steht, biß er entbrennt, man kocht alsdann Tartuffeln mit der Schale gar, zieht die Schale ab und reibt sie, nachdem sie kalt geworden sind, auf einem Reibeisen ganz klein. Von diesen geriebenen Tartuffeln nimmt man zwey Theile, und einen Theil von der vorhin präparirten Käßmasse, oder noch besser, die halbscheid Tartuffeln und die Hälfte Käße, knätet beydes scharf durch einander in eine Masse, und wälzet daraus Käße, die an der Luft getrocknet werden. Ist die Masse zu

trocken

trocken und will nicht zusammen kleben; so feuchtet man sie mit ein wenig Wasser oder Bier an. Diese Käße bekommen einen guten Geschmack, indem die Schärfe der gehärteten und gegohrnen Milch durch die Weichlichkeit des Tartuffelmehls gemildert wird, und der gemeine Mann ißt sie gerne. Man darf nicht erinnern, daß durch diese Zubereitung bey volkreichen Tischen des Landmanns viel erspart wird, und ich hoffe, daß diejenigen von meinen landwirthschaftlichen Mitschwestern, die ich vorhin durch meine holländische Käßekrämerey erzürnet hatte, mich nun nicht weiter eine Milchverschwenderin heissen werden.

(Aus den Braunschweigischen Anzeigen.)

6.

Von dem Beschneiden der Frucht-Bäume.

Einen Baum zu beschneiden, hält mancher für eine gar geringe Kunst. Er nimmt ein Messer und schneidet alles weg, was das Unglück hat, vors Messer zu kommen; und nun ist er fertig. Allein einen Baum so zu beschneiden, daß man die Fruchtbarkeit und das Tragen nicht hindert, sondern vielmehr befördert, erfordert schon eine genaue Kenntnuß der Natur eines jeden Baums, den man beschneiden will. Die Gärtner müssen dieses verstehen, wenn sie den Nahmen eines geschickten Baumgärtners führen wollen. Ein Haußvater handelt daher auch vorsichtig, wenn er seine Bäume einem geschickten Gärtner anvertrauet; weil aber nicht ein jeder hierzu Gelegenheit hat, und sich mancher Liebhaber der Baumzucht findet, dem es nüzlich wird, wenn ihm die Vortheile und Regeln gezeiget werden; wird es nicht undienlich seyn, über dieses Stück der Haußwirthschaft einige Betrachtungen anzustellen.

Man hat bey der Baumzucht eine gedoppelte Absicht. Entweder man sucht einem Baum die Gestalt einer Pyramide, einer Kugel, einer Glocke, eines Kessels zu geben; oder man sucht die Fruchtbarkeit des Baums zu befördern. In dem ersten Fall muß man oft die schönsten Zweige, die die besten Früchte versprechen, der blossen Gestalt aufopfern, und der beste Zweig muß weggeschnitten werden, wenn er die Form und das Ansehen hindern würde. Hier arbeitet die Hand mehrentheils fürs Auge, und dieses giebt die Regel, nach welcher man den Schnitt vornehmen muß. Von dieser Art werde ich jezt nicht besonders handeln; ich will nur diß einige bemerken, daß es bequem aber niemahls vortheilhaft ist, Bäume mit einer Heckenschere zu beschneiden. Sind es lauter junge Schößlinge, so geht es noch an: trifft man aber 2. oder 3. jährige Zweige, so wird der Zweig gequetschet, und wenn es ein hiziger Baum ist, so erzeugt sich ein Brand, und der Baum wird bald zu Grunde gerichtet.

Die andere Art Bäume zu beschneiden geschiehet um des Nutzens willen, nehmlich bey jungen Bäumen das Tragen zu befördern, und bey den bereits Tragenden die Fruchtbarkeit dergestalt zu lenken und zu vermehren, daß kein Zweig ohne Frucht bleibet. Wenn man junge Bäume besiehet, die niemahls beschnitten worden, so findet man Zweige, die oft eine Ehle lang sind, woran weder Aug noch Blatt, als blos am Ende des Zweigs zu finden ist. Dieser Zweig wird dem Baum zur Last, der ganze Zweig, der eine Ehle lang ist, wird ernähret und nutzet nichts mehr, als er thun würde wenn er 3 Zoll lang wäre. Dieses zu verhüten ist der Hauptsaz und worauf das Beschneiden beruhet und die Quelle woraus alle Regeln dieser Kunst herfliessen.

Damit dieses deutlicher werde, muß ich folgendes zum Voraus setzen: 1) Die Bäume werden gemeiniglich im Febr. und Marz. beschnitten. Birn- Aepfel- Kirsch und Pflaumenbäume, können sobald das Laub abgefallen ist, und den ganzen Winter hindurch beschnitten werden. Jedoch ist bey solchen Bäumen, welche sehr stark ins Holz treiben anzurathen, den Schnitt etwas später, und alsdenn erst vorzunehmen, wenn ihre Knospen stark aufgeschwollen, und dem Austrieb nahe sind. Was also im vorigen Sommer gewachsen, heisset ein Schößling, oder jähriger Zweig; was den Sommer vorhero gewachsen, ein Zweyjähriger, u. s. w.

2) Zähle ich die Augen an dem Schößling also, daß das Aug, so dem zweyjährigen Zweig am nechsten ist, das erste, das folgende, das zweyte, u. s. w. und das Aug das an der Spitze eines Schößlings sitzt, das letzte genannt wird. Ich folge hierinn der Ordnung der Natur im wachsen eines Baums.

Diese beyden Anmerkungen dienen dazu dem Unterschied eines Holzzweigs und eines Fruchtzweigs anzugeben. Beyde sind unterschieden. Ein Holzzweig kan nicht anders als durch den Schnitt, oder durch die Länge der Zeit und hervortreibung der Fruchtzweige tragbar gemacht werden. Ein Fruchtzweig wird durch einen unvorsichtigen Schnitt sowohl, als auch durch Unterlassung des Schneidens zum Holzzweig gemacht, indem, wenn man den Schößling aus dem letzten Aug fortwachsen lässet, der gröste Theil der Frucht-Augen erstirbt.

Holzzweige sind diesem nach 1) alle Schößlinge, die aus einem zwey, drey oder vierjährigen Zweige unmittelbar hervorschiesen. 2) Wenn ein Schößling beschnitten worden; so treibet er im folgenden Jahr zwey oder drey Zweige aus den beyden oder drey letzten Augen; unter diesen Zweigen ist der aus dem letzten Auge mehrentheils der stärkste, und ist ein Holzzweig. Die Zweige aber, die aus einem Aug eines jährigen Schößlings hervorwachsen, sind Fruchtzweige; ausser demjenigen, der aus dem letztern Auge eines beschnittenen Schößlings gewachsen ist.

Weil nun ein Holzzweig nicht anders genuzet werden kan, als daß man ihn zwinget, Fruchtzweige zu erzeugen, so folget daraus die erste Regel: daß ein Holzzweig kurz abgeschnitten wird. Man läß ihm nur 3 oder 4. Augen, und zwingt ihn dadurch, daß er drey

drey neue Fruchtzweige und einen Holzzweig treibet. An einem Fruchtzweig müssen die Augen reifen, daß sie Blüthen und Früchte treiben. Dieses geschiehet aber nicht wenn die Augen Zweige treiben, daher folgt die andere Regel: daß man die Fruchtzweige lang beschneidet. Man läßt ihnen, nachdem der Baum gesund ist und stark treibet, 6 8. auch wohl 10. Augen, und alsdenn treibet das letzte Aug einen Holzzweig, das nechste darunter einen neuen Fruchtzweig, und die untern Augen setzen sich zum Frucht tragen. Durch Beobachtung beyder Regeln erhält man 1) daß an dem Baum keine leeren Zweige kommen. 2) Daß jährlich Zweige da sind, die sich zum tragen reifen, und andere, die bereits würklich tragen. 3) Folglich keine unnütze Zweige vergeblich ernähret werden.

Hält man sich nun an diese beyden Hauptregeln; so muß man hernach auf die Beschaffenheit des Baums selbst sehen; diese ist entweder zufällig oder natürlich. Zu jenem gehört, ob ein Baum stark oder wenig treibet. Je stärker er treibet, desto mehr Augen muß man den Fruchtzweigen lassen, damit der Baum etwas zu ernähren habe; denn sonst treibt er zu stark, und die Augen, die sich zum tragen bilden sollten, verwandeln sich in Zweige. Treibet er nur wenig; läßt man ihm auch weniger Augen, doch siehet man hieben auch auf die Jahre. Ein guter und gesunder Baum treibet desto stärker, nachdem er oft beschnitten worden: so wie es einem Baum, der jährlich beschnitten worden, eine Krankheit, und wohl gar den Tod bedeutet, wenn er anfängt, schwach und matt zu treiben.

In Absicht der natürlichen Beschaffenheit, muß man die Natur des Baums kennen und wissen, wie alt das Aug an dem Fruchtzweig werden muß, ehe es blühen und tragen kan. In diesem Stück findet sich eine grose Verschiedenheit unter den Bäumen. Einige Bäume tragen aus einem Auge das ein Jahr alt ist. Ein Schößling der ein Jahr alt ist, und kein Holzzweig ist, bringet schon seine Früchte. Dieses findet sich sonderlich bey den Pfirschen, die niemahls anders, als aus einem jährigen Aug tragen, bey der Kornel-Kirsche, den süssen Pflaumen, Apricosen, Pflaumen, ingleichen bey den Kirschen und Apricosen, die beyde gleichfalls aus einem jährigen Auge tragen, sowohl in den Fruchtzweigen, da sonderlich das erste bis vierte Aug diese Früchte giebet, als auch an den Zacken, welches eigentlich kleine Fruchtzweige sind, die jährlich nicht mehr als ein neues Auge fürs folgende Jahr zum tragen setzen. Bey dieser Art der Bäume schneidet man die Fruchtzweige lang, und läßt ihnen 10 biß 12. Augen, aus der Ursache, weil die ersten Augen blühen und tragen, die letztern sich zu kleinen Zacken formiren, und Fruchtzweige fürs künftige Jahr werden.

Die zweyte Art der Bäume trägt nicht eher als im dritten Jahr, und zwar aus kleinen Zweigen oder Zacken. Hieher gehört sonderlich die ordinare Pflaume oder Zwetschge. Der Baum wird beschnitten oder nicht; so wächset im ersten Jahr ein Schößling, einige Augen treiben im zweyten Jahr Zacken, an welchen kleine Augen zum tragen sich formiren, diese blühen und tragen im dritten Jahr. Die Zacken formiren sich am Ende des Schößlings. Wird der Baum nicht beschnitten, so formiren sich nur die 3. biß 4. äussersten Augen zu Zacken, und die übrigen ersterben, und ein grosser Theil des Zweigs wird unnütz.

Hier läßt man daher einem Fruchtzweig 8 oder 9. Augen. Von diesen setzen die ersten 5. biß 6. Zacken zum tragen; die übrigen Augen erzeugen ein paar Fruchtzweige und einen Holzzweig, welches der äusserste und stärkste Schößling ist. Jene schneidet man jederzeit wie im vorigen Jahr: diesen aber schneidet man kürzer auf 3. oder 4. Augen. An jenem formiren sich Zacken zum tragen, und an diesen erzeugen sich wieder ein paar Fruchtzweige, mit welchen man im folgenden Jahr eben so verfähret. Durch dieses beschneiden erlangt man es, daß an dieser Art Bäume alle Zweige ihre Früchte bringen, und man immer junge Zweige hat, die aufs folgende Jahr eine Frucht versprechen.

Die dritte Art der Bäume setzet eigentlich Tragknospen, die an sich kennbar sind, und hieher gehören die Aepfel- und Birnbäume. Giebt man auf die Zeit acht, in welcher sich diese formiren, so werden 4. Jahre dazu erfordert, daß aus einem Aug ein Schößling wird, der seine Früchte träget. Es verstehet sich von selbst, daß man nicht ohne Noth Zweige wegschneidet, an welchen Tragknospen sichtbar sind. Daher kommt es nur drauf an, daß man einen Schößling so schneidet, daß er Tragknospen setzen kan. Hier verfährt man nach eben der Methode, wie bey der zweyten Art der Bäume; nur daß man den Fruchtzweigen weniger Augen, etwa 5. biß 7. lässet, weil die Bäume dieser Art selten mehr als 3. biß 4. Tragknospen ansetzen; und daß man ein Jahr länger auf die Frucht warten muß, als bey den vorhergehenden nöthig ist.

Bey Beobachtung dieser Regel wird man oft finden, daß da ein Holzzweig an dem Ende eines abgeschnittenen Schößlings sich erzeugen sollte, sich an dessen statt ein schwacher Zweig zeiget, und der zweyte stärker ist, als der äusserste. Diß ist allerdings ein Fehler, der aber gemeiniglich daher kommt, daß man den ersten Schößling zu weit von dem letzten Aug abgeschnitten; daher das Holz erkrankt, und das letzte Aug in seinem Wachsthum gehindert worden. Man muß dahero einen Zweig nie anders, als nahe über dem Aug abschneiden, damit der Schnitt desto leichter überwachsen seyn kan. Findet sich aber jener fehlerhaft; so läßt man den zweyten stärker zum Holzzweig stehen, und schneidet den äusserſten zusammt dem alten Zweig, aus welchen er hervorgewachsen völlig hinweg; und so ist der Baum wieder in seiner Ordnung.

Es ist allen Espalier und Kesselbäumen vortheilhaft, bey Pfirschig und Apricosen-Bäumen aber besonders nöthig, daß sie um oder bald nach Johannis, da der zweyte Trieb angehet, noch einmahl beschnitten werden. Die Pfirschen und Apricosen treiben aus zwey drey und mehrjährigen Zweigen junge Schößlinge, die an sich nichts anders, als Holzzweige sind, die schneidet man im Sommer bis auf 3. Augen weg, und erhält dadurch, daß sich an diesen kleine Fruchtzweige setzen, die im folgenden Jahr tragen können.

Unter den sauren Kirschen findet sich eine besondere Art mit einem platten Steine, diese trägt aus einem jährigen Auge, wirft aber das Aug aus, sobald die Frucht reif ist. Daher wächset der Baum in lauter geraden und dürren Zweigen fort, an welchen nur dasjenige grau ist, was im vorigen Jahr gewachsen ist. Diese Art wird mit Vortheil auch

zwey-

zweymahl im Jahr beschnitten, damit man desto mehr junge Zweige ziehe, welche allein Blätter haben und Früchte bringen. Diß sind allgemeine Regeln, die aus der Natur der Bäume hergeleitet, und durch die Erfahrung bestättiget sind. Ihre Beobachtung befördert den Nutzen der Baumzucht; lässet man sie aber aus der Acht, und schneidet nur wie es einem gut deucht, so wird man durch die Erfahrung belehrt, daß ein unvorsichtiges Beschneiden die Fruchtbarkeit eines Baums auf mehrere Jahre verhindere.

7.

Die Feuchtigkeit aus denen untern Zimmern hinweg zu bringen.

Die Erfahrung zeiget fast aller Orten, daß es par terre in denen Häusern feucht sey. Ob nun wohl bey Erbauung neuer Gebäude, diesem Uebel auf mancherley Art, besonders durch Erhöhung zu begegnen ist, so hält es doch um so viel schwerer, da die Ursachen mannichfaltig sind, das feuchte, dumpfigte, stockigte ꝛc. in allen Gebäuden wegzubringen, und die untere Zimmer, Stuben und Cammern trockener zu machen. Gleichwohl sollte es in den mehresten Fällen möglich seyn, zumahlen verschiedene hier und dar glücklich angestellte Versuche solches in der That bestättigen. Unter andern wurde ein sehr feuchtes Hauß dardurch gebessert, daß unter denen Fenstern 2. Zoll von dem Fußboden, Löcher durch die Mauer gemacht wurden, welche aber nicht groß gemacht werden durften, damit keine Mäuße durchkommen konnten, und wordurch ein Zug der Luft mit denen Löchern über die Fenster bewürket wurde, welcher alles trocken machte. Allein dieses Mittel wird nicht überall und in allen Fällen helfen.

Bey dem Zug der Luft in einem Zimmer, durch die kleine Löcher unter denen Fenstern, zu denen über den Fenstern, lieget, wie überhaupt, der zu suchende Vortheil darinn, daß die untere mehr Oefnung zum Windfang haben müssen, als die obere zum Abzug. Am besten ist es, wenn unten und oben nur eine Oefnung, und diese in behöriger Proportion gegen einander angebracht ist, da denn die untere auf 2. bis 3. Zoll, die oben aber auf 1. bis 1½ Zoll groß in quadrat gegen einander gerechnet werden können. Vor die untere Oefnung, kan man um das Ungezieser abzuhalten, einen Schieber machen, wordurch man auch zugleich den Zug northdürftig dirrigiren, und selbige zu Zeiten gar wieder verwahren kann. Ein durchlöcherter Schieber dienet zwar auch, aber nicht auf gleiche Art, weilen er den Windfang etwas hindert, wenn man ihn nicht einen Theil grösser macht.

Die Alten haben in ihren Häusern und Stuben oben einen Schuh unter der Decke eine Oefnung durch die Mauerwand 3. Finger hoch und 2. Finger breit gemacht, wordurch sich nicht nur alle Feuchtigkeit, sondern auch Rauch und Dampf, und was ungesundes in

dem

dem Zimmer gewesen, hinaus gezogen hat, und dieses wird wohl noch heut zu Tag das beste Mittel seyn.

8.

Wie man zerbrochene Gläser oder Porcellain wieder verbinden müsse.

Zerstose Knoblauch in einen steinern Mörsel und bestreiche mit dem Saft die Seiten die man wieder zusammen setzen will. Es ist der stärkste Kütt zu diesem Endzweck und läßt wenig oder gar kein Merkmahl über, wenn es sorgfältig gemacht wird.

9.

Vom nützlichen Gebrauch der Aal-Häute.

Die Aalhäute werden mit Vortheil zu denen Riemen an Geschirren, Dreschflegeln und dergleichen gebraucht, zu dem Ende bestreuet man sie mit Asche, spannet sie aus, trocknet sie in den Schatten und gerbt sie alsdann mit Lohe, wie anders Leder, oder man trocknet sie und reibt sie bloß mit Salz und Mehl.

10.

Alle Arten von Pelzwerk unbeschädigt zu erhalten.

Im April läßt man das Pelzwerk mit einer Ruthe gut ausklopfen, und wickelt selbiges ohne es sehr in einander zu drücken in ein Tuch oder in ein Stück Leinewand ein. Zwischen die Falten derselben legt man eine Unze gröblich zerstoßenen Kampfer. Hierauf legt man das eingeschlagene Pelzwerk in einen Kasten oder Behälter. Es wird auf solche Weise von Würmern und Motten nie brührt werden. Will man es wieder gebrauchen, läßt man es nochmals ausklopfen und hängt es 24 Stunden in die Luft, damit sich der Kampfer Geruch erst verliere. Bey langharrigten Pelzwerk, als Bärenhäuten und Fuchsbälgen thut man zu dem Kampfer gleich viel schwarzen pulverisirten Pfeffer.

11.

Wie man eine gute Suppe ohne Butter oder Schmalz zubereiten soll.

Man nimmt in eine Suppe für eine einzelne Person 3 oder auch nur 2 Nüsse und vermehrt die Anzahl derselben nach der Anzahl der Persohnen, für welche die Suppe zu-

bereitet wird. Bestehet die Tischgesellschaft aus mehr als 4 bis 5 Persohnen, so muß man weniger als 2 Nusse, auf eine Portion rechnen. Sobald man die Schaale und alles überflüssige was den Kern umgiebt abgenommen, wickelt man die ganzen gereinigten Nüsse in Leinewand die man nachher zubindet. Wenn das Wasser im Kochen ist, wirft man sie in den Suppen-Topf, schäumet das Wasser so oft aufs reinlichste ab, als man Schaum darauf entdecket, um zu verhüten daß die Brühe nicht schwarz werde. Hierauf kann man Kohl, Küchengewächse oder was man sonst will mit Salz, Pfeffer und andern beliebigen Zuthaten, sogar einige zerschnittene Zwiebeln mit kochen, und man wird auf solche Weise eine schmackhaftere, gesundere und wohlfeilere Suppe, als mit Butter und Schmalz bereiten können.

12.

Wie man den Martiniquischen Coffee so schmackhaft als den Levantischen und zugleich für die Gesundheit unschädlicher zubereiten könne.

Man nimmt ein halbes oder ganzes Pfund Coffee, der gebrennt werden soll, schüttet es in Porcellanen oder wohl glasurtes Geschirr, gieset darauf kochendes Wasser, rühret den Coffee einigemal herum, gieset nach einigen Minuten, das alsdann sehr übelriechende Wasser durch einen Durchschlag ab, schüttet den Coffee in ein reines Tuch, um ihm die meiste Feuchtigkeit zu benehmen, trocknet ihn sodann auf dem Ofen oder an der Sonne, und läßt ihn hernach nur schwach brennen. Es ist kaum glaublich, wie sehr der Coffee auf diese Weise, die auch in Holland sehr gebräuchlich ist, veredelt wird.

13.

Mittel um den Geruch vom Wachstuche zu vertreiben.

Der Essigdampf, wenn man nehmlich in einen mit Essig angefüllten Kessel ein paar glüend gemachte Kiesel oder Mauersteine wirft und die Fenster nicht eher öfnet biß der Dampf die Wände recht durchdrungen hat, alsdann aber freye Luft giebt, ist gar gut um den Fürnüß-Geruch zu benehmen. Bey den Tapeten von Wachstuch aber ist zuverläßiger wenn man sie nicht eher als im Frühjahr anschlägt, und alsdann vorher die Stücke Wachstuch des Abends auf einen grünen Anger ausgebreitet hinlegt, so daß das Gemahlte unten liegt und das Wachstuch die Nacht über den Thau einziehet, des andern Morgens aber von der Sonnen recht getrocknet wird. Alsdann wird es gegen Mittag so warm wie es ist, aufgerollt und hingelegt, biß denselben oder einen andern Abend, wenn man von dem Wetter versichert ist. Man kann das Wachstuch auch erst des Morgens so früh wie möglich ausbreiten. Wenn das Wachtuch auf diese Weise zwey oder dreymahl aus-

gelegt worden, so hat man keinen Geruch zu befürchten; das Graß darunter aber pflegt zu verderben und ganz braun zu werden.

14.

Das sicherste Mittel wider den Rost an Stahl und Eisen.

Wann das Eisen und der Stahl eingearbeitet und mit einem reinen Tuche abgewischt worden, so nimmt man einen Lappen, tunkt denselben ein wenig in ein Oehl, das, welches eher als das ordinaire Baumöhl trocknet, (welches entweder Nußöhl, Mandelöhl, oder auch Provenceröhl seyn kan,) reibt das Eisen oder den Stahl damit ab, und läst es unbegriffen so lange stehen, biß das Oehl getrocknet ist.

Mittel wider die Vieh-Seuche.

In der Schweitz bedienet man sich folgenden Mittels wider die Vieh-Seuche, welche allezeit wie die Erfahrung gelehret, von dem glücklichsten Erfolg ist:

Man nehme Schieß-Pulver, so viel als man zur Ladung einer Flinte braucht, eben so viel gestossenen Pfeffer, noch einmahl so viel Schwefel-Blumen, und eben so viel Kimmel; man schütte es in eine halbe Maaß Wein-Eßig, rühre es wohl um, und lasse es das Viehe auf einmahl verschlucken. Wenn das Viehe schon krank ist, so wiederhole man dieses Mittel vier Tag nach einander, ist es aber noch nicht krank, so braucht man es ihm nur einmahl zu geben. Für ein Kalb ist die Hälfte der Dose schon genug. Nur dieses ist dabey zu bemerken, daß man dem Viehe 2. Stunden vor, und 2. Stunden nach dem Trank nichts zu fressen geben darf. Die Schweizer schreiben diesem Mittel die gute Erhaltung ihres Viehes zu, mithin kan es an andern Orten auch probiret werden.

Vortheilhafte Art, den Hanf also zu bereiten, daß er den schönsten Flachs gleich werde.

Die erste Arbeit bey dem Hanf ist, daß er geröstet und ins Wasser gelegt werde. Weilen nun hierdurch die Rinde von den Hanf-Stengeln abgesondert werden soll, so ist hierzu eine Zeit von 5. biß 6. Tagen genug.

Wenn er hierauf entweder mit der Hand, oder unter einer Brechbank gebrochen worden ist, so muß er wieder in kleinen Büscheln, oder kleine Handvoll weisse, ohngefehr ein Vierling schwer, ins Wasser gebracht, und zu dem Ende in der Mitte, mit einem starken Bindfaden ganz loß zusammen gebunden werden, damit man ihn in dem Wasser ohne Verwirrung hin und her bewegen könne.

Sodann

Sodann wird der Hanf in ein hölzern oder steinern Gefäß, auf die Art wie man das Garn in einem Waschzuber einweichet, gethan, und 3. biß 4. Tag darinnen gelassen, biß sein Gummi gänzlich aufgelöset ist. Nach Abfluß dieser Zeit wird das Wasser an den Boden des Gefässes ausgeleert oder abgezapft, und um den Hanf abzuspielen frisches aufgegossen.

Die Büschel werden nachhero an ihren Fäden herausgezogen, ausgewunden, in einen klaren und reinen fliessenden Wasser sauber ausgewaschen, somit von ihrem schleimigten Wasser, worinnen sie bißher gelegen, wohl gereinigt, dann wieder ausgewunden.

Wenn sie trocken genug sind, werden sie auf einem Brett geklopfet, damit alle Theilgen gar auseinander gehen. Zu dem Ende leget man jeden Hanf-Büschel, nach abgenommenen Bindfaden, auf eine hölzerne Bank, nach der Länge hin, und klopft ihn also mit einer Waschbleue so lang, biß er unten und oben, wo er noch am dicksten ist, genugsam von einander gesondert seye, jedoch muß man nicht zu lange klopfen, damit der Hanf nicht zu mürbe werde, und bey dem Hecheln von einander gehe. Man könnte das Klopfen auch ganz unterlassen, wenn man ihn lange genug in dem Wasser läst, daß die Fasern von einander gehen. Nach diesem Klopfen wäschet man die Büschel abermahlen in einem fliessenden Wasser, indeme man bald das eine bald das andere Ende anfässet. Diese Reinigung macht, daß sich alle Fassern leicht theilen, und so vollkommen zugerichtet scheinen, als wenn sie die Hechel schon paßiret hätten. Je geschwinder und heller das Wasser fliesset, je besser werden die Fassern gereiniget und gebleichet.

Wenn der Hanf ganz rein ist, ziehet man ihn aus dem Wasser, so gut als möglich nach der Breite, hängt ihn auf eine Stange an die Sonne, und läßt ihn abtropfen und trocken werden. Bey allen diesen Zubereitungen geschiehet es öfters, daß der schlechteste und schwärzeste noch der Beste wird.

Wenn der Hanf nachgehends recht trocken ist, so bieget man ihn vorsichtig, mit einigen Uebereinanderdrehen, damit sich die Fassern nicht einwirren, zusammen. Und nun ist er bereits so schön und fein, daß er in die Hechel keinen Abgang und wenig Staub mehr von sich giebet. Man nimmt hierzu eine ganz klare Hechel, und die Reisten geben das schönste Gespinst, welches den feinsten Linnen gleich kommt. Sie geben auch nur ein wenig über ein Drittheil Werg, welches, so man es wie die Wolle cartätschet, sehr fein, weich und weiß ist, und zu Ausfertigung schöner Zeuge angewendet werden kan.

Ansonsten dörfen auch die von solchen zubereiteten Hanf gewürkte Tücher nicht so lange auf der Bleiche liegen, haben auch keine Lauge mehr vonnöthen, sondern werden, ohne solche, dennoch sehr weiß.

Hiernächst ist noch zu gedenken, daß, woferne an einem Ort, wo die Zubereitung dieses Hanfs vorgenommen werden wollte, kein fliesend Wasser wäre, solches in Ermanglung dessen, mit der ordentlichen Wasser-Lauge geschehen könne. Zu dem Ende machet man eine Lauge aus einer guten Asche von frischem Holz, und mischt ein wenig ungelöschten Kalch darunter, jedoch mit Vorsicht, und nach der Quantität des Hanfs welchen man bereiten

reiten will. Wenn das Wasser scheinet genugsam angefüllt zu seyn von dem Salz, so wohl der Asche, als des Kalchs, so nimmt man es von dem Feuer weg und lässet es helle werden. Man wiegt hernach den Hanf, und für 10 ℔. schwehr wirft man in die Lauge 1½ ℔. geschabte Seife. Wenn die Seife wohl zergangen ist, so lässet man alsdann den Hanf in dieser Seife 24. Stunden lang weichen, hernach ihn noch 2. gute Stunden sieden, nimmt ihn sodann heraus, und läst ihn in Schatten trocken werden. Wann er trocken ist, wird er gebrochen, und in gleiche Reisten geflochten, womit die Zubereitung vollbracht ist, da dann ein solcher Hanf so gut als Flachs gebraucht werden kan. Im übrigen muß man zu dieser Zubereitung nicht den gröbsten, sondern so viel möglich den feinsten Hanf heraus suchen und nehmen.

Von dem Anbau des Kohls.

In dem trocknen Sommer muß man den Kohl öfters begiessen. Ein geprüftes gutes zuverläßiges Mittel wieder die Kohl-Rauppen ist, wenn man in dem Kohl-Lande, so bald die Pflanzen zu wachsen anfangen, hier und dar einige Krebse vergräbet, welche, wenn sie faulen, durch ihren durchdringenden Geruch dieselbe vollkommen abhalten.

Um den Kohl den Winter hindurch unbeschädigt zu erhalten, macht man eine tiefe Grube, belegt den Boden mit Tangeln, setzt die Kohl-Köpfe, jedoch nicht zu dichte darauf, decket sie ebenfalls mit Tangeln, leget überdiß eine gute Schicht Rocken oder Waizen-Strohe, und über das Strohe Bretter in Form einer Haube, auf welche man Erde schüttet, auch damit die Diebe nicht so leicht dazu kommen können, Steine leget. Man muß allen Kohl in dem Frühling auf einmahl heraus nehmen, denn sonst fangen die äusserste Blätter der Köpfe durch das Oefnen der Grube an ihn Fäulung zu gehen.

Mittel wider die blaue Flecken auf der Milch.

Diese Flecken, welche einige für Bezauberung halten, und daher verschiedene wunderliche Mittel dagegen gebrauchen, mögen aus mehr als einerley Ursache entstehen. Es können solche wiewohl zufälliger Weise daher rühren, wenn das Vieh, ausser seiner sonst gewöhnlichen Weide, auf eine faule, sumpfigte und nasse getrieben wird, oder wenn dasselbe gewisse hierzu dienliche Kräuter frißt, oder das Vieh selbst nicht gesund ist, und sich dazu in dessen Cörper eine Neigung befindet, oder auch vom Schimmel, wann die Milch am dumpfigten, feuchten und nicht allzureinen Orten aufbehalten wird, vornehmlich aber von Unreinigkeit der Milch-Gefässe, und derer so mit der Milch und Molkenwerk umgehen.

Daß

Daß eine gesunde Weide und gutes Futter, und die Gesundheit des Viehes selbst, vieles, wo nicht das meiste zu einer guten Milch beytrage, daran ist wohl kein Zweifel, daß aber die Geniessung gewisser Kräuter auch die blaue Flecken auf der Milch verursachen könne, solches würde noch einer nähern Untersuchung bedörffen, wiewohl es ziemlich wahrscheinlich ist, da nicht in Abrede zu stellen, daß die Kräuter nicht viel zur Veränderung der Milch beytragen sollten. Der Schimmel ist eine Ausdämpfung einer flüßigen Feuchtigkeit und Dunst, welche durch die dazu kommende äussere Feuchte und warme Luft befördert wird. Die Erfahrung lehret, daß sich der Schimmel eher in dem Sommer als im Winter und in warmen Stuben oder Kellern leichter als in kalten Zimmern anzusetzen pflege. Dann die äussere Wärme ziehet die Dünste auf, und die innere Feuchtigkeit der Sache vermehret die Materie, die zu dem Schimmel erfordert wird. Seine Farbe ist meist blau, oder grünlich, auch wohl vermischt.

Wenn eine Milch blaue Flecken zeiget, so setzet man solche zum Feuer, lässet sie heiß werden, thut viel Salz darein: und rühret es stark um. Hernach machet man eine Graß-Sichel glüend, ziehet sie einige mahl dadurch, und giesset sodann die heisse Milch in das heimliche Gemach, oder in ein fliessend Wasser. Wenn man dieses etliche mahl thut, so verliehren sich die blauen Flecken, und die Milch wird wieder gut. Andere machen die Milch nicht heiß, sondern schneiden nur mit der glüenden Sichel die Milch einige mahl durch.

Das fürnehmste und bewährteste Mittel wider dieses Uebel ist, daß die Mäde, so mit der Milch umgehen, sich sehr reinlich halten, sich zuvor die Hände, auch den Kühen selbst öfters die Eiter sauber abwaschen, ehe sie melken, nicht weniger dieselben reinlich in Streu halten, und ihnen den verhärteten Unflath von den Lenden mit einer Striegel abkrazen, nechstdem aber auch die zum Milchwerk gehörige Gefässe reinlich halten, sich tüchtig säubern, die Seihtücher nach jedesmahligen Gebrauch wohl auswaschen, und insonderheit bey diesen Zufall, da die Milch lange wird, und oben eine blaue Haut oder Flecken bekommt, die Milch-Gefässe mit Beyfuß, welschen Nußlaub, oder grünen Nuß-Schalen und Asche ausbrühen und auskochen, die Kühe aber mit Mutter-Kraut, so in Urin gekochet, sonderlich in dem Anfang des May, und so ofte es nöthig, waschen, so wird der Milch kein Fehler zufiessen. Viele bedienen sich der Meßingen Milch-Eymer, weil solche leicht reinlich zu halten sind.

Es müssen aber nicht nur die Gefässe sondern auch die Milch-Keller und Kammern sehr rein gehalten, und vor allen Ungezieser bewahret werden, zumahlen die Milch in unreinen und säuisch gehaltenen Gemächern leichtlich sauer wird und gerinnet. Die Milch muß nicht zu warm in solche Behältnisse gebracht werden, sonst verdirbt sie leichte, sie schläget oben her auf einmahl zu, setzet wenig Rahm, und der Schimmel ist nahe. Wenn der Rahm auf der Milch, welcher blaue Flecken krieget, an einen feuchten dumpfigten Ort stehet, so ist dieses allein die gewisse und durch öftere Erfahrung bestättigte Ursache. Die Milch erfordert eine temperirte reine Luft; giebt man ihr einen Stand, wo sie diese hat, so cessiret das Blau werden. Stehet sie kalt so rahmet sie nicht, zu warm rahmt sie nicht aus,

aus, und es gehet zu gähling, und so giebt es zwar gute Käße aber schlechte Butter. Es bleibt demnach ein Handgrif, der bey der Melkerey mehr Aufmerksamkeit verdienet, daß zu dem Milchstand allezeit ein Ort aptirt werde, wo Winters und Sommers die Luft allemahl temperirt und rein ist. Nechstdem kan man die Orte, wo man die Milch einzusetzen pfleget, mit folgenden Sachen fleißig ausreichern. Man nimmt Myrrhen, Weyrauch, Wermuth, Johanniskraut, Hopfen, Orant und die mittelste Schale von der Eichen, eines jeden so viel als des andern fein klein geschnitten. Inzwischen geschieht es doch auch öfters, das milchende Kühe mit einer Krankheit befallen werden, welche verursachet, daß die Milch wenig Rahm setzet, und ganz zähe, wie ein dünner Leim wird. Zuerst pflegen sich auf der Oberfläche kleine blaue Puncte zu äussern, die, nachdem die Milch lange stehet, in breite Flecken ausschlagen, und allgemächlich in dunkelrothe eyterichte Striche gerinnen. Das Mittel dagegen ist dieses: Man nimmt für 3. Stück und so nach der Vielheit mehrerer Kühe,

Teufelsdreck für 4 ℞.
Weyhrauch für 4 ℞.
Myrrhen für 4 ℞.

streuet es durch einander jedes in gleichem Theil auf ein Butterbrod, decket ein anders Stück Brod mit Butter beschmieret darüber, stecket solches denen Kühen nüchtern in den Schlund, und hält denselben so lange überwärts, biß es ohnzerkäut niedergeschlucket ist. Nach ein paar Tagen geschieht damit eine Wiederholung. Hiernächst nimmt man folgende grüne Kräuter:

Braunen Dost.
Schlinge Kraut.
Feuer Kraut.
Waldmeister und
Grundheil (Ehrenpreiß.)

von jeden eine mäßige Hand voll, mischet sie zerschnitten und reichlich mit Küchensalz bestreuet, durch einander, und fähret auf obige Weise, damit einige mahle fort, des Morgens, des Mittags oder des Abends, wobey das Viehe ohngefüttert stehen muß.

Es wird dieses Uebel nicht nur mit diesem Gebrauch schnell gehoben, sondern man wird auch erfahren, daß die nehmliche Kühe niemahls oder wenigstens doch selten, wiederum damit behaftet werden.

Von der Schädlichkeit des Abnehmens der Blätter bey denen Pflanzen.

GOtt hat bey der so weißlich eingerichteten Natur nichts umsonst gemachet, sondern alles hat seinen Gebrauch. Die blosse Zierde ist niemahlen der Endzweck seiner Erschafungen. Das Nöthige, das Nützliche und das Schöne hat er auf eine solche Art miteinander

ander verbunden, welche der Allgenugsamkeit seiner ewigen Weißheit eine göttliche Ehre macht.

Das Laub der Pflanzen ist mithin kein blosser Zierrath, wir müssen dessen Nutzen, ja dessen Nothwendigkeit viel tiefer suchen. Diesen Nutzen finden wir bey der Nahrung, so das Laub denen Pflanzen zuführet. Die Wurzeln sind die Gefässe nicht allein, welche den zu dieser Nahrung erforderlichen Saft an sich ziehen. Die Blätter sind es auch, so, daß ihr Nutzen sehr groß und eine Nothwendigkeit für das ganze ist. Sie fangen den Regen auf, noch mehr aber den Thau, welcher sich sanft auf die Blätter legt, und sich viel leichter einziehen lässet, als die Tropfen des von denen Blättern gleich wiederum herabrollenden Regens, und, nachdem der Nahrungssaft eine gewisse Zubereitung in denen Blättern bekommen hat, so vertheilet er sich von daraus durch die ganze Pflanze zu ihrer Nahrung.

Was hat unter andern der Kürbis für elende Wurzeln, um so grosse Ranken, Blätter und Früchte zu ernähren? Die Natur aber hat ihme seine grosse und rauhe Blätter gegeben, um ihme zum Werkzeugen seiner Nahrung zu dienen. Man schneide die Blätter ab, und sehe ob man Früchte bekomme.

Woher ernähren sich die grossen Bäume, so auf den Mauern und Felsen wachsen? Was ist die Hand voll Erde, welches ihr erstes Aufkeimen verursachet hat? Wo kan der stärkste Regen bey ihren Wurzeln haften? Allein der Thau des Himmels ernähret sie.

Der Saft den die Wurzeln einziehen, kommet denen Blättern zu gut, und so auch denen Wurzeln, derjenige welcher durch die Poros eindringet. Schneidet man also die Blätter einer Pflanze ab, so muß diese an ihrem Wachsthum ohnfehlbar Noth leiden, und wenn ferner die Stengel der Pflanzen abgeschnitten werden, so steiget alsdann eine Menge Saft nach der Ordnung des beständigen Cirkellaufs durch die Wunden heraus, und es währet lang biß diese wieder verhärtet, und der Saft so oben heraus gienge, seinen ordentlichen Umlauf wieder bekommt, da aber muß wohl aller Wachsthum der Panze stille stehen. Die Früchte wollen nicht fortschlagen, ja sie kommen wohl gar um, oder gerathen doch allezeit schlechter, als die so das Laub behalten.

Wie nachtheilig ist demnach nicht die Gewohnheit mancher Gärtner und Ackersleute, daß sie unter andern an ihren Kohlrabi, wenn sie etwas in ihre Kugeln gewachsen sind, die Blätter ganz knapp davon abschneiden, damit der Saft desto ehender zuruck und in die Kugeln tretten solle, und meynen, daß sie solche dadurch eher und frühzeitiger, als andere Leute überkommen würden. Man wird aber allemahl des Gegentheil wahrnehmen, und finden, daß diejenige Kugeln, welchen die Blätter abgenommen worden, nicht so frisch und schnell gewachsen sind, als diejenige, welchen man solche gelassen hat. Und wie kan es auch anders seyn, da durch das Abschneiden der Blätter das Einsaugen der Feuchtigkeiten vom Regen und Thau abgehalten, und der Umlauf des Safts gestöret worden, folglich auch der Wachsthum behindert werden müssen?

Gleiche Beschaffenheit hat es mit dem Abschneiden des Krauts an denen Erdbirnen und solcherley Gewächsen, wodurch nothwendig verursachet werden muß, daß sie nicht groß werden, dann der Saft muß von neuem anfangen in das Kraut zu treiben, wordurch nachgehends denen Erdbirnen und dergleichen Gewächsen, viele Kräfte entzogen werden. Ueberhaupt alle Wurzel-Gewächse, Pastinat, Petersille, Möhren, weiße Ruben, Rettig ꝛc. können es nicht vertragen, daß man ihnen das Kraut abschneide, ehe sie zu ihrer völligen Reife gelangen; sie bleiben in ihren Wachsthum stehen, und es wird nichts rechtes draus.

So viel bleibt allemahl gewiß, daß das Abblatten mit Schaden geschehe, wenn denen Gewächsen die Blätter vor der Zeit abgebrochen werden, wiewohl nach vieler anderer Meynung, hierunter der Unterscheid zu beobachten seyn solle, daß zwar bey solcherley Gewächsen die Blätter nicht abgeblattet werden dörften, jedoch aber das Herz ihnen wohl abgenommen werden könnte, damit das Mark in der Wurzel bleibe, welches sich sonst aus der Wurzel heraus, und in den neuen Stengel ziehet, der aus dem Herze entstehet. Eben daher soll es rühren, daß die Rettige und andere Wurzel-Gewächse, zumahlen wenn sie in fetten Boden stehen, leicht schossen und belzigt werden.

Zu denen bißhero beschriebenen Ursachen, warum das Abnehmen der Blätter unterlassen werden solle, kommet noch diese, weilen wie behauptet wird, selbige bey denen Pflanzen die Organe der Ausdünstungen abgeben, welche dem grösten Theil der Vegetabilien so nothwendig sind, daß sie ohne selbige nicht bestehen können. Wenn man alle Blätter von einem blühenden Baum abstreifen würde, so würde er gemeiniglich ausgehen. Dieses ist zwar nicht allemahl sogleich die Folge von diesem Verlust, denn man siehet zuweilen, daß Bäume ihrer Blätter gänzlich durch die gefräßige Rauppen beraubet werden, und sich doch wieder erholen, aber dieses geschiehet doch nach und nach, und die meisten Bäume gehen ein, wenn man alle ihre Blätter auf einmahl abstreift. Wenn eine Helfte oder zwey Drittheil der Blätter eines jungen Baums, welcher voller Saft ist, abgeschnitten werden, so wird man finden, daß er in 3. oder 4. Tagen seinen Saft verliehret, die Rinde, welche vorher leicht von dem Stamm konnte abgesondert werden, schliesset alsdann fest an.

Von denen sogenannten Kröpfen an der Wurzel der Kohl-Pflanzen.

Die Ursache von deren Entstehung sind kleine Würmer oder Maden, welche sich in die äussere Rinde derselben einfressen. Wenn sie sich in Menge an einer Pflanze ansezen, so muß solche in Zeit von 3. biß 4. Wochen verdorren, sind es aber nur wenige, so entstehet ein häufiger Zufluß der Säfte in die von der Made zerbissene Saft-Gefässe der Wurzel, diese wachsen in die Länge und Stärke an, und bilden einen Auswachs, welcher mit der Zeit, wenn die Made heraus ist, zuwächset, und dergleichen Knoden formiret. Schneidet man gleich anfangs einen solchen Knoden von einander, so findet man bißweilen sonderlich

lich in denen Monat-Rettißgen die Made lebendig, in der Folge aber findet man nur ein kleines Löchlein wo sie gelegt hat.

Als ein Mittel gegen diese Maden wird folgendes vorgeschlagen: Man mache an den Ort, wo man die Pflanze hin verpflanzen will, ein Loch etwann 4. Zoll weit, und eben so tief in die Erde, stecke die Wurzel der Pflanze hinein, und schütte es hernach mit einem reinen Sand voll, damit die Wurzel sowohl als der Stamm in lauter Sand stehe, und rings herum mit 2. biß 3. Finger breit Sand umgeben seye. Wird hernach die Pflanze öfters begossen, so treiben die Wurzeln in wenig Tagen durch den Sand in das gute wohlgedüngte Erdreich.

Vorsicht bey Reinigung der Bronnen.

Da es nur allzugewöhnlich ist, daß man verschlossen gewessene Bronnen gereiniget, oder neu ausgeleget werden sollen, diejenige Persohnen, welche man zu solcher Arbeit brauchet, krank werden oder plötzlich sterben; so hält man sich verbunden, um dergleichen unglücklichen Begebenheiten vorkommen zu helfen, folgendes in Engelland versucht und bewährt gefundene Mittel bekannter zu machen. Man legt nehmlich 2. Loth Pulver in einen Kessel, bindet diesen Kessel an einen Strick, und lässet denselben in den Bronnen biß zu dem Wasser hinab. Alsdann lässet man mit der geziemenden Behutsamkeit eine feurige Kohle zu dem Pulver hinunter fallen und zündet dasselbe dadurch an. Wenn nun das Pulver abbrennet, so vertreibt es hiedurch alle arsenicalische Dünste, und reiniget die Luft in dem Bronnen dergestalt, daß die Leute ihre Arbeit in demselben ohne Schaden oder Gefahr vornehmen und vollbringen können.

Mittel wider das Sodbrennen.

Gegen das so genannte Sodbrennen sind die Eicheln ein sehr leichtes aber auch bewährtes Mittel. Wer damit incommodirt ist, schaffet sich einen kleinen Vorrath von Eicheln an, und sobald ihn der Sod antritt, esse er eine oder zwey davon. Werden sie in die Länge zu hart, so pulverisirt man so viel. Dieses hilft so geschwind, als man einen Vogel aus der Hand fliegen lässet.

Mittel das Bier auf dem Feld recht frisch zu haben.

Wenn man das Bier auf freyem Felde gerne recht frisch haben will, darf man es nur so tief in die Erde graben, daß 1. oder 2. Fuß hoch Erde oben darüber lieget. Hierauf wird gerade über solchem Gefäß Feuer von Heu, Strohe ꝛc. angemachet, wornach aus der

der Erde die Luft ziehet, die feuchten Dünste, die zugleich kalt sind, bestreichen das Gefäß, und so wird es in kurzer Zeit eißkalt.

Mittel wider die Gicht und kalten Flüsse.

Man nimmt weisen Kohl, kochet solchen in Milch und Wasser, und legt ihn so warm, als man es leiden kan, auf die schmerzhaften Theile, und wiederholt solches nach Belieben. Man hüte sich aber nach dieser Verrichtung für Verkältung.

Mittel, die Finnen der Schweine zu vertreiben.

Man lege beständig ein etwas grosses Stück Eisen in das Trinken der Schweine, und lösche dabey wochentlich ein paar mahl eichene Kohlen in hinlänglicher Menge darinnen ab, bey denen, da man wirklich Finnen besorget, thue man letzteres öfters und wohl täglich.

Eben ein so gutes vollkommenes Mittel ist, wenn man harrenkraut-Wurzel in das Sautränken leget. Vor allerhand Zufälle tauget Angelica-Wurzel und Kraut. Wenn diese Thiere viel Rauppen in dem Mayen auf der Brach fressen, so werden sie leicht krank. Christwurz lindert die Schmerzen.

Mittel wider die Kohl-Rauppen.

Man verdünnet die bekannte schwarze Seife ein wenig mit Wasser, und indem man die Pflanze in die Erde bringet, stecket man vorhero die Blätter in die Saife. Obgleich diese Blätter hernach verwelken, so wird man doch inne werden, daß dergleichen Kraut von den Rauppen verschonet wird. Man kan auch sicher seyn, daß die Haasen diesen Pflanzen keinen Schaden thun werden.

Sicheres Mittel wider die Flußgallen der Pferde.

Man nehme:

Schweinen Schmalz 2 Loth.
Honig und
Loorbeeröhl jedes 1 Loth.
Spanische Mucken.
Ungarischen Vitriol
Sublimirt Queckſilber.

Nat-

Rattenpulver.
Paradies Körner jedes ½ Loth.

alles zu einer Salben gemischt und die Flußgallen alle drey Tag damit bestrichen. Sie laufen nach und nach aus und heilen von sich selbsten.

Diese Salbe muß in einer steinern oder glässern Büchse aufbehalten werden.

Oder:

Man nehme

Euphorbium.
Spanische Mucken.
Sublimirtes Queckfilber jedes 2 Loth.
Venedischen Terpentin 8 Loth.

Man mache den Terpentin auf etwas Kohlen ein wenig warm, rühre obige Species in denselben und vermische es also zu einer Salbe. Dann lege man es, wenn die Haare vorher rein abgeschoren, Pflaster weiß über die Flußgallen, in eben der Grösse als der Schaden ist. Es wird fürtrefliche Würkung thun; Sollte aber das Pferd dieses Pflaster abstreichen, so befestige man selbiges mit einer Binde. Nachfolgendes Mittel kan auch mit guten Nutzen gebrauchet werden:

Scheide-Wasser	1. Loth.
Terpentinöhl .	2. —
Wacholderöhl .	3. —
Spicköhl . .	1. —
Lohröhl . .	1. —
Weingeist . .	2. —

Man rühre alles wohl untereinander und bestreiche die Galle täglich damit; Sollte sie aber wie es geschiehet, auslauffen, so heilet man den Schaden mit folgenden Pflaster:

Man nehme

weisen Tragant 6 Loth lasse ihn in Weineßig 1 Maas 24 Stund weichen, thue hinzu,

Rothen Bolus 3 Loth.

Eyerweiß von 3 Stücken alles wohl untereinander gerieben, und in einen glaßirten Hafen aufgehoben.

Nota. Dieses Pflaster heilet auch alle Beinbrüche an Menschen und Viehe.

Die

Die grüne Horn-Salbe zu machen.

Man nehme

Hirsch- oder Rind-Unschlitt. Baumöhl. Gelbes Wachß. Harz oder Pech. Venedischen Terpentin.	jedes 1 ℔.

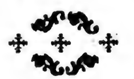
Vier gute Handvoll Korn-Saamen,
gröblich zerschnitten und in einer meßingen Pfanne untereinander kochen lassen biß es grün aussiehet, dann also warm durch ein Tuch gezwungen und zum Gebrauch verwahret. Wann man wochentlich die Huf 2. biß 3mahl mit einschmieret, so macht es das Horn wachsend und zäh.

Die gelbe Horn-Salbe zu machen.

Man nehme

Gelbes Wachs. Hirsch-Unschlitt. Terpentin	jedes 1 Pfund.
Honig 1 Maaß.	
Schwein-Schmalz. Klauen-Schmalz.	jedes 1 Pfund.
Harz 8 Loth	
Weissen Zwieffel-Saft, 15 Loth.	

Die Zwiefeln müssen zu einen Brey mit Wasser gesotten werden, wenn die übrigen Stuck unter einander über gelinden Feuer zerlassen, so werden die Zwiefel auch darunter gerühret. Diese Salben conservirt die Huf und macht sie wachsend.



Fränkische
ökonomisch-landwirthschaftliche
Manchfaltigkeiten.



des

Zweyten Bandes

Zweytes Stück.

Schwabach,

Gedruckt und verlegt von Johann Gottlieb Mizler, Hochfürstl. privil. Buchdrucker.

1778.

Innhalt.

1) Abhandlung von Gemeind-Gütern.

2) Anweisung zum Kleebau in dem Hochfürstl. Oberamt Roth.

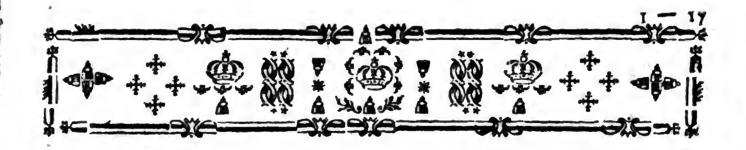
3) Methode, den Pechdrath dauerhafter zu machen.

4) Von dem Nutzen und Eigenschaften des Schneckenfettes.

5) Von dem Nutzen der Asche als Düngung.

6) Verzeichniß der vornehmsten Maasen flüßiger Dinge und derselben Vergleichung nach Cubikzollen, nach der Krusischen Ausrechnung.

7) Vom Gewicht nach verschiedenen Ländern.



Abhandlung
Von Gemeind=Güthern.

§. 1.

Gemeind-Güther sind diejenigen Güther, die einer Stadt- oder Dorfgemeinde insgesamt, oder in Corpore, und zu gemeinschaftlicher Benuzung zustehen, oder wovon die Einkünfte zuweilen auch zu Bestreitung der Gemeind-Ausgaben angewendet werden.

§. 2.

Diese Gemeind-Güther bestehen entweder in Grund-Stücken oder in ein und andern Gerechtigkeiten. Zu jenen gehören Aecker und Wiesen, Waldungen, Fischwasser, Teiche, Weidepläze, gemeine Gebäude, Backhäuser, Mühlen, Brunnen, Schmieden, u. d. m. Zu diesen wird sonderlich bey denen Landstädten und Dörfern, die Huth- und Triftgerechtigkeit gerechnet. Hier haben wir es nur eigentlich mit denen Landstädten und Dörfern zu thun, denn die Stadtgüther ansehnlicher und grosser Städte verdienen eine besondere Abhandlung.

§. 3.

Mit denen Gemeind-Güthern, die wir gegenwärtig zum Vorwurf haben, darf eine Gemeinde nicht nach ihrem eigenen Willen und Gutdünken schalten und walten, noch weniger eine Veränderung damit vornehmen, welche entweder diesen Güthern oder der Gemeinde nachtheilig seyn könnte. Insbesondere aber ist drauf zu sehen, daß mit denselben gut gewirthschaftet und sie der Gemeinde erhalten werden mögen. Sie dörfen daher ohne Obrigkeitliche Einwilligung und vorhergegangene genaue Untersuchung weder verpfändet noch veräusert werden.

§. 4.

Was die Wirthschaft mit denen Gemeind-Aeckern und Wiesen anbelangt, so ist dieselbe sehr verschieden. Zuweilen unterhält man selbige in eigenem Bau, oder man giebt

 sie

sie in einen ordentlichen Bestand, um von dem Ertrag der Gemeine, zu besserer Bestreitung ihrer nothwendigen Ausgaben, eine Rente draus zu machen.

Oder es werden die Aecker, entweder jährlich, oder auf drey hintereinander folgende Jahre, theils ohnentgeldlich, theils gegen eine gewisse Abgabe unter die Gemeinsglieder zum Gebrauch ausgetheilt.

Die Wiesen werden jährlich auf gleiche Weise ausgetheilet, und in beyden Fällen geschiehet die Austheilung nach dem Loos, um dadurch das Mißvergnügen über die Ungleichheit derer Theile zu heben. Denn obgleich einer nach dem Ruthen-Maaße so viel bekommt, als der andere; so ist doch in Ansehung der innerlichen Güte derer Theile keine solche durchgehende Gleichheit zu treffen, daß kein Theil um etwas besser wäre als das andere.

Sind derer zu vertheilenden Gemeind-Güther so wenige, daß man sie ohne Unbequemlichkeit nicht in so viel Theile theilen kan, als Mitglieder der Gemeinde vorhanden sind; so müssen diejenige, welche dißmahl mitgetheilet haben, bey der nächsten Theilung zuruck stehen, und andere, die vorhero nichts bekommen hatten, erlangen alsdann ihren Theil, und so fort, biß ein jeder so viel bekommen hat als der andere.

§. 5.

Wenn man diese Wirthschafts-Einrichtung etwas genauer untersuchet, so wird man finden, daß sie dem Flor und der Aufnahme der Landwirthschaft sehr hinderlich, mithin der allgemeinen Wohlfarth des Staats schädlich ist, denen Gemeinds-Gliedern selbst aber gar nicht zum Vortheil gereichet.

Alle diejenige Theile von der Oberfläche eines Landes, die denen Gemeinden, oder vielen Persohnen in Gemeinschaft zugehören, werden allemal vielweniger genuzet, als diejenige Grundstücke, welche in dem besondern Eigenthum einer Persohn sind.

Wird nun ein Gemeind-Acker alle drey Jahr einem neuen Gemeinds-Gliede zur Benuzung eingegeben; so wird man von demselben nichts anders zu hoffen haben, als eine schlechte Pfleg und Wartung, weil er weiß, daß dieser Acker nicht sein Eigenthum ist, sondern er ihn nach drey Jahren wieder abgeben muß. Er wird also diesem Acker nicht so vielen Dung geben, als seinen eigenthümlichen Aeckern, zumahl er an Dung eben keinen Ueberfluß hat. Er wird ihn mit Ackern und übriger Bearbeitung geringer halten als seine eigene. Er wird ihn nicht suchen eben zu machen. Er wird keine Steine und Felsen herausschaffen. Er wird keine Graben machen, um das Wasser abzuziehen, noch dessen Erde mit anderer Erde verbessern, oder die gewachsene Dörner und Sträucher aus dem Grund wegschaffen. Noch weniger wird er ihn mit Bäumen bepflanzen. Er wird ihn in dem dritten und lezten Jahr gewiß nicht tüchtig brachen und zu der folgenden Wintersaat bearbeiten. Er wird ihn vielmehr schlecht dungen, und suchen, alles heraus zu ziehen, was nur noch daraus zu bringen ist, folglich ihn ausmergeln. Mithin wird der folgende Inhaber diesen Acker schlechter bekommen als ihn der erste erhalten, und der zweyte wird ihn dem dritten noch schlechter hinterlassen. Und am Ende wird ein solcher Acker so zugerichtet seyn, daß ihn niemand mehr unter den Pflug nehmen mag.

Mit

Mit denen Gemeind-Wiesen geht es nicht um ein Haar besser, zumahl da diese nur auf ein Jahr ausgetheilet werden. Derjenige, welcher sie benuzet, bekümmert sich wenig um den Wohlstand dieser ihm nicht eigenthümlich zugehörigen, sondern nur auf eine so kurze Zeit eingegebenen Grundstücke. So bald er sein Heu und Grummet davon eingeerndet hat, siehet er sich nicht mehr darnach um. Er ebnet sie nicht ein, machet keine Wassergräben, und sorget nicht für die Wässerung, es mag die sumpfigte Wiesen erhöhen, und das Wasser durch Gräben ableiten, wer da will. Die Maulwürfe haben ihren ungestöhrten Gang, sie sind fruchtbar und füllen die Erde. Veraltete und vermosete Wiesen werden nicht aufgekrazet, vielweniger herumgeackert und durch Dung, Asche, Heu und Kleesaamen zu neuerm und besserm Graßwuchse zubereitet. Und so wie sie der Inhaber auf diese sorglose Art benuzet hat, überläßt er sie das folgende Jahr seinem Nachfolger, der es nicht besser macht als sein Vorgänger: und solchergestalt werden zulezt dergleichen Wiesen im Grunde ruinirt.

Was können also solche Aecker und Wiesen dem Gemeinds-Gliede, so sie benuzet, einbringen? gewiß nichts anders als wenige und geringe Früchte und schlechtes untaugliches Futter, welches das Vieh kaum fressen mag. Und wie kan bey einer solchen unwirthschaftlichen Verfahrungsart die Landwirthschaft in Flor und Aufnahm gebracht werden? Vielleicht möchte man denken, daß man diese Vertheilung der Gemeind-Aecker und Wiesen unter die Mitglieder der Gemeine gleichwohln beybehalten, der schlechten Wirthschaft mit selbigen aber dadurch vorkommen könnte, wenn man dabey diejenige Vorsicht gebrauchte, die man sonst bey Verpachtung der Landgüther zu gebrauchen pfleget. Man müste nehmlich die Gemeind-Aecker völlig bedunget und bestellet, und nachdem es die Art der Früchte und die Saatzeit leidet, auch besäet, die Wiesen aber aufgeraumet und in gutem Stande denen Mitgliedern bey der Vertheilung übergeben, in welchem Stande sie denn auch die Aecker und Wiesen seiner Zeit ihren Nachfolgern zu hinterlassen und zu überliefern hätten; Zu denen jährlich fürfallenden Verbesserungen, Ausrottung der Sträucher, Ziehung der Gräben, Pflanzung der Bäume, und dergleichen, müste jeder Besitzer ernstlich, und bey Verlust seines künftigen Loosungs-Rechts und Antheils angehalten werden; und auf diese Art könnte man versichert seyn, daß ein jeder mit solchen im Gebrauch habenden Gemeindstücken wirthschaftlich umgehen werde. Allein wer soll hier den Anfang machen, und zuerst diese Aecker dungen, ausstellen und besäen, und die vielen bey den Wiesen vorfallende, und grosse Mühe und Kosten verursachende Arbeiten unternehmen? Dem dermaligen Inhaber der Güther kan man solches nicht zumuthen, da er dieselbe in schlechtem Stand erhalten hat; der Gemeinde selbst aber dörfte es sehr beschwerlich fallen, wenn sie diese Einrichtung mit allen ihren Gemeind-Aeckern und Wiesen vornehmen wollte; und mit wie viel Beschwerlichkeiten würde die Aufsicht, so man beständig, und sonderlich zur Zeit der Abtrettung der Güther und deren neuen Vertheilung, nöthig haben würde, verknüpft seyn? denn man würde doch allemahl versichert seyn müssen, daß der bißherige Inhaber die Güther auch in demjenigen Stand wieder abliefere, in welchem er sie bekommen hat; und wer soll auch diese Aufsicht führen? Sollen es die Gemeinds-Vorstehere thun; so würde es, weil diese ebenfals Theil an solchen Güthern haben und mitloosen, dabey eben so wenig an

Partheilichkeit, Zank und Streit fehlen, als wenn die Aufsicht andern Gliedern aus der Gemeinde aufgetragen werden sollte. Man wird also leicht von selbsten einsehen, daß diese Wirthschafts-Einrichtung so fehlerhaft ist, als nur seyn kan.

§. 6.

Untersuchet man die eigentlichen Gemeind-Huthungen, oder die vor beständig zum Weidgang bestimmte Pläze, welche einer Stadt oder einem Dorf, als eine Persohn betrachtet, gehören, von denen Mitgliedern der Gemeinde aber ohne Unterschied und gemeinschaftlich benuzet werden; so werden diese Güther, die zuweilen sehr ansehnlich und groß sind, ebenfals schlecht benuzet, und fast gar nicht verbessert, so daß weder die Gemeinde, noch ihr Viehe denjenigen Nuzen daraus erhält, den sie sonst bey einer bessern Einrichtung allerdings verschaffen könnten.

Ein solcher Weideplaz wird lediglich seinem Schicksal überlassen, es werde aus selbigem, was da wolle. Kaum daß man den Sauhirten den Zugang verbiethet, oder noch zur Noth einen Graben einigermassen räumet; allein schädliche Kräuter, Buschwerk und dergleichen, zu vertilgen, Maulwurfs-Hügel zu ebnen, sumpfigte, ausgemoderte Tiefen auszuhöhen und mit Heu-Saamen zu bestreuen, jährlich einen gewissen Theil mit dem Pfluge umzureissen und mit Futter-Kräutern zu besäen, an alle dergleichen heilsame Unternehmungen ist gar nicht zu gedenken. Denn niemand siehet eine solche Gemeinheit als sein Eigenthum an, weil alle zusammen genommen es dafür ansehen. Niemand kan und darf also ohne Zuthun der andern Besitzer das geringste damit vornehmen, weil es theils seine Kräfte übersteigt, theils auch wider die mächtigen Vorurtheile und den Eigensinn der übrigen lauffen würde. Wer hat aber Muth genug, so viel widersinnige Köpfe zu vereinigen und sie dahin zu vermögen, mit gutem Willen das zu thun, was sie vor überflüßig, vor unnüz, auch wohl gar vor schädlich halten? Denn die Vätter und Großvätter des Dorfs haben auch Viehe gehabt, und wie ist an solche Neuerung gedacht worden? Kurz, die Sache bleibt wie sie ist, und nie wird der arme Weidplatz die geringste mögliche Verbesserung erhalten. Bey Kuppel-Weiden, wo zwey Gemeinden einen gemeinschaftlichen Weidgang haben, ist hieran noch weniger zu gedenken: weil hier noch mehr und zugleich auswärtige concurriren, die eben so stark mit Vorurtheilen eingenommen sind, und eine jede Neuerung, so nüzlich sie ihnen auch selbst wäre, vor einen Eingriff in ihre Gerechtigkeit halten, und viel zu eigensinnig sind, daß sie hierinnen nachgeben, zu geschweigen selbst mit Hand an eine heilsame Verbesserung legen sollten. Es muß nach ihren Grund-Sätzen alles bey dem alten bleiben, und nach diesen alten Mißbräuchen wird der gemeine Weidplaz ruinirt. Denn, sobald im Frühjahr der Schnee nur in etwas weg ist; so liegen die Hirten mit ihrem Viehe drauf, obgleich dasselbe auf diesen kahlen Weiden wenig oder nichts zur Fütterung findet. Ein jeder Hirte befürchtet nicht allein, daß der andere die öffentliche Weide mehr geniesen möchte, als er, sondern er scheinet sogar die Furcht zu haben, es möchte etwa ein Hälmgen Graß Zeit und Raum gewinnen, hervor zu wachsen. Er will es also lieber gleich in der Geburt ersticken.

Auch alsdann, wenn der Weidgang auf denen Weideplätzen einer Gemeinde allein zustehet, werden selbige allzufrüh mit dem Vieh betrieben. Kaum ist im April der Schnee vom Anger hinweggeschmolzen, so wird die Heerde schon ausgetrieben. An statt sich sättigen zu können, wandert das Vieh hin und wieder, und reißt vor Hunger und vielleicht auch halb vor Verdruß die alten Stoppeln des Graßes mit dem jungen und sich kaum zu färben angefangenen Keim und denen daran hangenden Wurzeln zugleich aus der Erde, frißt etwas davon, und läßt das meiste wieder fallen. Der noch weiche Boden wird von dem Vieh tief eingetretten, und viel junges Gras dardurch verdorben. Mit jedem Tag nimmt diese Verwüstung zu. Das junge Gras, da es währender Zeit seines Hervorkeimens, und ehe es den gehörigen Grad des Wachsthums erreichet hatte, verlezt worden, und noch unaufhörlich verbissen wird, kan natürlicher Weise niemahls zu der Stärke und Vollkommenheit gelangen, die es sonsten erreichet haben würde, wenn man ihm Zeit genug gelassen hätte, sich gehörig auszuwickeln, sondern die safftvollen Wurzeln und zarten Keime desselben müssen, weil sie unaufhörlich zerquetschet werden, nach dieser Verwundung bey feuchter und warmer Witterung nothwendig in Fäulung gerathen. Es ist in der That ein Wunder der gütigen Natur, daß sie bey solcher Mißhandlung noch auf den Grad ergiebig ist, als wirklich geschiehet.

Hiernächst ist noch ein Ruin der Weide dieser, daß der häufige Unflat, den eine solche Heerde Vieh täglich auf der Weide fallen läßt, solche auf eine erheblichere Weise verderbet, als man, dem ersten Gedanken nach, sich vorstellig machen kan.

Ein stark betriebener Weid-Plaz siehet gemeiniglich sehr fleckigt aus, und obgleich Pferde und Rind-Vieh wechselsweis nicht so eckel sind, in der Nähe um einen solchen Fleck zu weiden, so währet es dennoch eine geraume Zeit, ehe der Dung dergestalt verwittert, daß diese Stelle wieder grün wird. Wirthschafts-Verständige haben ausgerechnet, daß auf diese Weise eine Heerde nur von 200. Stück Rind-Viehe in neun Tagen einen Morgen von 180. Quadratruthen an Graßwuchs auf lange Zeit verderbet. Der Grund, daß hierdurch der Weid-Platz gedunget werde, wird, wie die Art der Düngung selbsten, als unschicklich verworfen, weil diese vorgegebene Düngung erst einen Ort eine lange Zeit verderbet und unfruchtbar machet, ehe sie demselbigen einigermassen vortheilhaft wird.

Daß ein solcher auf diese Weise behandelter gemeiner Weid-Platz der Gemeinde und derselben einzeln Gliedern nicht den gehörigen Nuzen verschaffe, erhellet daraus, daß derselbe kaum den dritten Theil von demjenigen Vieh ernähren kan, als geschehen würde, wenn man eine andere Einrichtung damit machte. Der Eigenthümer muß also statt dreyßig Stück Vieh, sich mit zehen Stück begnügen, die aber nicht allemahl zu Bestreitung seiner Haushaltung hinreichend sind. Diese Vergleichung ist gar nicht übertrieben.

An einigen Orten wird von einem Morgen mittelmäßiger Wiesen von 160. Quadratruthen, jede zu 16. Schu lang und breit, ein Wagen Heu und ein Wagen Grummet, jeder zu 10. Centr. gemacht. Wo die Wässerung wohl eingerichtet ist, da werden die Wiesen zum drittenmahle, und mit einem noch viel höhern Ertrag genuzet; und gleichwohl hat man die Herbst-Weide auf denenselben noch zu gut. Nun aber wird niemand behaupten, daß das Vieh auf einem Weide-Platz von auch einem Morgen so viel Gras bekommt, als

als zu zwenen und wohl zu dreyen Wagen Heu und Grummet erfordert wird. Sezt man nun den Fall, man müste vor eine Stall-Kuh, wenn sie mit lauter Graß, Heu und Grummet gefüttert wird, zwey Morgen Wiesen haben; so wird wohl niemand behaupten, daß, wenn man eine Kuh auf die Weide treibet, dieselbe nur den Sommer hindurch mit 4. Morgen, das ist, mit dem gedoppelten genug habe, geschweige was den Winter über würde erfordert werden. Man seze aber voraus, es wären vier Morgen Weide hinlänglich, um eine Kuh das ganze Jahr hindurch zu erhalten, und bestimme die Größe der vorhandenen Weide zu 200. Morgen, so zu Wiesen gemacht werden könnte; so würden darauf 50. Weid-Kühe ernähret werden können: sezt man nun ferner, es würde solche Weide zu Wiesen gemacht; so würden davon 100. Kühe auf dem Stall erhalten werden; folglich hätte man schon das Doppelte. Berechnet man nun, daß eine Stall-Kuh so viel einbringet, als vier Weid-Kühe, so ist der gedoppelte Vortheil vierfach, und mithin richtig, daß eine Weide, so zu Wiesen gemacht worden, achtmahl so viel einbringet, als wenn sie Weide bleibet; woben nicht einmahl der Dung, den man mehr als doppelt empfänget, und der doch billig ebenfalls mit in Anschlag kommen sollte, gerechnet wird.

§. 7

Von der fast noch überall wahrzunehmenden schlechten und höchst verderblichen Wirthschaft mit denen Gemeind-Waldungen ist bereits anderwärts ausführlich gehandelt worden. Zu dem Ruin dieser Waldungen träget vorgedachte gemeine Vieh-Weide nicht wenig bey. Denn von dieser ist der Untergang des jungen Holzes fast unzertrennlich. Es ist fast keine Strafe und keine Anstalt mehr hinreichend, die Hirten mit ihrem Vieh in Ordnung zu halten und von denen jungen Schlägen und Schonungen zu entfernen. Der Holzanbau wird dadurch gänzlich gehindert, indem auf solche Art alle gute Einrichtungen mit denen Schonungen, Schlägen, Eichel-Kämpen, dem Anflug, der Aussaat, und dem Anpflanzen, schlechterdings vereitelt werden.

§. 8.

Nachdem Engeland am ersten eingesehen, daß eine solche Benuzung derer Gemeind-Güther zum grösten Schaden und Nachtheil sowohl des Herrn als der Unterthanen gereichet, und dahero durch die weisesten Geseze die Theilung solcher Güther unter die Gemeinds-Glieder erlaubet, ja unter gewissen Bedingungen gebotten; so hat diese neue, und zu unbeschreiblichen Segen derer Engeländer ausgeschlagene Einrichtung auch in andern Ländern, als in Frankreich, in der Schweiz, und auch in unserm Teutschland einen grossen Beyfall gefunden, und verschiedene Policey- und wirthschaftsverständige Schrift-Steller haben sich viele Mühe gegeben, nicht allein den großen Nutzen vorzustellen, den die Abschaffung der Gemeind-Güther und derselben Vertheilung, auch in diesen Ländern verschaffen würden, sondern auch die Art und Weise an die Hand zu geben, wie diese Vertheilung, aller Schwürigkeiten und Hindernüsse ohngeachtet, am besten zu bewirken seye. Nur ist zu bedauern, daß man es noch zur Zeit an den meisten Orten entweder nicht recht ein-

einsehen will, oder sich durch Schwürigkeiten und Hindernisse, die sich zwar dabey vorfinden, aber nicht allemahl so unüberwindlich sind, als man sich vorstellet, von der wirklichen Einrichtung abschrecken und abhalten lässet; daher es denn auch kommt, daß man noch nicht viele gesezliche Verordnungen dieserwegen angeben kan.

§. 9.

Die Meynung vorerwähnter Schriftsteller gehet nun dahin, daß man gedachte Gemeind-Güther an Aeckern, Wiesen und Weideplätzen, unter die Glieder der Gemeinde vertheilen, und ihnen solche erb- und eigenthümlich eingeben soll. Nur stimmen sie in der Art und Weise, wie dieses geschehen soll, nicht allemahl miteinander überein.

Was die einer ganzen Stadt- oder Dorf-Gemeinde zugehörige Aecker und Wiesen, die man bißhero unter die Mitglieder, entweder gegen eine gewisse Abgabe, oder ohnentgeldlich, auf ein oder nur wenige Jahre zur blossen Benuzung ausgetheilet, anbetrift; so meynet Herr Geheimerath Reinhard in seinen Schriften, daß man ihnen solche vor immer und ewig, vor alle ihre Erben, unwiederruflich, und als ein solches Eigenthum, womit sie, gleich ihren andern Güthern, nach freyer Willkühr schalten und walten können, zutheilen sollte. Damit aber in dem Fall, wenn ein Vatter mehrere Söhne und Töchter, ingleichen sich anderwerts, oder gar ausser Landes etablirte Söhne hätte, diese sämtliche Kinder sich nicht zu beschwehren hätten, daß sie alsdenn sich alle in den vätterlichen Antheil theilen müßten, dahingegen ein jeder, so nach des Vatters Tode Burger geworden, seinen vollständigen Antheil vor sich bekommen haben würde, wenn diese neue Einrichtung unterblieben wäre; so könnte man verordnen, daß das vätterliche Antheil nur auf die gegenwärtig gebohrne Söhne, auf deren Schwestern, wie auch auf ihre hiernechst auf die Welt kommende Brüder, aber nicht eher erben solle, als biß jene abgestorben sind, ingleichen daß nur die gegenwärtig gebohrne Söhne in solchem Antheil erbfolgen sollen, welche sich dermahleins in dem Orte bürgerlich niederlassen, und die wenigstens noch nicht anderwerts Bürger geworden sind und ihr Bürger-Recht verzogen haben. Hierdurch wäre denen Einwendungen wegen derer Schwestern und wegen der anderwertshin sich begebenden Brüder vorgebeuget. Doch müste man dem Vatter die Willkühr lassen, über seinen Antheil sowohl durch Contracte, als durch seinen lezten Willen Vorsehung zu thun; so daß sothane Verordnung nur auf den Fall gienge, wenn der Vatter durch dergleichen Disposition keine Veränderung vorgenommen hat.

Damit aber auch der Einwand bey dem Fall, wenn zwey oder mehrere Söhne von denen gegenwärtig gebohrnen sich an dem Orte, wo der Vatter Burger ist, niederlassen, gehoben werde, sollte man denenjenigen Bürgern, welche nur Töchter, oder nur solche Söhne haben, die anderwertshin gezogen sind, ihren Antheil nur auf Lebenslang lassen, nach deren Tod aber müste derselbe an die Stadt zurück fallen; wenigstens könnte man dieses bey denenjenigen veranstalten, welche entweder gar keine, oder nur solche Kinder haben, die anderwerts ansäßig sind. Aus diesen heimgefallenen Theilen könnten diejenigen

zu

zu frieden gestellet werden, welche als Söhne eines Vatters durch die neue Anordnung zu kurz kommen.

Es will jedoch vorgedachter Herr Verfasser diese Vorschläge nicht sogleich im ersten Anfang, sondern nur im Nothfall, und wenn wider die von denen Interessenten gemachte Einwendungen keine vernünftige Vorstellungen Platz und Gehör finden wollen, ins Werk gesetzt wissen.

Wenn derer Gemeind-Güther so wenig sind, daß sie, wenn sie unter denen Mitgliedern eigenthümlich vertheilet werden sollen, vor alle dieselbe nicht zureichen wollen, ohne sie in allzukleine Theile zu zerreissen; so müßte man, um die Gleichheit zu treffen, alsdann also verfahren: daß man, wenn dieselbe z. E. nur vor den vierten Theil der Gemeinde hinlangen, diese in lauter Rotten von Vier zu Vieren theilen, und einer jeden Rotte denjenigen Theil in Gemeinschaft zueignen müßte, welchen bey der ehmaligen Austheilungsart zur Benuzung allemahl der vierte Mann aus der Gemeinde bekommen. Damit aber auch diese Gemeinschaft sogleich wieder möge aufgehoben werden, müßte man das Guth nach Billigkeit in Anschlag bringen, und wenn die vier Theilhabere sich nicht in Güte auseinander sezen können, alsdann müßten sie durch das Loos ausfindig machen, wer das Guth haben solle, und dieser müßte sodann denen andern ihren Theil in baarem Gelde nach dem gemachten Anschlag heraus geben.

Wenn die Gemeindscasse bey der alten Einrichtung von denen ausgetheilten Güther-Stücken etwas an Zinns eingenommen; müßte solches als eine ewige Gült und Zinnsse darauf verbleiben, ja wegen der völligen Zueignung noch um etwas erhöhet werden, und daß auch diese zu einem völligen Eigenthum der Privat-Persohnen gewordenen Güther unter die Landesherrliche Schazung kommen, wäre keinem Zweifel unterworfen, doch aber billig, daß diesen Leuten einige Freyjahre vergönnet werden, um sie zu Anwendung allen Fleises auf ihre neue Güther desto mehr aufzumuntern.

§. 10.

Was die gemeinen Weide- und Huthungs-Pläze betrift, so sollen diejenige, so sich von Natur am besten dazu schicken, zu guten Wiesen, andere zu Aeckern, oder zum Anbau guter Futter-Kräuter, und die, welche auch hierzu nicht tauglich wären, zu Waldungen gemacht und angebauet, alles aber, was nicht zu Waldungen bestimmet worden, ebenfals unter die Glieder der Gemeinde erb- und eigenthümlich vertheilet werden. Es werffen die Weid-Pläze nicht nur alsdenn, wenn sie zu Wiesen gemacht werden, einen viel grössern Nuzen ab, wie im vorhergehenden gezeigt worden; sondern auch diejenige Huthungsstücke, die zu keinen Wiesen dienlich sind, tragen ein ansehnliches mehr ein, wenn sie zu Acker gemacht, und zum Getreyd-Anbau gebraucht werden, als wenn sie Weide bleiben; Wird aber ein solcher Acker zu künstlichen Wiesen gemacht; so werden leztere vier und mehrfach besser benuzet werden, als wenn man das Land zu Weide liegen lässet. Diejenigen Huthungsstücke endlich, die weder zu ordentlichen noch künstlichen Wiesen, auch nicht zum Ackerbau taugen, werden doch allemahl als Waldung mehr denn als Weide eintragen, und man

man wird bey jener auch die Huth und Weide nicht gänzlich verliehren. Die Vererbung aber wird den Vortheil haben, daß ein jeder dasjenige Stück, so ihm eigenthümlich gehört, mit Planiren, Dungen, Wässern, Putzen, und wie sonst die Wiesenarbeiten genennet werden, weit besser besorgen wird, als wenn es nicht sein Eigenthum ist, wenn man auch gleich etwa die Wässerung auf Kosten der ganzen Gemeinde einrichten lassen, und so dann die neue Wiesen in so viele Theile, als Glieder der Gemeinde vorhanden, theilen, einem jeden aber seinen Theil, kurz vor der Heu-Erndte anweisen wollte.

§. 11.

Bey dieser Einrichtung wird die Stallfütterung allemahl vorausgesezt, nehmlich, daß das Vieh so wohl den Sommer als den Winter hindurch, mithin beständig im Stall gefüttert werde. Man findet diese Stallfütterung hin und wieder schon seit langer Zeit im Gebrauch; hingegen an andern, und zwar an den meisten Orten will der Bauer nichts davon hören. Sein Vieh den Winter hindurch im Stall zu ernähren, dawider findet er nichts einzuwenden, denn er ist es einmahl gewohnt; soll er aber eben dieses im Sommer thun, so wird sich sein ganzer Eigensinn empören, und hundert Einwürfe dagegen zu machen wissen, von welchen aber die wenigsten gegründet sind.

Die vornehmsten Einwürfe wider diese mit der Stallfütterung verbundene Einrichtung bestehen darin: daß ein jeder Wirth genöthiget seyn würde, einen besondern Hirten auf sein weniges Vieh zu halten, wenn er es auf den kleinen Bezirk seines ihm von dem abgeschaften gemeinen Weideplaz zugefallenen Antheils hüten sollte, welches doch geschehen müste, weil viele Hindernüsse die angepriesene Stallfütterung unmöglich machten. Denn ob man gleich im Winter eben dieselbe Anzahl Vieh im Stall fütterte, so hätte man doch das Futter dazu in der Scheune und auf dem Boden, auch Zeit genug übrig, es dem Vieh zu reichen; allein im Sommer bey der nöthigsten Arbeit wäre es nicht möglich, alle Tage so viel Gras zu mähen und vielleicht von weitem herzuholen, wofern man nicht mit grosser Beschwehrde mehr Gesind halten wollte. Auch wäre das Vieh zum freyen Herumgehen einmahl gewohnt, es wolle niemahls recht fressen, wenn es beständig im Stall eingesperret stehen sollte, und der Mangel der Bewegung wäre der Gesundheit des Viehes höchst schädlich. Ferner würde es dem Landmann an Winterfutter fehlen, zumahl wenn er seinen Viehstand vermehren sollte. Dieses würde er auf dem Halse haben, und sich wegen dessen Unterhaltung in der größten Verlegenheit befinden, wenn im Sommer bey großer Dürre auf hochgelegenen Feldern die Gewächse Schaden leiden und verbrennen, oder im Wachsthum zuruck gesezt werden sollten: überdem erfordere der Bau der verschiedenen Arten Futterkräuter, viel Fleiß, Behutsamkeit, und nöthige Kenntnuß, so man bey dem Bauer nicht voraus setzen könnte: wer sollte ihn unterrichten? woher sollte er die Menge des Saamens zuerst hernehmen, und wer ersezte den Schaden, wenn dergleichen Unternehmen mißlinget?

Was die Furcht wegen der vielen besondern Hirten anbetrift; so ist dieselbe ganz unnöthig. Will der Bauer sein Vieh in seinem Antheil an dem Weidplaz weiden, so darf er nur solchen mit einem Graben umziehen, und auf dem von der ausgeworffenen Erde entstandenen Wall ordentliche Saz-Weiden von 9. bis 10. Fuß hoch, nicht weiter von einander pflanzen, als in der Entfernung von höchstens anderthalb Fuß. So lange solche jung sind, ist eine geringe Vermachung von Stangen nöthig, um sie vor dem Anlauf des Viehes zu schüzen. In der Folge, wenn die Weidenbäume mit der Zeit in der Dicke ihrer Stämme zunehmen, geben sie starke Pallisaden ab, und wird zulezt der Zwischenraum von einem Baum zum andern so gering, daß kein Hund und noch weniger ein Ochse oder Pferd hindurch kriechen kan. Ein solcher beständiger höchst dauerhafter Zaun ist im Stande, das Vieh wie in einem Stall einzuschliessen, es kan also darinn ohne Aufsicht weiden, und wird kein Hirt mehr nöthig seyn. Dergleichen Bäume können ausserdem bey zunehmenden Jahren mit grossen Vortheil gekappet werden, und einen ansehnlichen Vorrath an Holz liefern.

Allein ein Wirth wird seinen Nuzen weit besser befördern, wenn er einen solchen Weidplaz mähbar werden läßt, und das Gras entweder zu Heu machet, oder solches grün dem Vieh auf dem Stall füttert.

Der Einwand wegen Mangel der Zeit und des mehrern Gesinds scheint erheblicher zu seyn, indem nicht zu laugnen ist, daß Stallkühe mehr Gesinde erfordern, als Weidekühe. Allein es kommt hierbey nur blos darauf an, wie man die Sache einrichtet. Man darf nur das ungegründete Vorurtheil, so noch hin und wieder herrschet, fahren lassen, daß das Gras, welches mit der Sichel abgeschnitten wird, dem Vieh besser gedeyhe, und demselben mehr Nahrung gebe, als welches mit der Grassense abgehauen worden. Denn wenn man bey der Sichel verbleiben wollte, so würde allerdings ungleich mehr Gesinde nöthig seyn. Man lasse also das Gras mit der Sense abhauen, so wird man auch nicht mehr Gesinde, als zeithero, brauchen, vielmehr noch den bisherigen Kuhhirten menagiren können. Eine Person mit der Sense kan mehr Gras zusammen hauen, als vier und sechs Personen mit der Sichel abgrasen. Das Gesind darf nur ein wenig früher aufstehen, nur ein wenig fleißiger seyn, und die Zeit, so vorhero mit Faullenzen oder Liederlichkeiten zugebracht worden, besser anwenden. Und wenn das abgemähete Gras etwa wegen Entlegenheit des Orts nicht wohl von einer Person auf dem Kopf heimgetragen werden kan; so darf man nur einen Schubkarren nehmen, da dann auf demselben mit grosser Bequemlichkeit noch einmahl so viel heimgefahren werden kan, als sich auf dem Kopfe tragen lässet. Und da es gar nicht nöthig ist, daß die Mägde nur vor einen Tag Futter machen, sondern solches auf zwey auch drey Tage geschehen kan; so darf der Bauer oder der Knecht, wenn er sonst nichts zu thun hat, auch wohl einmahl den Karren oder Wagen mit der Leiter anspannen, und damit der Magd die Mühe des Grastragens erleichtern, welche kleine Bemühung, wenn es auch täglich geschiehet, wozu kaum eine Stunde Zeit erforderlich seyn wird, gegen den erstaunlich großen Nuzen, den die Stallfütterung gewähret, vor gar nichts zu rechnen ist.

Daß

Daß das Vieh im Sommer im Stall nicht fressen will, und steif und krank wird, ist ein blosses Vorurtheil. Warum fressen die Küh in denen Wintermonaten im Stall und werden nicht steif noch krank? und wer wird behaupten, daß das Mastvieh, welches zwey und drey Monathe nicht vom Stall kommt, deshalb ungesund und schlechter werde? Zeigen nicht die Exempel dererjenigen Einwohner und Bürger in den Städten, welche einzelne Kuhe das ganze Jahr hindurch im Stall halten, das Gegentheil? warum soll dieses nicht mit sämtlichen Vieh angehen? Ueberdem kan man das Vieh gar leicht an die Sommerfütterung gewöhnen; und die Glieder des Viehes können leicht gelenksam erhalten werden, wenn man solches täglich ein paar Stunden frey auf dem Hof herum gehen lässet.

An dem benöthigten Winterfutter wird es dem Landmann nicht fehlen, es wird ihm diese neue Einrichtung solches vielmehr in Ueberfluß verschaffen. Er braucht nur das auf seinem Antheil der Gemeinhuthung wachsende Gras nicht abweiden zu lassen, sondern solchen als eine Wiese zu behandeln, und wenn er mit etwas Cultur zu Hülfe kommt, kan er selbiges zweymahl mähen, und nach Verhältnuß der Größe desselben, einen starken Vorrath an Heu gewinnen. Er kan von allen Arten der Futterkräuter das schönste Heu in Menge machen, mit welchem er bey der Fütterung, wegen der innern Güte desselben, eben so weit, als mit zweymahl so viel gemeinem Heu, reichet. Der durch die bey dieser Einrichtung gewonnene starke Dungung äusserst verbesserte Acker, wird ihm einen doppelten Ertrag an Getreyd liefern, und also auch doppelt so viel Strohe und andere Abgänge, die zum Viehfutter dienen.

Die Furcht, daß die große Dürre im Sommer denen Gewächsen auf hoch gelegenen Feldern Schaden thun würde, ist nicht ganz ungegründet. Unterdessen, wenn die Futterkräuter erst einmahl zu einer gewissen Stärke gelanget sind, so kan ihnen, wegen der tiefgehenden Wurzeln, die Dürre nicht so viel schaden, als andern Gewächsen, welche ihre Nahrung aus der Oberfläche des Bodens erlangen. Sonderlich hat die Esparzette dieses voraus, daß sie bey der stärksten Hitze dennoch ihren frischen Wachsthum behält. Gesezt aber auch, daß zu solcher Zeit das Wachsthum derselben nicht so stark seyn sollte, so kan sich der Landmann wider den Mangel des grünen Futters dadurch in Sicherheit stellen, wenn er lieber einige Stück Vieh weniger hält, als er, dem strengsten Ueberschlag nach, halten könnte, durch welche Vorsicht er allemahl noch Futter übrig haben wird.

Einen Unterricht, wie die Futterkräuter anzusäen, wird der Bauer im Anfang freylich nöthig haben, er wird ihn aber auch leicht erlangen können, wenn Edelleute, Prediger und Beamte hierinn den Anfang machen. Der Bauer wird alsdann gar bald aufmerksam Achtung geben, wenn er siehet, was eine künstliche Wiese vor eine herrliche Sache, und die Anlegung derselben gar nicht schwer sey, und in kurzer Zeit wird er es seinem Lehrmeister gleich thun. Diesen Unterricht kan ein hohes Landes-Collegium dadurch befördern, wenn es tüchtige und erfahrne Wirthschaftsaufseher auf dem Lande anordnet, oder die Verfügung trift, daß ein besonderer zu diesem Endzweck zu verfertigender kurzer und deutlicher

Unterricht von dem Anbau der mancherley Arten Futterkräuter gedruckt, und sodann davon denen Landleuthen eine hinlängliche Anzahl Exemplarien umsonst ausgetheilet wird. Man kan ihnen auch die nöthige Kenntniß von dieser Sache mittelst wohleingerichteter öconomischer Calender verschaffen.

Die Anschaffung des Saamens würde zu Anfang freylich auch wohl von der Cammer veranstaltet, und die erforderliche Kosten dazu vorerst vorgeschossen werden müssen. Der Bauer erhielt den Saamen umsonst, dagegen aber würden ein paar Extra Monathe die Sache bey der Casse wieder gut machen. Und wenn zu diesen Anstalten endlich noch der Weg der Belohnung hinzu kommt; so wird an einem guten Erfolg desto weniger zu zweifeln seyn.

§. 12.

So wenig gegründet also alle Einwendungen wider diese Einrichtung sind, so vortheilhaft ist die Stallfütterung an und vor sich selbst. Es ist schon oben gesagt worden, daß eine Stallkuh mehr Nuzen bringt, als eine Weidkuhe. Daß dieses seine Richtigkeit habe, ist leicht einzusehen, wenn man überlegt, daß man von einer Stallkuh mehr als doppelt so viel Milch und Mist erlanget, als von einer Weidekuh, nachdem nehmlich die Kuhwirthschaft mit denen Weidekühen eingerichtet ist.

Denn an einigen Orten bleibet das Vieh den ganzen Sommer und wenigstens sechs auch wohl sieben Monate durch auf der Weide und Huthung. Dergleichen Huthungen sind gemeiniglich sehr weitschichtig, und werden in drey oder vier, auch öfters in sechs Schläge eingetheilet, und so viel sich thun lässet, ist jeder Schlag besonders und wohl verzäunt, damit solche so lange gehegt und nicht betrieben werden können, bis die andern von 14. zu 14. Tagen, oder auch von 3. zu 5. Wochen ausgehütet worden. Die Kühe werden täglich dreymahl unter freyem Himmel gemolken, und die Milch wird nach Hause gefahren. Man rechnet bey dieser Wirthschaft auf 100. Kühe nebst einer Schlieserin drey Mägde, welche sich sodann auch zu Hause mit der Milch, Butter- und Käßwirthschaft beschäftigen, und dazu genugsame und sehr gute Zeit haben, weil sie kein Gras heimschleppen dörfen. Sie können auch in denen fünf oder sechs Wintermonaten denen 100. Kühen, und etwa 20. bis 30. Stuck Geldevieh, genüglich vorstehen, wenn man das Vieh nicht zu gebrühten und gekochten Speisen gewöhnet. Bey dieser Wirthschaft liefern die Kühe auch noch ziemlich Milch; aber der Dung gehet in denen Sommermonathen verlohren.

Die andere Art der Kuhwirthschaft bestehet darinnen, daß man das Vieh entweder nur Vormittags, oder auch Vor- und Nachmittags, auf die Weide und Graswald- und Feldhuthungen treiben lässet, und ihnen im erstern Fall bey der Wiederkunft Früh und Abends, im andern aber auch Mittags, ein oder zwey Futter Gras im Sommer vorlegen lässet, auch solchen überdis wohl noch ein oder zweymahl täglich gewisse Tränke von Kleyen, Getreydschroth, Leinkuchen, Molkenspühlicht und dergleichen vorsezet, und solche bey die-

sem

sem Futter zu melken pfleget. Diese Kuhwirthschaft erfordert nicht allein viel Gesinde, indem man auf 10. Kühe eine Magd, folglich auf 100. Kühe 10. Mägde und eine Schliesserin, und vor das junge und Geldeviehe, so wie vor das Brackvieh noch besonders eine oder zwey Mägde rechnet; sondern die Kühe liefern auch viel weniger Milch, indem sie bey dem vielen herumtreiben auf die öfters weit abgelegenen Huthungen ermüden, viel Zeit zum Fressen versäumen, und durch das hereintreiben die auf der Huthung erworbene Milch verliehren, anbey aber auch, welches sehr beträchtlich ist, nicht Zeit haben, ordentlich wieder zu käuen, und die rechte Verdauung des Futters abzuwarten. Von dem Dünger gehet hier ebenfals viel verlohren.

Beyde Arten der Kuhwirthschaft kommen mit der Stallfütterung in keine Vergleichung. Die weit grössere Quantität Milch, so man hier gewinnet, noch mehr aber der sämtliche Dünger, der hier aufbehalten und zu Nuzen gemacht wird, wird den wenigen Aufwand, den man etwa auf einiges Gesinde mehr verwenden muß, reichlich ersezen.

§. 13.

Ein anderer großer Vortheil der Stallfütterung ist dieser, daß das Vieh dabey viel sicherer bey Gesundheit erhalten, und vor vielerley schädlichen Zufällen bewahret wird. Wie viel muß nicht das arme Vieh, von Schlacken, rauhen Winden, Hitze, Ungeziefer und Staub ausstehen, wenn es von Morgen bis an den Abend seine Nahrung auf denen Huthungen, und zwar oft recht kümmerlich suchen muß; welches der Gesundheit und dem bestmöglichen Gedeyhen des Viehes gewiß nicht zuträglich seyn kan. Wie wird nicht das Vieh durch die Weite des Weges, und durch das beständige herumtreiben abgemattet, und seiner besten Kräfte, so es durch das Futter erlanget hat, sogleich wieder beraubet. Denen saugenden Kühen wird im Sommer die Milch erhizt, welches denen jungen Kälbern Krankheiten und den Tod zuwege bringt. Im ersten Frühling, oder im späten Herbst, wenn das Gras selten, oder schon verdorben ist, schluckt das Weidevieh allen Unflath und schädliche Kräuter aus Hunger ein, welche die Lungenseuche und andere gefährliche Krankheiten verursachen. Manches Stück Vieh kommt in denen nicht selten anzutreffenden Morästen und kleinen Feldbrüchern, oder auf steinigten und felsigten Huthungen in gebürgigen Gegenden zu Schaden, zersprengt sich etwas im Leibe, oder ersauft in erstern gar auf der Stelle. Und wie manches Stück Viehe wird nicht von andern zu Schanden, oder gar tödlich gestossen, wenn der Hirte unachtsam und nachläßig ist. Aller dieser gefährlichen und schädlichen Zufälle ist man bey der Stallfütterung überhoben; und wenn ja ein und anderer auch bey derselben vorfallen könnte, als das Stosen des Viehes, so kan man doch viel leichter Vorsicht thun, und das Unglück abwenden, da man das Vieh beständig unter Augen hat.

§. 14.

Der gröste Nuzen der Stallfütterung, der sich nicht nur auf den Eigenthümer des Viehes, sondern auf das ganze Land erstrecket, ist die mehrere Sicherheit vor der Viehseuche. Wiederholte Erfahrungen haben gewiesen, daß das bewährteste Mittel wider diese Landplage in der zeitigen und gänzlichen Absonderung und Entfernung des gesunden Viehes von dem kranken bestehe. Dieses kan nun wohl nicht leichter und sicherer bewürkt werden, als wenn ein Wirth sein Vieh beständig in seinem Stall und Hof, und also stündlich unter seinen Augen hat. Ist die Stallfütterung einmahl durch das ganze Land eingeführet, so kan eine entstandene Viehseuche nicht weit um sich reissen, sondern vielmehr sogleich in der Geburt erstickt, und das Dorf, die Provinz, und das Land gerettet werden, wenn zumahl der Landesherr den scharfen Befehl ergehen läßt, daß man so fort bey demjenigen Landwirth, wo sich die Viehseuche äussert, alles Rindvieh ohne Unterscheid, insgesamt todschlagen, den angesteckten Hof wenigstens drey bis vier Monath lang sperren, den Mist, das Stroh und Heu, auch allenfals die Krippen und den niedergerissenen Stall, ferner die Kleider und Geräthe aller Haußgenossen vergraben, oder noch besser, verbrennen solle. Nur müßte dem verunglückten Nachbar durch den Weg der Remission, oder lieber einer Assecuranz-Anstalt, oder wenigstens einer ausgeschriebenen, und auf die Häupter des übrigen und gesund gebliebenen Viehes repartirten Beysteuer, aller Schaden ersezt werden. Auf diese Weise würden tausend Haußhaltungen der Gefahr, einen so erheblichen Verlust, als das Viehsterben auf mehr als eine Art mit sich bringet, zu so oft wiederholten mahlen, als es nicht selten geschiehet, zu empfinden, entgehen.

§. 15.

So wie der Weidegang vor die Kühe ganz unnöthig ist, so überflüßig ist er auch vor die Ochsen und das junge Rindvieh. Die Ochsen brauchen auch nicht aus dem Stall zu kommen, ausser wenn sie unter das Joch sollen, und da haben sie Bewegung genug. Man hält auch nicht vor gut, daß man das junge Vieh gleich in dem ersten Jahr hinaus jaget; es wäre besser, wenn dasselbe so lange im Stalle gelassen würde, biß seine Glieder erstarket sind, da ihm hernach das herumsteigen an denen Bergen besser bekommt, als wenn es bald nach der Milch den ganzen Tag herum gejagt, und dadurch an dem Wachsthum gehindert wird. Es bleiben also etwa nur anderthalb Jahre übrig, binnen denen das junge Vieh auf die Weide getrieben wird: denn hernach kommt dasjenige, so weiblichen Geschlechts ist, in die Reihe der Kühe, die Stiere aber unter das Joch, und bleiben alsdann beyde ganz von der Weide. Vor die Anbindlinge und Rinder aber ist Weide genug auf denen Stoppelfeldern, in dem Herbst auf denen Wiesen, und in dem Frühjahre in denen aufgethanen Schlägen derer Waldungen.

§. 16.

§. 16.

Allein auch die Pferde machen einen Anspruch an den Weidegang; denn an vielen Orten nähren sich dieselbe auf der Weide in allen vier Jahrszeiten, und zwar nicht allein bey Tage, sondern auch bey Nacht. Es wird also mancher es vor ganz unmöglich halten, die Pferde ohne Weide durchzubringen. Allein eben diese Weide wird mit gutem Grund vor ein Verderben der Pferde, und hingegen vor viel besser gehalten, wenn sie niemahls auf die Weide kämen. Die Nachtweide ist eine Erfindung der Unmenschen, welche die Pferde über die Faulheit ihrer Herren wollen zu Grund gehen lassen. Ist ein Pferd den Tag über ermüdet, ist es abgemattet, alsdann bekommt es keineswegs einen warmen Stall, und eine trockene Streu, damit es allda ausdünsten, sich von seiner Müdigkeit erholen, und zu neuen Arbeiten geschickt machen könne. Nein! da wird es auf die Weide gejagt, und solche muß es erst auf eine halbe, wo nicht auf eine Stunde Wegs suchen. Da läuft es denn unter andern Pferden herum, und es muß seine kümmerliche Nahrung binnen der Zeit sehr sauer suchen, da es dem Thaue, dem Regen, und denen Reifen ohne Unterlaß ausgesezt ist, um steif und eben so zugerichtet zu werden, als wie die Pferde in Feldzügen, wo sie nach denen Strapazen des Tags gleich warm unter freyen Himmel gestellet werden, und wo es das gröste Glück ist, wenn man sie nur hiernächst in dem besten Winterquartier wieder einigermaßen zu recht bringen kan. Und bricht der Morgen heran, alsdann gehet das Geschäfte abermahl seinen Gang; das Pferd wird von der Weide geholet, und oftmahl nicht wenig herum gejaget, ehe man sich seiner bemächtigen kan. Da wartet denn nichts als Arbeit auf dasselbe, und das Futter, nebst der Abwartung mit Striegeln und Putzen ist eben so schlecht als den vorigen Tag. Diejenige also, die nicht abgesagte Feinde ihrer Pferde seyn, und die Pferdezucht nicht gänzlich zu Grunde richten wollen, sollten den Anfang mit gänzlicher Abschaffung der Nachtweide machen.

Ein gleiches verdient die Frühlingsweide. Da fressen die Pferde die unreinste Feuchtigkeiten, giftige Thauen und Reifen mit dem wenigen Graße hinunter. Der Thau verhindert sie, die ihnen nüzliche Kräuter von denen schädlichen durch den Geruch und den Geschmack zu unterscheiden, das ihnen ausserdem leicht ist. Da bekommen denn die Pferde Krankheiten allerley Art, die sehr oft epidemisch sind. Läßt man die Pferde in dem Frühling auf die Wiesen, alsdenn machen sie an Orten, so nicht sehr trocken sind, mit ihren Füßen tiefe Löcher, in welche sich faules Wasser stellet, niemahls aber ein guter Halm Gras in so lange daraus wächset, bis es mit anderer Erde wieder zugefüllet und eingeebnet wird. Auf gleiche Weise gehet es mit denen Weiden; die werden dergestalt vertretten und verlöchert, daß sie zum Graswuchse fast untüchtig werden, und allenthalben recht saubere Binsenstöcke und Rietstauden heraus wachsen. Wer also gesunde Pferde haben will, der muß auch die Frühlingsweide ganz und gar abschaffen. Die Sommerweide ist die gesundeste: allein da alsdann die Pferde in keine Wiesen dürfen, so heisset sie überhaupt nicht viel: denn im Sommer werden die Weiden von der großen Hitze bald ausgebrennet, und

das etwa noch übrig bleibende Gras hat weder Kraft noch Saft. Auch wird das Vieh durch die Mucken so erbärmlich abgearbeitet, und durch die starke Sommerhitze so ermattet, daß es eine Unbarmherzigkeit ist, es auf eine solche Plagweide zu jagen. Hat es Gelegenheit dazu, alsdenn ist keine Pfüze so faul und böse, daß die Pferde nicht daraus saufen, und sich zu Grunde richten sollten. Die Herbstweide ist noch die erträglichste, besonders wenn es kein allzunasses Wetter ist, daß die Pferde die Wiesen und Weiden mit ihren tiefen Eintretten verderben können. Das naßbethaute Gras ist aber auch schädlich, und kommen sie in die Zeit, da die Reifen anfangen, alsdann verursachet der Weidegang wieder allerley Krankheiten, und folget also der Schluß, daß die Weide vor die Pferde niemahls etwas tauget, und man also sich am besten berathet, wenn man ganz und gar darauf verzeihet. Es wird auch solches nicht schwehr seyn: denn die Menge guten Heues, das man ziehen wird, wenn die Weiden zu natürlichen und zu künstlichen Wiesen gemacht, und die bereits vorhandene Wiesen durch das weidende Vieh nicht mehr verderben werden; ingleichen die Sorgfalt, allenthalben gute Futterkräuter in grösserer Menge anzuziehen, die werden uns über allen Futtermangel weit hinaus sezen. Wir werden alsdann auch den Roßdung in dem Stalle behalten, welcher jezo unnüzerweise auf denen Weiden herum geschleppet wird.

§. 17.

Nur das Schaafvieh allein scheinet dieser neuen Einrichtung die gröste Hinderniß zu machen. Allein diese kan man in dem Frühjahre, biß zu einer gewissen Zeit auf die Wiesen lassen; und da zu solcher Zeit die Wiesen mehr Futter geben, als die Weidepläze, so werden es die Schaafe besser haben, wenn diese mehrentheils zu Wiesen gemacht werden. In dem Sommer gehen ihnen zwar die Weidepläze ab; allein, da müssen sie sich auf denen Brachfeldern und auf denen Rändern derer Waldungen behelfen; und sollte dieses nicht hinlangen, so würde es besser seyn, ihnen mit Klee und andern Futter zu Hülfe zu kommen, als ihnen zu gefallen die Weidepläze in ihrer unnüzen Gestalt liegen zu lassen. Gleich nach der Ernde bekommen sie auch die Stoppelfelder, und in dem Herbste ist alles vollauf, weil sie da nach eingebrachten Grummet wieder in die Wiesen dürfen. In dem Winter werden sie ja ohnedem in dem Stalle gefüttert, und da wird es denn um das Heu so elend nicht mehr aussehen, als wie jezo gar oft. Das Vieh wird sein sattes Futter bekommen, und nicht mehr bis auf Haut und Knochen ausgehungert in dem Frühjahr in den Pferch kommen. Und warum sollte die Stallfütterung das ganze Jahr über nicht auch bey dem Schaafvieh eingeführet werden können? Es haben verschiedene Wirthschaftsverständige gezeiget, daß eine Stallschäferey nicht allein möglich, sondern auch sehr vortheilhaft sey.

Die Engelländer haben an denen Orten, wo die Feld- und Triftgemeinschaft nicht mehr Statt findet, einen doppelten Weg, ihre Schaafe im Sommer zu unterhalten. Entweder schliessen sie solche in Horden ein, die nach der Stärke der Heerde einen verhältnuß-

mäßi-

mäßigen großen Raum umschränken, und lassen sie so lange auf einer Stelle Tag und Nacht weiden, bis das Gras, oder die daselbst angesäeten Futterkräuter aufgezehret sind, alsdenn sie diese Vermachung auf einen frischen Fleck weiter fortbringen. Oder sie schränken ihre Schaafe in der Nähe einer künstlichen Wiese auf einem engern Plaz beständig ein, bringen daselbst Krippen und Raufen an, tragen ihnen das abgemähte grüne Futter allerley Art, benebst denen grossen Ruben oder Turneps vor, und ernähren auf diese Weise selbige mit dem gesundesten und kräftigsten Futter so reichlich und vortheilhaft, daß sie ihnen das beste Fleisch und die allerschönste Wolle liefern. Nur selten treiben sie solche aus, wie bey uns geschiehet, es müste denn auf einer abgebrachten natürlichen Wiese, oder auf einem mit Futterkräutern besäeten Felde seyn, das nun bald umgebrochen, und mit Kornfrüchten bestellet werden soll, oder wenn die Kleearten im späten Herbst nicht mehr gemähet werden können.

Nichts wird uns in denen mehresten Orten in Teutschland hindern, diese herrliche Methode der Engelländer zu befolgen, wenn wir, wie sie gethan, nach Aufhebung der Gemeinheiten, einen Theil unserer Aecker mit Futterkräutern besäen, und die oft weitläufigen Anger und Huthungspläze zu mähbaren Wiesen machen wollten. Der Mangel an Leuten kan keine Hindernuß machen, es mag das Recht, Schaafe zu halten, dem Herrn des Dorfs nur allein zustehen, und ihm die Schäferey allein gehören, oder es mögen auch die Bauern berechtiget seyn, eine bestimmte oder unbestimmte Anzahl Schaafe auf die Weide zu bringen. Zu einer Schäferey von 1000. bis 1200. Schaafen werden in der Mark Brandenburg bey der jezigen und bisher gewöhnlichen Einrichtung erfordert, zwey Knechte und der Lämmer-Jung, ausser dem Schaafmeister und dessen Frau. Diese fünf Menschen werden hinlänglich im Stande seyn, obige Anzahl von Schaafen im Sommer nach Art der Engelländer zu füttern; ja einige getrauen sich gar, bey tausend, zwölf- bis funfzehenhundert Schaafen dieses mit drey Persohnen zu verrichten. Was die Bauern anbetrift, so brauchen dieselbe gar keine besondere Leute oder Hirten dazu. Denn sind die Aecker und Huthungen vermessen und vertheilet, so dürfen sie nur auf ihren Grundstücken einen kleinen Plaz abhägen, diesen mit zwanzig, dreyßig, oder mehrern Schaafen besezen, und solche auf engelländische Manier ernähren, wobey ein kleiner Jung von des Bauern Kindern genug ist, um auf die Schaafe Acht zu haben, und ihnen das Futter auf die Raufen zu legen, welches der Vatter oder Knecht schon wird mähen und hintragen oder fahren können, ohne sich an seiner übrigen Arbeit zu verhindern.

§. 18.

Diese gemeine Huthungs- und Weidepläze sollen nun unter die Mitglieder der Gemeinde vertheilet werden. Hierbey kommt auf die Beschaffenheit dieser Weidpläze und auf die Huthungsgerechtigkeit auf denselben sehr viel an.

Haben zwey oder drey Gemeinden eine gemeinschaftliche Markung, und also auch das Weiderecht gemeinschaftlich; so kann da bald geholfen werden, wenn man den Weideplaz ganz und gar abtheilet, und einer jeden Gemeinde das ihrige zuweiset. Ist solches geschehen, alsdann hat man es nur mit einer Gemeinde zu thun, und lässet sich alsdann die Aufhebung der Weide leicht bewerkstelligen. Soll aber diese Abschaffung rechtsbeständig, oder also geschehen, daß keiner von denen Gemeinden, welche dieses Huthungsrecht haben, zu nahe geschiehet, oder durch diese Veränderung etwas einbüsset; so müssen die verschiedenen Antheile einer jeden Gemeinde an der Huth zuerst bestimmt und berechnet werden. Man muß nehmlich die Zeit genau unterscheiden, in welcher jede Gemeinde die Huth auszuüben hat. Denn es kan z. E. eine Gemeinde die Huthung von dem Anfang des Aprils bis in die Mitte des May, die andere Gemeinde von der Mitte des May bis zu dem Ende des Augusts, und die dritte von dieser Zeit bis zu dem Ende des Octobers, mit dem Vieh betreiben; und es ist leicht zu erachten, daß die Nutzung in den Monaten May, Junius, und Julius ungleich beträchtlicher sey, als im April, September und October. Sodann muß untersuchet werden, wie eine jede Gemeinde die Weide nach dem Verhältnuß der Stärke des Viehstamms nuze? welcher Viehstamm entweder durch die Achtsleute, oder nach dem Contributions-Castastro bestimmet wird; wobey man festsezen muß, wie viel Schaafe gegen ein Stück Hornvieh nach dem Landesgebrauch in Betracht der Weide gerechnet werden. Zum Exempel ein Stuck des leztern gegen 10. Stuck des erstern. Ist nun bestimmet, wie sich die verschiedene Werthe der Weide oder des Grases, in denen verschiedenen Monathen gegen einander verhalten, und man hat ausgerechnet, wie viel so wohl der ganze Wehrt der ausgemessenen Huth, als auch die einzeln Werthe der theilhabenden betragen, so wird durch die Gesellschaftsregel ausgerechnet, wie viel Morgen und Ruthen auf eine jede Gemeinde kommen, worauf von dem Feldmesser die Theilung auf dem Felde gemacht wird.

Kommt aber der Fall vor, daß das Weiderecht nicht reciproque, und auch die Markung zwischen zwenen Gemeinden nicht überhaupt gemeinschaftlich ist, sondern da ein Dorf nur allein den Uebertrieb auf des andern Dorfs Huth hat; so dürfte es mit der Aufhebung der Gemeindheit etwas schwerer halten, indem das erste Dorf sein Recht nicht wird einbüssen wollen, solches ihr auch nicht zugemuthet werden kan. In diesem Fall wird es darauf ankommen, ob nicht Mittel und Weege ausfindig zu machen sind, um dieses Dorf durch ein Æquivalent zu Abtrettung seines Rechts zu bewegen, und ob diese Abtrettung geschehen könne, ohne daß ihr Vieh an Futter Mangel leide.

§. 19.

Hat eine Gemeinde die Huth und Weide allein auf dem gemeinen Weideplaz, und dieser ist groß genug, daß die nach der Anzahl der Eigenthümer gemachten Abtheilungen nicht zu klein ausfallen, daß sie zu mähbaren Wiesen, oder sonsten vortheilhafter wie bis-

hero

hero genuzet werden könnten; so müssen solche ohne Anstand vermessen, und einem jeden nach dem Verhältnuß seines mehrern oder wenigern Ackers, ein grösseres oder kleineres Stück davon als sein Eigenthum durch das Loos angewiesen werden, welches er ausschliessungsweise für sich allein wirthschaftlich brauchen kan, wozu er will. Wenn aber eine solche Gemeinheit von so geringen Umfang seyn sollte, daß die Theile zu klein ausfallen würden, wenn jeder Eigenthümer ein besonders Stück davon erhalten sollte; so müsten nur so viele Abtheilungen davon gemacht werden, als so viel die erforderliche Größe behielten, um auf eine oder andere Art wirthschaftlich genuzet werden zu können. Das Loos allein müste bestimmen, welcher von den Eigenthümern ein solches Antheil bekommen sollte, und diese möchten sodann die übrigen, so leer ausgegangen wären, nach Maasgebung des von dieser Gemeinheit vorhin gehabten Nuzens schadlos halten. Die Art dieser Entschädigung, wenn sie nicht durch baares Geld geschehen soll, wird sich bey jedem Dorf nach Maasgebung der vorkommenden Umständen leicht besonders bestimmen lassen, zumahl die Schadloshaltung wegen eines so geringen Antheils, den jemand an einer bisher so schlecht genuzten Gemeinheit hat, eine Sache von weniger Erheblichkeit ist.

Wenn Häußler und solche ansäßige Leute in einem Dorfe, ohne eigenen Acker zu haben, eine oder mehrere Kühe auf die Gemeindhuthungen bringen dörfen, und diese Befugnuß nach Vermessung und Vertheilung der Anger und Weideplätze wegfällt; so müßte ihnen von der Dorfschaft dagegen das Recht zugestanden werden, auf der ganzen Feldmark das Gras, so ausserhalb denen Einschliessungen an denen Rändern der Gräben und sonst irgendwo wächßt, zu mähen oder mit der Sichel abzuschneiden, und ihre Kuh im Stall zu füttern. Dieser Graswuchs wird, nachdem gar kein Vieh mehr auf das Feld kommt, leicht hinlänglich genug seyn, daß fleißige Leuthe mehrers Vieh, als vorhero, würden halten können, und keine Ursachen haben, sich zu beschwehren.

§. 20.

Nun entstehet noch die Frage: Auf was Art und Weise die Antheile an denen gemeinen Weidplätzen denen Mitgliedern in der Gemeinde eingeräumt werden sollen? Einige verwerfen die unentgeldliche Vertheilung schlechterdings, und behaupten, daß solche wegen der vielen Schwürigkeiten, so dabey vorkommen, nicht wohl thunlich sey. Man würde erst viele Köpfe unter einen Huth bringen müssen, damit sie eine dergleichen Vertheilung genehmigten. Denn es würde die Frage aufgeworfen werden: Ob ein Haußvatter, der viele Kinder hätte, nicht einen grössern Antheil an der Theilung nehmen müßte, als ein anderer, welcher derselben nur wenige hätte? Ob die Knaben aus der Gemeinde jeglicher als eine Persohn gerechnet werden sollen, wie auch die, welche nicht zur Gemeinde gehören, oder ihre Stimmen noch niemahls gegeben haben, ob diese vor gar nichts zu rechnen wären? Ferner, wenn die Wittwen entweder einige oder gar keine Kinder haben, wie viel ihnen in jedweden Fall zu Theil werden soll, oder ob sie gar leer ausgehen sollen? Wie man es mit

denen auswärtigen Interessenten zu halten habe, ob man sie auf eben die Weise betrachten soll, als die, welche an dem Orte erzogen und gebohren sind? Es würde ferner noch viele Weitläuftigkeit sezen, im Fall man alle Theile gleich verlangte, und man diese durchgehends unter alle und jede Einwohner gleich vertheilen sollte. Und indem man zugleich die Veräusserung gegen die Auflage unwiederruflicher Steuern und Erbzinnße verwirft, so behauptet man hingegen, daß es kein besseres Mittel gebe, solche Gemeindegüther unter die Einwohner zu bringen, als die Versteigerung oder Verkaufung derselben gegen das höchste Gebot an den Meistbietenden aus der Gemeinde, wo ein jedes Glied derselben zu einem solchen Gebote zugelassen, keinem aber mehr zu kaufen verstattet werden müste, als etwa ein oder zwey Stücke, oder auch mehr oder weniger, nachdem nehmlich die Anzahl so wohl derer zu veräusserenden Stücke, als auch der Käufer, grösser oder kleiner wäre, damit nicht einige der Einwohner allein, zum Nachtheil anderer, alles an sich ziehen mögen. Andere sind der Meynung, daß man diese neue Güther unter die Gemeinden in gleiche Theile vertheilen, und sie ihnen erb- und eigenthümlich zueignen soll; wo man ohne Bedenken eine kleine aber ja nicht beschwehrliche Gült oder Zinnß, zum Besten der Gemeindcassen auflegen könnte, auch die Landesherrliche Casse bey dieser Gelegenheit einen Zuwachs bekommen würde. Daß nach dieser Meinung diese Güther denen Gemeindgliedern unentgeldlich überlassen werden sollen, ist billig und recht; denn da diese Güther vor der Veränderung nur dem Eigenthum nach dem Dorfe in Corpore zugehörten, und ein jedes Mitglied der Dorfsgemeinde die Nuzniesung daran hatte, wenn es sich dieselbe durch sein unter die gemeine Heerde treibendes Vieh zueignen wollte; so erfordert auch die Billigkeit, daß der Nuzen von solchen Weidepläzen denen einzeln Gliedern aus der Gemeinde wieder zu gut komme. Daß aber diese Güther ihnen völlig erb- und eigenthümlich überlassen werden sollen, kan ich nicht für gut halten, sondern glaube, daß es besser seye, wenn sie dieselbe als Erbzinnßgüther erhalten, und sie dem Bauernhofe vor beständig, und so, daß sie davon nicht wieder abgerissen werden können, einverleibet werden, damit der Hof dadurch verbessert, und in gutem Stand erhalten werden möge.

Anweisung zum Kleebau in dem Hochfürstl. Oberamt Roth.

Ein reichlicher Ertrag der Felder hänget gröstentheils entweder von der natürlichen Güte und Fruchtbarkeit derselben, oder auch von denen Mitteln ab, welche von dem Landmann anzewendet werden, solche einer auch an und vor sich sterilen Erdfläche zu verschaffen. Es ist bekannt, daß der Sand an und vor sich unter die natürlich sterilen Erdflächen gehöret, und daß also seine Fruchtbarkeit gröstentheils von denen Mitteln abhänget, die auf seine Verbesserung angewendet werden.

Unter allen Mitteln aber diese Verbesserung zu bewürken, und auch unfruchtbaren Feldern die möglichste Fruchtbarkeit zu verschaffen, behält wohl der Dung, wenn solcher mit denenselben öfters und in genugsamer Menge vermischet wird, den Vorzug.

Niemand

Niemand zweifelt an dieser Wahrheit, nur der Mangel an Vieh, und der daraus nothwendig entsprungen müssende Mangel an Dung hat der Ausführung dieser längst erkannten Wahrheit Schranken gesezt. Ein Mittel also den Viehstand ohne besonders grossen Kosten-Aufwand zu vermehren, und somit dem Mangel an Dung abzuhelfen, muß auch ein zureichendes Mittel seyn, an sich unfruchtbare Sandfelder zu verbessern, solchen eine mehrere Fruchtbarkeit zu verschaffen, und dadurch deren Ertrag zu erhöhen.

Ein solches Mittel nun ist der, wegen seines vorzüglichen Nuzens sich überall bekannt machende Kleebau, denn hiedurch wird der Landmann nicht nur in den Stand gesezet,

a) mit leichter Mühe und geringen Kosten einer weit grössern Anzahl Vieh, als bis anhero, sowohl des Sommers über ein nahrhaftes grünes, als auch, wenn ein Theil davon aufgedörret wird, vor den Winter ein gutes dörres Futter zu verschaffen, und so

b) mit einem geringen, wegen des daraus entspringenden Nuzens in gar keinen Bedacht kommenden Kostenaufwand seinen Viehstand zu vermehren, mittelst desselben mehrern und wegen des kräftigern Futters auch bessern Dung zu sammlen, und durch diesen seinen Feldern eine grössere Fruchtbarkeit zu verschaffen; sondern es äussert sich der vorzügliche Nuzen des Kleebaues auch noch darinnen, daß

c) ein damit angebautes Feld, wenn solches nach 2. Jahren wieder umgerissen wird, als ein Neubruch ohne weitere Düngung wenigstens zwey reichliche Erndten bringet, und endlich

d) durch diesen Bau das schädliche Unkraut, und besonders dasjenige, das sich jährlich durch seinen Saamen von selbst fortpflanzet, worunter insonderheit die sogenannte sehr schädliche Vogel- oder wilde Wicken, das Pfennigkraut und Vogelgras zu zehlen, am sichersten ausgerottet wird.

Bey so vielen mit diesem Bau verknüpften Vortheilen, kan es wohl denen Unterthanen des Oberamts Roth keine gleichgültige Sache seyn, ihn auch auf ihren Feldern einzuführen, und an denen Vortheilen Theil zu nehmen, die er schon in andern Gegenden verschaffet hat. Ihre grösstentheils aus einer sandigten und dahero an sich sterilen Oberfläche bestehenden Felder, der geringe Ertrag, den sie davon beziehen, der dermahlige geringe Viehstand, der mit der gleichwohl beträchtlichen Anzahl ihrer Felder in gar keiner Verhältnuß stehet, fordert sie zu ihrem eigenen Besten hierzu auf.

Die Besorgnuß, daß ihre Felder zu mager seyn möchten, Klee zu tragen, ist völlig ohne Grund. Sogar der schlechteste Sandboden hat, nach der gemachten Probe, Klee sehr frech und dick getragen. Nur muß seine Ansaat mit etwas mehr Aufmerksamkeit geschehen, als da, wo die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens seinem Wachsthum zu Hülfe kommet. Alles kommt auf den Willen des Landmannes und die Ablegung des bißherigen ihme selbst zum Schaden gereichenden Vorurtheils an. Sein Anbau kan auf eine zweyfache Art

a) einmahl im Frühling oder Herbst,

b) dann entweder allein, oder unter die Getreyd- und besonders Sommerfrüchte geschehen.

Derjenige Anbau aber, der im frühen Herbst auf ein dazu besonders erwähltes Feld geschiehet, behält auf trockenen und sandigten Feldern allemahl den Vorzug. Wird nun der Herbst zur Ansaat des Klees erwählet; so wird das Feld, welches ohnehin künftiges Jahr gebrachet werden soll, gleich nach der davon eingeheimsten Frucht so tief als möglich zusammen geackert, das ist, die gewöhnlichen schmalen Bienfange werden von einander gebrochen und in die Furchen geworffen, sonach aber über die queer geeget, so viel möglich eben gemachet und von denen allenfals vorhandenen Quecken gereiniget, wonach solches biß gegen Michaelis hin liegen bleibet.

Um diese Zeit, ehender vor als nach, wird das Feld nochmahlen und zwar auf breite Beete ganz eben geackert, und diese nach der Länge mit der Ege befahren. Diese leztere Arbeit ist besonders um deßwillen nöthig, weil sonst, wenn der Kleesaame gleich auf die Aeckerfurchen ausgestreuet werden wollte, solcher im Auffallen in diese zusammen lauffen, und eine allzuungleiche Saat verursachen würde.

Ist das Feld nicht schon vorhero zu der eingeheimsten Frucht gedunget worden; so ist es nöthig, daß solches zu der Kleesaat entweder sogleich bey der ersten Umreisung des Feldes, oder doch bey der Saat geschiehet. Der Aufwand des Dungs wird durch den reichlichen Nuzen, den man von dem Klee beziehet, und auch dadurch ersezet, daß das Feld nachhero, wenn es wieder zum Getraydebau zugerichtet wird, keine weitere Dungung nöthig hat, sondern ohne diese dennoch die reichlichsten Erndten auf wenigstens zwey Jahre trägt.

Wenn nun das Feld solchergestalt zugerichtet; so geschiehet die Ansaat selbsten, wozu am besten der bereits bekannte rothe N rnberger dreyblätterichte Klee und auf einen Morgen zu 360. Quadratruthen, ohngefehr 12. Pfund genommen werden. Der Saame selbst wird dick ausgestreuet und mittelst einer leichten Ege oder auch nur mittelst eines unter die umgekehrte Egen festgebundenen Büschels Dornen eingestrichen.

Bemerket man, daß der Klee nicht aller Orten dick hervor gewachsen, und daraus einige Lucken entstehen könnten, so ist nothig, daß um dem Unkraut keinen Plaz zu lassen, entweder noch im Herbst oder bey Zeit im Frühjahr auf solche Pläze noch etwas Saamen nachgestreuet wird.

Der auf vorbeschriebene Art behandelte Klee wird schon im folgenden Monath May oder Anfangs Junii, so weit heran gewachsen seyn, daß solcher entweder mit der Sichel abgeschnitten und grün vor das Vieh verfüttert, oder auch abgemähet und aufgedörrt werden kan; nur ist im leztern Fall zu bemerken, daß das Abmähen desselben nicht ehender als wenn dessen Saamenköpfe verblühen wollen, und daß die Arbeit an solchen niemahlen in der grösten Hitze, sondern in denen Morgen- und Abendstunden geschehen müste, weil sich sonsten die Blätter allzusehr abreiben, und nur gröstentheils die blosen Stengel zurück bleiben würden. Gegen den darauf folgenden Winter zu, etwa um Martini, wird das Kleefeld wieder mit etwas kurzen und verfaulten Dung überführet, und dieser sogleich auf solchen gleich ausgebreitet, das davon zuruck bleibende Strohe aber bey Ausgang des Winters zeitig wieder abgerechnet. Sollte es an Dung mangeln, so kan statt desselben das Kleestück

in

in denen Wintermonathen mit Kalchasche, oder mit zu Staub verfallenen Kalch selbsten überstreuet werden, wovon auf 1 Mgl. Land ohngefehr 1 Sr. oder 8 Kübel hinreichend sind. Diese leztere Art den Klee mit Kalch zu überstreuen, ist alsdann besonders räthlich, wenn das damit besäete Feld feucht ist, weil das Vieh den auf solchen Feldern erbauten Klee wegen seiner in sich gesogenen vitriolischen Säure nicht gerne frisset, die aber durch den aufgestreuten Kalch temperiret wird.

Im zweyten Jahr wird sodann das bisherige Kleefeld vor Michaelis umgebrochen, und das Frühjahr darauf mit Sommerfrüchten angebauet, und man kan sich von einem solchen Feld wenigstens zwey reichliche Erndten, ohne eine weitere Bedüngung nöthig zu haben, versprechen.

Soll nun aber der Anbau des Klees im Frühjahr erwählet werden wollen; so muß das Feld dazu vor Winters auf oben beschriebene Art zugerichtet werden, und seine Ansaat geschiehet etwa um die Mitte des Aprilis, nachdem es nehmlich die Witterung zulässet, und seine weitere Behandlung bleibet sodann mit dem im Herbst gesäeten einerley, nur daß der im Frühjahr gesäete, besonders wenn trockene Witterung auf die Saat erfolget, später zum Schnitt erwächset, als der im Herbst gesäete.

Bey der Ansaat unter die Getreydfrüchte hat man sonst weiter nichts zu beobachten, als daß man den Kleesaamen alsdann, wenn die Fruchtsaat geschehen, und der Getreydsaame etwas hervor gewachsen unter diesen einstreuet. Wann sodann die Frucht davon eingeheimset worden, so wird der Klee seinem Wachsthum überlassen; und bey guter Witterung wird solcher schon den Herbst nochmahlen abgenuzet werden können, das darauf folgende Jahr aber wird sich erst sein völliger Nuzen durch seine öftere Erndten ergeben.

Da aber ein ohnvorsichtiger Gebrauch des grünen Kleefutters bey dem Vieh, besonders im Anfang, da es noch nicht dran gewöhnet, leichtlich eine Aufschwellung des Magens und ganzen Leibes verursachen kan, welche, wenn nicht in Zeiten dienliche Mittel dagegen gebrauchet werden, den ohnfehlbaren Tod desselben nach sich ziehet; so ist besonders darauf zu sehen, daß anfänglich dem Vieh nicht zu viel auf einmahl von dem Klee vorgegeben, sondern solches nach und nach dazu angewöhnet wird.

Sollte aber dieser Behutsamkeit ohnerachtet sich dennoch ein solcher Vorfall ereignen; so wird nachfolgendes geringe und leichte Mittel eine geschwinde Hülfe leisten. Man nimmt in solchem Fall ein sogenanntes hölzernes Bauernpfeiflein, oder auch nur einen Stumpfen von einer Cöllnischen Tobackspfeife, ohngefehr einer Spannen lang, füllet den Kopf mit Toback und zündet diesen an; sodann wird das Rohr mit etwas Fett oder Oel geschmieret und in den After des Viehes gestecket. Dieses wird alsdenn den Toback von sich selbst in Brand unterhalten, und den Rauch davon in sich ziehen, wovon in der Folge eine ohnfehlbare s. v. Ausleerung, und mit dieser die Rettung desselben erfolgen wird.

Methode, den Pechdrath dauerhafter zu machen.

Man weiß, daß dieser Drath in der Nässe leicht verfaulet, und dieser Fäulnuß könnte man leicht widerstehen, wenn man den Pechdrath, womit die Schumacher die Schue nähen, vorher in Gerberlohe einweichte. Man würde ihm dadurch eine grössere Dauer geben. Ein Schumacher, dem man dieses eröfnet, hat den Versuch würklich gemachet, und das Garn, woraus man den Pechdrath verfertiget, einige Tage vorher in Gerberlohe eingeweicht. Die Erfahrung lehrte, daß dieser Versuch seinen Nuzen habe. Die Schue, die mit solchem Drath genähet sind, halten viel länger, und der Drath geht nicht so leicht auf, als an den andern Schuen. Dieser Schumacher hat beständig diese Methode beybehalten, und seine Kunden beschwehren sich nicht mehr über die kurze Dauer der Näthe. Die Sache scheint gering zu seyn, allein im Ganzen macht sie doch viel aus. Auf gleiche Weise könnte man mit den Fischernezen, den Stricken und Seilwerken, die in der Nässe gebraucht werden, verfahren.

Von dem Nuzen und Eigenschaften des Schneckenfettes.

Man findet in den innersten Theilen der Schnecken ein weises Fett, dessen Eigenschaften ganz vortreflich sind. Man kan zu solchem leicht kommen, wenn man die Schneckenhäuser zerschlägt. Man kan es mit großem Nuzen bey Verwundungen gebrauchen, indeme es die Wunden zusammen ziehet und heilet. In Frankreich rühmt man es, mit halb Milch und halb Wasser abgekocht und getrunken, als ein vortrefliches Mittel wider die Schwind- und Lungensucht. Mit eben diesem Fett kan man auch zerbrochenes Porcelain und Glas wieder leimen, wenn man mit solchem den Bruch bestreicht. Man kan es lassen trocken werden, und wenn man es brauchen will, klar stossen. Vermischt man dieses Fett mit klar gestossenen Schneckenhäusern, so giebt es ein vortrefliches Cäment, so der Luft und dem Wasser widersteht.

Von dem Nuzen der Asche als Düngung.

Die Asche, welcher als der irdene Theil vom Holze, oder andern verbrennlichen Sachen übrig bleibt, ist in vieler Absicht allzubrauchbar, als daß wir jezt im Ganzen davon reden könnten; daher wollen wir uns vor dismahl nur auf ihren Nuzen, als Düngung einschränken. Holz- oder Torfasche ist von derjenigen sehr wenig unterschieden, die man bekömmt, wenn Farnkraut, Stoppeln 2c. verbrannt werden. Brennt man aber Gruben- oder Steinkohlen, so ist die Asche ganz anders beschaffen. Holzasche bereichert einen Boden mehr als Kohlenasche; und Kohlenasche bricht ihn besser, und bereichert ihn auch zu gleicher Zeit, wie wohl in einem geringern Grad. Kohlenasche, (deren Kraft um ein vieles vermehret wird, wenn man sie mit Urin oder Seifenschaum befeuchtet,) ist daher am besten für einen zähen kleyichten schweren Boden, und Holzasche für einen leichten schlechten

und

und unfruchtbaren Boden, oder für feuchtes Land. Ueberhaupt haben kalte und dampfigte Länder von allerley Art Asche den besten Vortheil. Die Ofenasche thut sonderlich sehr gute Dienste, wenn man sie auf die Erbsen, Wiken, Bohnen und dergleichen streuet, doch hat man sich wohl in Acht zu nehmen, daß solches nicht eher geschehe, als bis die Frucht fingerslang aufgegangen, auch ein guter tüchtiger Regen zu vermuthen ist, weil sie sonst durch ihr scharfes und laugenhaftes Salz, den zarten Keim zu zerbeisen, und ihm also mehr zu schaden als zu nuzen pflegt, aus welcher Ursache man auch damit nicht oft auf einen Fleck kommen darf. Jedoch ist sie in Ansehung eben dieser Schärfe, auf den vermoosten Wiesen und in den Graßgärten vortreflich zu gebrauchen, indem sie, wenn sie zur späten Herbstzeit auf solche Orte gestreuet wird, das Moos dergestalt verzehret, daß man im Frühjahr wenig oder gar nichts mehr davon, sondern an dessen statt vielmehr den schönsten Klee aufgehen siehet. Die Asche schickt sich vornehmlich auf feuchte etwas niedrige Wiesen, und hat auch den Vortheil, daß sie die Maulwürfe vertreibt. Auf allzuhohen Wiesen hingegen brennet sie zu sehr, und wenn jene gar zu naß sind, so wird die Asche wiederum abgespühlet. Eben so nüzlich kan sie auf den Feldern und Aeckern zum Dungen gebraucht werden. Es ist dieselbe ein sehr hiziger und starker Dünger. Wollte man sie daher so stark und dick, als andern Mist ausbreiten, so würde man sich dadurch den grösten Schaden thun und den Acker gar verderben. Aber um so viel vortheilhafter ist sie; denn durch ein Fuder Asche kan man so viel ausrichten, als mit 20 Fuder von andern Dung. Die Asche ist aber nicht in warmen und leichten, sondern in kalten und leimichten Feldern, desgleichen nicht zu Sommergetraide, sondern zu Winterrocken, als welcher zeitig fortwächst, mit Nuzen zu gebrauchen. Sie ist sonderlich vortheilhaft an Orten, wo kaltes Land ist, welches vielen Mist verträgt, und da, wegen des Mangels an Wiesewachs, wenig Dung gemachet werden kan.

Die Erfahrung lehret, daß eine ausgelaugte Asche z. E. eine ausgebrachte Seifen oder Potsiederasche, in dem Lande weit bessere Würkung thue, als die rohe Ofenasche. Das Getreid, so in einem mit Seifensiederasche bedüngten Acker gesäet wird, wächset nicht allein reichlich, sondern es hat auch einen Vorzug in Ansehung der Körner, welche es in überflüssigem Maase giebt. Schon der Augenschein zeiget, daß das in Seifensiederasche stehende Getreyd weit längere Aehren erzeugt habe, als in einer andern Düngung. Diese Asche reiniget auch den Acker von überflüßigem Unkraute, folglich hat das darinnen gewonnene Getreyd nicht so vielen Zusaz. Ein mit dieser Asche wohl bedüngter Acker hat auch in 10. biß 12. Jahren keine fernere Düngung nöthig, und man kan ihm fast beständig bey der Fruchttragung eine vorzügliche Kraft ansehen. Diese Düngungsart schickt sich fast für alle Arten von Boden, einen allzunassen und sumpfigten ausgenommen.

Die Art und Weise, solche dem Acker mitzutheilen, ist verschieden. Will man nur Rocken oder Gerste darein säen, so bringet man sie auf die Saatfahre, nachdeme solche vorher gehörig eingeeget worden. An einigen Orten läßt man sie ordentlich wie das Korn säen, jedoch mit einem doppelten Wurf. Am besten ist es, wenn man den Aschwagen auf

 den

den Acker fahren, ein paar Mannspersohnen mit Schaufeln hinaufsteigen, und solche unter beständigem Fortrücken des Wagens rechts und links von einander werffen läst. Wenn solches geschehen, wird das Getreyd drauf gesäet, und beydes mit einander untergepflüget.

Will man aber Waizen in die Seifensiederasche säen, so muß selbige schon auf den ungebrackten Acker in kleinen Haufen gefahren, und alsdann mit Wurfschauffeln ordentlich verbreitet werden. Zu Rocken oder Gerste sind zu einem Mezen Aussaat 16 bis 18 Mezen Asche hinlänglich; zu Weizen aber wird eine grössere Menge, und wenigstens 24. bis 26. Mezen erforderlich seyn.

Bey dem Ausstreuen der rohen und unausgelaugten Asche ist die Vorsicht zu gebrauchen, daß dieselbe vorher ein wenig angesprenget werde, indem sie sonst unter dem Ausbreiten gar zu sehr verstäubet. Eine gute gebrannte Asche von Wicken, Strohe, Kohlstauden und Weinreben, ist nicht allein eine gute Düngung, sondern tödet und vertreibet auch alle schädliche Würmer und Ungeziefer.

Asche ist nicht nur, wenn man sie allein gebrauchet, sehr gut, sondern sie ist auch in verschiedenen Zusammensezungen vortreflich. Holzasche mit Kuhmist ist eine sehr schöne Mischung, auch bereichert sie die Haufen Erde, die von allerley Unrath und Mist zusammen gebracht werden. Kohlenasche ist auch ein vortreflicher Zusaz zu der Erde, die mit Hühnermist gemischt ist, indem nichts die Zähigkeit dieser reichen, aber sehr beschwerlich zu handhabenden Düngung, so leicht brechen kan.

Verzeichniß der vornehmsten Maasen flüßiger Dinge und derselben Vergleichung nach Cubikzollen nach der Krusischen Ausrechnung.

Maasen	Länder	Cubik Zoll.	Vergleichung mit andern Maasen.
Aam, Ahm, Ohm.	Amsterdam	. .	hat 4 Ancker
	Cassel	. .	hält 80 Maas. 6 Ohm thun 1 Fuder
	Elsaß	. .	hält 24 Maas. 24 Ohm thun 1 Fuder
	Frankfurth	. .	hält 90 Schenkmaas oder 80 Eichmaas
	Heydelberg	. .	wie zu Frankfurth.
	Maynz	. .	hält 80 Maas. 6 Ohm thun 1 Fuder
	Schweden	. .	3 thun 1 Pipe oder 1 Ohm thut 2 Eymer
	Worms	. .	hält 80 Maas. 6 Ohm thun 1 Fuder
	Würtemberg	. .	hält 16 Imi, oder 160 Maas
	Leipzig	. .	hat 2 Eymer
	Hamburg	. .	hat 4 Ancker
	Berlin	. .	hat nach der Eiche 120 Maas, nach der Schenke 128 Maas oder Quart.

Maasen

Maasen	Länder	Cubik Zoll	Vergleichung mit andern Maasen.
Aehmgen	Berlin	. .	4 thun 1 Tonne Bier
Alma	Constantinopel	264.	thut $1\frac{2}{3}$ Antwerpische Stop
Almonde, Almude	Portugal	. .	hat 12 Canadors oder 2 Alquiers
Alquier	Portugal	. .	hält 6 Cavadas
Amphora	Venedig	. .	hält 4 Bigots
Andal, Amthal	Ungarn	. .	ist $\frac{1}{2}$ Ungarisches Wein-Faß, hält 60. 70. Leipziger Kannen, nachdem es viel oder wenig Mutter hat
Ancker	Berlin	. .	hat 32 Maas oder Quart
	Amsterdam	. .	thut $\frac{1}{4}$ Ohm, hält 2 Stekaus
	Schweden	1980.	
	Leipzig	. .	ist $\frac{1}{2}$ Eymer hält 36 Dreßdner Kannen, oder $31\frac{1}{2}$ Leipziger Schenckmaas 27. Kannen Visirmaas.
	Hamburg	. .	hat 5 Viertel, 10 Stübgen 40 Quartier
Arroua Wein	Cadix.	811.	
Oehl groß	. . .	670.	
klein	. . .	537.	
Artabe	Egypten	. .	thut 18 Antwerpische Stop.
Barilo Oehl	Florenz	1825.	3 thun 1 Staro. 1 Baril hält 20 Fiasqui
Oehl	Genua	3042.	wiegt $187\frac{1}{4}$ Pf. und 125. Pf. in Amsterd.
Oehl	Livorno	1564.	wiegt daselbst 85 Pf. u. 59. Pf. in Amst.
Brandwein	Napoli	2212.	
Oehl	Oneglia	3128.	
Barrel Wein	London	. .	8 thun 1 Tone. 1 Barrel hält 2 Rundlets
Ale	. . .	. .	12 thun 1 Last. 1 Barrel hält 2 Kilderk.
Hopfenbier	. . .	. .	6 thun 1 Tone. 1 Barrel hält 2 Kilderk.
Barique	Bourdeaux	. .	hat 110 Pots. 4 Bariques thun 1 Tonne
Bassa	Verona	228.	
Bigot, Bigonzo	Venedig	. .	hält 4 Quarti oder 16 Sec. wiegt 56 Pf.
Boccalo	Rom	66.	
Both, Botte, Butt.	Amsterdam	. .	hält 70 Stekaus.
Wein	Spanien	. .	hat 6. Eymer, oder 30 Arrouen, 36. 37 Amsterd. Stekaus.
Oehl	Spanien	. .	wiegt ohngefehr 1000 Pfund.

Maasen	Länder	Cubik Zoll	Vergleichung mit andern Maasen.
Both, Botte, Butt.			
Wein	Portugall	. .	hat 67.68 Veltes, 25.26 Amst. Stek.
Oehl	. .	. .	wiegt 1000. Pfund
Both, Botte, Butt.	Italien	. .	hat $1\frac{1}{2}$ Brenta
	Venedig	. .	ist $\frac{1}{2}$ Amphora, hält 2 Bigots
	London	. .	2 thun 1 Tone, 1 Butt hat 2 Hogsheads
Brenta	Verona	3650.	hat 16 Basse, thut 1 Seccho in Vened.
	Rom	. .	hat 96 Boccali oder $13\frac{1}{2}$ Rubbi.
Broc	Paris	. .	hat 2 Pintes
Bussard, Busse.	Frankreich	. .	ist $\frac{1}{2}$ Pipe, oder $\frac{1}{2}$ Queue oder $\frac{1}{4}$ Pariser Muid.
Canada	Lissabon	67.	
Canador Oehl	Portugall	. .	12 thun 1 Almonde, 1 Canador thut 1 Amsterd. Mingle.
Cantar Oehl	Portugall	. .	ist so viel als 1 Alquier
Cavada	Portugall	. .	ist so viel als Canador.
Chopine	Paris	24.	hält 4 Poistons, ist $\frac{1}{2}$ Pinte
Collatum	Egypten	. .	hält 6 Antwerper Stop.
Coppo Oehl	Lucca	5034.	
Corba	Bologne	3650.	
Dadix	Egypten	. .	hält 4 Antwerper Stop
Eimer, Eymer.	Berlin	. .	hält 2 Ancker 64 Maas
	Nürnberg	3385.	hält 68 Schenkmaas, oder 64 Visirm.
	Schweden	3960.	hält 30 Kannen.
	Leipzig	. .	hält 63 Kannen Schenkmaas, oder 54 Visirmaas, oder 81 Dresdner Kan.
	Oberungern	. .	ist dem Leipziger gleich
	Niederungern	. .	ist $\frac{3}{4}$ Leipziger Eymer
	am Rhein.	. .	ist 3 Kannen kleiner als die Leipziger
	Dreßden	. .	hält 72 Dreßdner Maas, ist $\frac{1}{8}$ kleiner als der Leipziger.
Faß Bier	Berlin	. .	hat 2 Tonnen oder 192 Quart.
Wein	Leipzig	. .	ist $\frac{1}{2}$ Fuder, hält 6 Eymer, oder 315 Kan.
Bier	. .	. .	hat 2 Viertel, 4 Tonnen, 300 Kannen
Wein	Hamburg	. .	ist 4 Orhöft oder 6 Tierzen.

Maasen

Maasen		Länder	Cubik Zoll	Vergleichung mit andern Maasen.
Feuillette, Demimuid		Frankreich	. .	ist ½ Pariser Muid
		Paris	. .	3 thun 1 Muid Wein
Fiasco		Florenz	142.	20 thun 1 Barile, 60 thun 1 Staro
		Livorno	142.	
Firkin	Wein	Engeland	. .	hält 7 1/12 Theil Gallon
	Ale	. .	. .	hält 8 Gallons
	Hopfenbier	. .	. .	hält 9 Gallons
Frison		Normandie	. .	hält 2 Pots, oder 4 Pariser Pintes
Fuder	Wein	Berlin	. .	hält 6 Ohm
		Frankfurth	. .	hält 1¼ Fuder oder 7½ Ohm, thun 1 Stück
		Schweden	. .	hat 4 Oxhoft
		Leipzig	. .	hat 2 Faß oder 12 Eymer
		Hamburg	. .	hat 6 Ahm oder 24 Anker
		Franken	. .	hat 12. Eymer
		Meisen	. .	hat 12. Eymer
		Elsaß	. .	hat 24 Ohm oder 576 Maas
		Worms	. .	hat 6 Ohm
		Maynz	. .	hat 6 Ohm
		Cassel	. .	hat 6 Ohm
		Heilbronn	. .	hat 20 Eymer, oder 480 Maas
		Würtenberg	. .	hat 6 Eymer oder 96 Jmi
		Niedersachsen	. .	hat 6 Ohm
Galenok.	Wein	Rußland	. .	8 machen 1 Wedro
Gallon.	Wein	Engeland	191.	hält 8 Pintes. 63 Gal. thun 1 Roudlet.
	Bier	. .	233.	hält 2 Pottlets
Galopin		Frankreich	. .	ist ½ Septier
Ge, Je,		Augsburg	. .	hält 2 Muids oder 12 Besons, oder 144 Maas. 8 Ges machen 1 Fuder
Geailoge		Frankreich	. .	das gröste hält 16 Pintes, das mittelste 12. das kleinste 8.
Hogshead	Wein	London	. .	hält 2 Barraels, oder 63 Gallons.
	Ale	. .	. .	hält 1½ Barrel oder 48 Gallons
Jmi		Würtemberg	. .	hält 10. Eichmaas, 11. Schenkmaas. 16 Jmi thun 1 Eymer.
Kanne		Dreßden	48.	23. machen 6. Hamburger Stübgen, 7 thun 6 Kannen in Leipzig.

Maasen		Länder	Cubik Zoll	Vergleichung mit andern Maasen.
Kanne		Leipzig	56.	hat 2 Nösel, 63 Kannen thun 1 Eymer Wein, 75 thun 1 Tonne Bier
		Schweden	132.	30 thun 1 Eymer
Kardel	Thran	Hamburg	. .	hat 128 Pariser Pintes
Kilderkin	Ale	London	. .	thut 2 Firkins oder 16 Gallons
	Hopfenbier	. .	. .	thut 2 Firkins oder 18 Gallons
Kruska		Rußland	89.	
Kupa	Bier	Berlin	. .	hat 2 Faß
Last	Ale	London	. .	hat 8 Hogsheads
Maas, Quart		Berlin	57.	hat 2 Nösel, 4 Maas thun 5 Hamburger Quartier, 2 Maas thun 5 Schoppen in Frankf. am Mayn, 4 Maas thun 3 Maas in Cölln, 8 Maas thun 13 Quart zu Breßlau, 3 Quart sind 2 Stofen Weinmaas in Danzig, 1. Maas ist 1 Pinte zu Bourdeaux.
		Frankfurth	94.	hat 4. Schoppen. 600. Maas thun 1. Stuck Wein.
		Nürnberg	53.	
		Straßburg	78.	
Maſtilly		Ferrara	. .	hält 8 Secchii
Millerolle		Marseille	3128	hält 66 Pariser und 100 Amst. Pintes
		Toulon	3174	
Mingel, Mingle		Amsterdam	60.	hält 2 Pinten. Ein Ohm Rhein- und Moselwein hält 128 Mingeln, 1 Anker von diesem Wein 16. Mingel, 1. Orthofft französische Weine hält 180, ein Boot oder Pipe Spannische und Portugiesische Weine 340 Mingeln, 1 Tonne Bier 128. eine Pipe Oehl 717. und 1 Faß Thran 192 Mingeln
Mieo	Oehl	Venedig	789	wiegt 25 Pfund leicht Gewicht.
Moſtacho		Venedig	598.	

Maasen

Maasen	Länder	Cubik Zoll	Vergleichung mit andern Maasen.
Muid	Paris	. .	hat auf der Mutter 37½ Sept. 150. Quartes oder Pots. 1 Muid Wein Klineckischen hat 36 Sept. 144 Quartes oder Pots. 1 Muid hat 3 Feuillettes oder Tiersons.
Mustachio	Venedig	598.	38 thun 1 Botte oder Muid, 76 eine Amphora
Mutsi, Mussie	Amsterdam	. .	8 thun 1 Mingel, 4 eine Pinte
Nösel, Oesel	Berlin	. .	2 thun ein Maas oder Quart
	Stettin	37.	
	Leipzig	. .	hat 4 Quartier, 2 Nösel thun 1 Kanne,
	Hamburg	. .	2 thun ein Quartier
Oxhoft	Berlin	. .	hat 3 Eymer
	Re, Insel	10950	
	Rochelle	8760.	
	Rouen	9855.	
	Schweden	. .	ist ½ Pipe, hält 6 Ahm
Wein	Hamburg	. .	4 thun 1 Faß
Brantwein	. .	. .	30 Viert. oder 60 Stübg. thun 1 Oxh.
Pignatelia	Calabrien	. .	thut ein Pariser Pinte
Pint, Pinte	London	. .	8 thun ein Gallon
	Paris	48.	ist ½ Pot oder Quarte, hat 2 Chopines
	Straßburg	39.	
Pipe - -	London	. .	hält 1½ Punchion, oder 2 Hogsheads
	Schweden	. .	hält 2 Oxhoft.
	Frankreich	. .	hält 2 Bussards, oder 1½ Paris. Muid
	Holland	. .	wird die Pipe Mingel genennet
Poinçon Brantwein	Paris	. .	hält 27 Septiers
Poisson, Posson	Paris	6.	4 thun 1 Chopine
Pontes	Egypten	. .	hält ½ Antwerper Stop.
Pot.	Bourdeaux	108.	110 thun 1 Barique
	Montpellier	53.	
	Paris	. .	hält 2 Pintes
	Stralsund	49.	
Potte	Dännemark	49.	
Pottle, Pottlet	London	. .	hält 2 Quarts. 2 Pottlets thun 1 Gallon.

Maasen

Maasen.		Länder	Cubik Zoll	Vergleichung mit andern Maasen.
Pauchion . .		London	. .	3 thun 1 Tonne, 1 Pauchion hat 84 Gallons oder 672 Pints
Quart, Quarte,		Berlin	.	hat 2 Nösel
		London	. .	hat 2 Pints
		Paris	. .	ist 1 Pot, hält 2 Pintes
Quartario		Venedig	. .	4 thun 1 Pigoe, 16 eine Amphora
Quartarol.	Oehl	Majorca	170.	
Quartaut		Orleans	. .	ist ¼ Queue
Quarteau		Paris	. .	ist ¼ Muid, oder 9 Sept. oder 72 Pintes
Quarteel	Thran	Hamburg	. .	ist 2 Tonnen oder 64 Stübgen
Quarteron		Genf	. .	hält 2 Kannen 24 thun 1 Sept.
Quartier		Hamburg	45½.	
		Zelle	49.	
		Leipzig	. .	ist ½ Nösel oder ⅛ Kanne.
Quartillo		Portugall	. .	hält 13½ Cantar.
Queue		Orleans	. .	halten 1½ Muids
		Blois	. .	
		Dijon	. .	
		Macon	. .	
Roede		Dodrecht	. .	hält 10 Ahm oder 100 Schreewen.
Rotolo		Barbarey	.	3 :. von Tripoli machen 1 Matuli
Rubbia, Rubio		Rom	470.	13½ thun 1 Brenta
Rundlet		London	. .	hat 2 Barrells, oder 63 Gallons
Salma,	Oehl	Bari	8340.	
	. .	Gallipoli	7604.	
	. .	Napoli	9359.	hält 10 Stari, thut 230 Pariser Pintes.
	. .	Puglia	7604.	
Same		Schweiz	. .	hält 5½ Eymer, oder 352 Visir. und 412½ Schenkmaase, in Bern 100 Maase.
Scheewe		Dordrecht	. .	10 thun 1 Ahm, 1 Scheewe hat 10 Stop
Schoppe		Frankfurth	23.	4 thut 1 Maas.
		Straßburg	19½.	
		am Rhein	. .	ist ½ Kanne oder 1 Nösel
		Würtemberg	. .	4 thun 1 Maas
Secchia		Ferrara	495.	8 machen 1. Mastilly, 6 thun ein Urna in Istrien.

Maasen

Maasen.	Länder.	Cubik Zoll.	Vergleichung mit andern Maasen.
Secchia Wein	Venedig	710.	hat 4 Pfund oder 16 Engster. 64 Secchii machen 1 Amphora.
Seidel	Nürnberg	. .	ist so viel als 1 Nösel, oder ½ Maas
Septier	Montpellier	1703.	
	Paris	384.	36 thun 1 Muid
	Orleans	. .	27 thun ½ Queue
	Champagne	. .	24 thun ½ Queue
Sommer	Spanien	. .	hält 4 Quartil oder ⅛ Roba
Staro, Staio	Bari	834.	
	Calabrien	. .	10 thun 1 Salma. 1 Staro ist 32 Pignatoli.
	Apulien	. .	
Stekan	Amsterdam	690.	hält 16 Mingel
Stoop, Stopp	Antwerpen	259.	
	Schweden	66.	
	Dordrecht	. .	hält 2 Kannen
Stof	Danzig	72.	
	Narva	65.	
	Reval	65.	
	Riga	73.	
Stübgen	Hamburg	182½.	hat 4 Kannen. 40 thun 1 Ohm Wein 48 thun 1 Tonne Bier
	Lübeck	182½.	
	Stralsund	196.	
	Zelle	196.	
	Amsterdam	. .	hält 2 Mingel
Stuck	Frankfurth	. .	hat 1¼ Fuder, 7½ Ohm, 150 Viertel 600. Maas
Teman	Mocha	. .	hält 10 Mencedas, oder 30 Französis. Chopines, oder 30 Engl. Pints.
Tierce, Tierque Tierson	London	. .	hält 42 Gallons
	Paris	. .	3 thun 1 Muid
	Hamburg	. .	6 thun 1 Faß
Tischauffera	Venedig	. .	ist ¼ Quart
Tonne, Tonneau Tun	Bourdeaux	. .	hat 4 Pariques, oder 3 Pariser Muids.

Maasen.	Länder.	Cubik Zoll.	Vergleichung mit andern Maasen.
Tonne, Tonneau			
Tun. Wein	London	. .	hat 2 Pipes, 8 Barrels, 252 Gallons. 8 Amsterdamer Stekans
Bier			hat 2 Pipes, 6 Barrels, 252 Gallons
Bier	Leipzig	. .	4 thun 1 Faß
Bier	Hamburg	. .	hält 48 Stübgen oder 192 Quartier, 1 schmale Tonne hat 32 Stübgen, oder 128 Quartier
Thran	. .	. .	2. thun 1 Quarteel 1. Tonne hält 32 Stübgen, wiegt 228 Pfund netto.
Bier	Berlin	. .	2 thun 1 Faß
Bier	Amsterdam	. .	hält 128 Mingel
Oehl	. .	. .	hält 717 Mingel
	Orleans	. .	hält 2 Pariser Muids
	Malaga	. .	hält 2 Both, oder 36 bis 37 Amst. Stek.
	Lissabon	. .	hat 2 Both, oder 25-26 Amst. Stekans
Velte, Verge, Verle, Verte	Bourdeaux	. . 372.	32 thun 1 Barique. 1 Velte hält 3 Pariser Kannen
	Rochelle	324.	
Verje, Vergue	Amsterdam	. .	hält 6 Mingels
Viertel	Frankfurth	. .	hat 4 Maas nach der Eiche, $4\frac{1}{2}$ Schenkm.
	Hamburg	365.	hat 2 Stübgen oder 8 Quartier
	Lübeck	365.	
	Nürnberg	106.	ist 2 Meßkannen
Bier	Leipzig	. .	2 thun 1 Faß, 1 Viertel hält 2 Tonnen
Brantwein	Holland	. .	hält $5\frac{1}{2}$ Mingel
Wein	. .	. .	hält 6 Mingel
Virte	Coignac	. .	hat 9 Pintes
	Angoulesme	. .	hat $8\frac{2}{3}$ Pintes
	Xaintes	. .	hat $8\frac{3}{4}$ Pintes
Urna	Istrien	. .	hat 6 Secchii
Weddra	Rußland	712.	
Wiadro	Pohlen	. .	hält 20. Kannen.

Vom Gewicht.

Das Gewicht ist nicht allein nach dem Unterschiede der Nationen und Länder, sondern auch nach dem Unterschiede der Waaren oder Sachen, und nachdem man solchen einen höhern oder schlechtern Werth beyleget, sehr unterschieden: Also hat man Apothecker- Gold- und Silber- Perlen- Diamant- Ducaten- Cramer- Fleischer- und Buttergewicht. Besonders aber ist das Troy- oder Markgewicht zu merken:

Das Apothecker-Gewicht ist in ganz Europa gleich.

1 Pfund hat 24 Loth oder 12 Unzen
1 Unze hat 2 Loth
½ Pfund hat 6 Unzen oder 12 Loth.
1 Unze hat 8 Drachmas oder Quintlein
1 Drachma oder Quintlein hält 3 Scrupel
1 Scrupel hat 20 Gran
1 Gran ist eines Gersten Korns schwehr.
Pugillus ist so viel als man mit 3 Fingern fassen kan.
Manipulus ist eine kleine Handvoll.

Das Goldgewicht bestehet in folgenden fünf Sorten: 1) im Troys-Gewicht, 2) im Cöllnischen Gewicht, 3) im Ducaten-Gewicht, 4) im Kronen-Gewicht, und 5) im Goldgulden-Gewicht.

Das Troys Gewicht ist in Frankreich, Holland, Brabant, Flandern, Engelland und der Schweiz das gebräuchliche Markgewicht.

Eine Mark Troys wird in 8 Unzen Troys
1 Unzen Troys in 8 Quintin oder Gros und 20 Esterlin;
jedes Quintin in 3. Scrupel, Pfenniggewicht oder Deniers und 2⅔ Esterlin
jede Scrupel oder Denier in 24 Gran,
jeder Esterlin aber in 2 Mailles;
jede Maille in 2 Felins;
jeder Felin in 7⅕ Gran; und
jeder Gran wieder in ½ ¼ und ⅛ Gran eingetheilet:

Daß also jede Mark 8 Unzen, 64 Quintin, 192 Scrupel oder Deniers, 160 Esterlin, 320 Mailles, 640 Felins und 4608 Gran hat; und 90 Mark Troys thun 20 Mark Cöllnisch.

Hingegen ist fast in allen Münzstätten Teutschlands mehrentheils das Cöllnische Gewicht üblich, nach welchem 1 Pfund Gold 2 Mark 32 Loth 192 Gran, oder 576 Grän hat.

1 Mark hat 16 Loth, oder 96 Gran, oder 288 Grän.
1 Loth hat 6 Gran, oder 18 Grän.
1 Gran hat 3 Grän.
1 Mark Gold hält 24 Karrat.

1 Loth

1 Loth $1\frac{1}{2}$ Karrat.
1 Karrat 4 Gran oder 12 Grän.
67 Ducaten halten 1 Mark.
$69\frac{1}{2}$ Goldkrone halten 1 Mark.
72 Goldgulden halten 1 Mark.

Und hierauf hat man schon besonders eingerichtete Goldwagen.

Oder

1 Pfund Cöllnisch hat 2 Mark, 16 Unzen, 32 Loth, 128 Quentin oder 512 Pfennige Cöllnisch.

1 Mark Cöllnisch hat 8 Unzen, 16 Loth, 64 Quentin, 256 Pfennig, 4352. Eschen Cöllnisch, 4864 holländische Aasen, oder 65536 Richtpfenningstheile.

1 Loth hat 4 Quentin, 16 Pfenning, 272 Eschen, 304 Aasen oder 4096. Richtpfenningstheile.

1 Quentin hat 4 Pfennig, 68 Eschen, 76 Aasen oder 1024 Richtpfennigstheile.

1 Pfennig hat 17 Eschen, 19 Aasen oder 256 Richtpfennigstheile.

Bey dem Silber geschiehet die Eintheilung auf verschiedene Art, obgleich diese Eintheilungen im Grunde wieder auf eins hinaus laufen. Denn an einigen Orten theilet man die Mark in 16 Loth oder 8 Species Reichsthaler, jedes Loth in 6 Gran, jeden Gran in 5 Grän, und also die Mark wie bey dem Golde in 288 Grän ein; und ein also eingetheiltes Gewicht pfleget man ein Grängewicht zu nennen. An andern Orten wird die Mark Silber auf 12 Pfennige und jeder Pfennig auf 24 Grän gerechnet: und hat also die Mark wieder 288 Grän. Noch andere theilen die Mark zwar wie die ersten in 16 Loth, jedes Loth aber in 4 Quentlein, jedes Quentlein weiter in 4 Pfennige oder Pfennigsgewichte, und jeden Pfennig in 2 Heller ein. Die auf diese beyden lezten Arten eingetheilte Gewichte pfleget man gemeiniglich Pfenniggewichte zu nennen.

Das Cramergewicht heißt dasjenige Maas der Schwere, nach welchem die Crämer ihre Waaren auswägen und verkauffen. Das Cramergewicht ist schwerer als das Apotheckergewicht, indem ein Pfund Apotheckergewicht 24 Loth, ein Pfund Cramergewicht aber 32 Loth hat. Hingegen ist das Cramergewicht leichter, als das Fleischergewicht.

Fleischergewicht aber nennt man dasjenige Gewicht, nach welchem die Fleischer ihr Fleisch auswägen und verkauffen müssen, und welches deswegen schwehrer ist als das Cram-Gewicht, weil sie im Fleisch viel Knochen, Feuchtigkeit und dergleichen mitzugeben genöthigt sind, so der Käufer nicht gebrauchen kan. Der Fleischer Stein und Centner kommen zwar an einigen Orten mit dem leichten Gewicht überein, die Pfunde aber sind schwerer als im Handelsgewicht.

Das Perlen- und Diamantengewicht ist an allen Orten in Europa gleich, und wird eingetheilet in Karate a 4 Grän, oder in ganze, halbe, viertel, 8tel, 16tel, 32tel, und 64tel Karate. Ein Karat davon wiegt ohngefehr 58 Richtpfennigstheile, mithin 71. Karate, ohngefehr 1 Loth Cöllnisch.

Fränkische ökonomisch-landwirthschaftliche Manchfaltigkeiten.

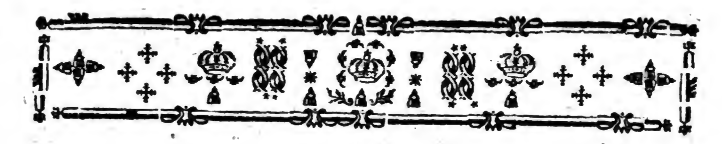


des
Zweyten Bandes
Drittes Stuck.

Schwabach,
Gedruckt und verlegt von Johann Gottlieb Mizler, Hochfürstl. privil. Buchdrucker.
1778.

Innhalt.

1) Nachricht von Erzeugung des Salpeters, durch Anlegung dergleichen Pflanzen.
2) Auszug aus dem Königl. Preußis. Salpetermandate d. d. Berlin den 1. Merz 1767.
3) Von dem Lichtermachen.
4) Butter Jahr und Tag frisch zu erhalten.
5) Das silberne Geschirr zu putzen.
6) Den Stahl zu poliren und recht glänzend zu machen.
7) Vom Stöckgraben.
8) Von denen Vortheilen, der einen und der andern Art das Feld zu bestellen mit Ochsen oder mit Pferden.
9) Einige Ehlenvergleichungen.



Nachricht
von Erzeugung
des
Salpeters,
durch Anlegung
dergleichen Pflanzen.

Der Salpeter ist eine unentbehrliche Sache,
dann

1.) braucht man solchen in den Apotheken zu vielen Arzeneyen,
2.) ist er nöthig zu Verfertigung des Schießpulvers,
3.) zu Brennung des Scheidwassers und Auflösung der Erze.

Der Salpeter kan auf dreyerley Art erlangt werden:

1.) durch Ausgrabung der mit Salpeter angeschwängerten Erde, aus den Häusern, Ställen, rc.
2.) durch Erbauung Salpetergewölber, worinn er Zapfenweiß in kurzer Zeit anschießt,
3.) durch Anlegung dergleichen Pflanzen oder Hütten, worinn die hierzu dienliche Materien gesammlet, aufbewahrt und versotten werden.

Jedoch, da dermalen keine umständliche physicalische Betrachtung des Salpeters hier anzustellen erforderlich, so wird nur zum Voraus gesetzt, was unter denen Chymicis ausgemachet ist, als:

I. Capitel.
Von der Natur und Eigenschaft des Salpeters.

1.) Der Salpeter ist ein mineralisches Salz oder Cörper, der sich im Wasser auflöset, das ist, von dem Wasser dergestalt in sich genommen wird, daß er nicht mehr von demselben zu unterscheiden, ohne durch das Sudwerk.

2.) Dieses Salz ist aber kein einfaches, sondern zusammengesetztes Wesen, so theils aus sauern sowohl fixen als flüchtigen Theilen, theils aus urinosen Salz bestehet, welches mit schweflich- und brennenden Spiritu oder empyrevmatischen Oehl in der Erde vermischt worden.

3.) Hiernächst ist bekannt, daß dieses Salz aus kalten und nitreusen Theilen, die vom kalten Nordluft, in einer schwarzen und leimigen oder Ziegel- auch weicher Erde, wann solche mit allerhand urinosen Theilen, welche hiernach im folgenden III. Capitel benamset werden, geschwängert ist, als in seiner Matrice vermittelst des Anziehens aus der Luft und der fermentation, entstehe, gezeuget und darinnen figirt werde, wann solches nicht durch gemeines Wasser vor der Zeit verhindert und aufgelöset, das volatilische Salz aber ersäuffet wird; dahingegen dasselbe, wann es zu seiner Vollkommenheit gebracht, vermittelst des Wassers aus dieser Erde, als seiner Mutter, wiederum ausgelauget und separirt werden kann.

Es wurde zwar anfänglich der Salpeter nur durch Sammlung der mit Salpeter angeschwängerten Erde, mittelst Ausgrabung derselben, aus der Unterthanen Häuser, Ställen und Städeln, dann Auslaugung derselben, erlangt: Es hat aber die Erfahrung gelehrt, daß solches Verfahren öfters mit vielen Unstatten der Unterthanen, und Beschädigung ihrer Gebäude, geschehen, mithin allerhand Verdrüßlichkeiten daraus entstanden seyen; Dahero viele auswärtige hohe Herrschaften, z. E. im Chur-Brandenburgischen, Pfälzischen, Würtembergischen, Bayrischen, und sonsten, vor dienlicher befunden, in ihren Staaten, gewisse Gebäue ausserhalb der Städte und Dörfer anlegen zu lassen, worinnen die erforderliche Erdarten und andere Materien, gesammlet, verwahrt und zu Salpeter versotten worden, und diese wurden hernach Salpeterpflanzen, genennet.

Nach deren Anlegung das Ausgraben der Salpetererde aus der Unterthanen Häußern und Gebäuen, cessirt hat, dahingegen diese ein vor allemal etwas zu Erbauung dergleichen Salpeterpflanzen, an Bauholz aus ihren Gemeindwaldungen, auch an Fuhren, beygetragen haben, weil sie vors künftige von obiger Beschwehrlichkeit der Salpetergräber, befreyt worden.

II. Capitel.

Von Erzeug- und Vermehrung des Salpeters in der Luft und Erde.

a) in der Luft.

Daß sich der Salpeter in bequemen Materien durch den Beytritt und Mitwürkung der Luft, erzeuge, ist ausser Zweiffel, massen solches an Mauern- und Laimenwänden ersichtlich, und wann z. E. Eichen, Buchen, oder Birkenasche, im Frühling an einem schattigen Ort, unter Dach an die freye Luft gelegt und etwas feucht wird, hernach wieder austrocknet, und wann man solche auslauget und gehörig einsiedet, so wird ein reiner Salpeter anschießen.

b. In

b) In der Erde.

Diese als das vornehmste Element, in welchem der Salpeter erzeugt und fortgepflanzt wird, wozu sonderlich der Laimen von alten Häußern und Scheuern, womit die Wände und Riegelfelder geschliert sind, vornemlich taugen, wann die Wände oder Hauffen in den Salpeterpflanzen davon zu machen, verdient daher allein dessen rechte und ächte Mutter genannt zu werden. Diese aber wird zu Empfängniß des Salpeters zubereitet, wann sie mit allerhand urinosen, gährend und salzigen Dingen vermischt worden.

Diese sind aus dem animalischen oder thierischen oder vegetabilischen oder Pflanzenreich zu nehmen, und ist der Auswurf der Thiere sonderlich geschickt dazu.

Die faulende Dinge müssen in ihrer innerlichen Vermischung mit schweflichten Theilen angefüllt seyn, damit in der Fäulung selbst ein gutes Theil, von ihrer salzig-schweflichen Materie in ein flüchtig alcalisches Salz zusammen gehet, und die Zusammenfügung mit den sauern Theilen bringt eigentlich diejenige Mischung hervor, die wir Salpeter nennen, und in der That sauer schweflichtes Salz ist, welches, wann der schweflichte Theil, der in Kräutern und vermoderten Thieren ist, nach der in der Fäulung geschehenen Auflösung und Verdüngung, mit dem allgemeinen in der Erde ausgebreiteten salzigen sauern Wesen, sehr genau zusammen gehet.

III. Capitel.

Folgen die Mittel durch welche der Salpeter aus dem Mineral- Thier- und Pflanzenreich erzeuget wird.

Hierzu sind viele solche Dinge zu gebrauchen, die sonst nur weggeworfen und nicht geachtet werden: als

a.) allerhand Mist und Urin von Menschen und Thieren,

b.) Alle Kräuter und Abgang von Kuchengemießern, Billsenkraut, Brennesseln, auch Laub, Thannen- und Fichtenzapfen.

c.) Aller Abgang beym schlachten des Vieh und Geflügels, als Gedärmer, Haar, Klauen, Hörner, Federn, Blut, verfaulte Leder, Schuppen, und dergleichen.

d.) Ausgelaugte Asche, Ruß, verbrannt Stroh, alte Hadern, Lumpen, verfault Holz, und dergleichen Erde, item faul und vermoderte Erd- und Baumfrüchte.

e.) Der Mist von der Erde unter den Pferdständen, item die in den Schaafställen, unter dem Mist befindliche Erde.

f.) Spielig, Mistlauche, Eisenfeilspähne.

g.) Der Laimen von alten Strohwänden und Dächern.

Jedoch muß man nicht meinen, daß alle diese Dinge zusammen in einer Vermischung erfordert werden, sondern sie sind nur benennt, um zu beweisen, daß alle solche Materien sich zur Erzeigung des Salpeters schicken, welche man haben kann, und alle nach und nach gesammlet, vermischt, und in der Pflanze zur Fäulung und Fermentation gebracht werden, woraus hernach der reichhaltige Salpeter entstehet.

IV. Ca-

IV. Capitel.
Von der Muttererde des Salpeters.

Eine jede poreuse aneinander hangende NB. nicht sandige sondern trocken und saure Erde ist die geschickteste zu Erzeugung des Salpeters, wann sie mit vorgedachten Stücken impraegnirt ist, und kann folgendermassen probirt werden.

Man nimmt diese vermischte Erde, thut sie in einen Stiebig, oder Kuffen, gieset so viel Bach- oder Regenwasser darauf, daß solches einen halben Schuh drüber gehe, lässet es 4. bis 6. Stund stehen, dann in ein besonders darunter stehendes Küflein abrinnen, und behält solche Laugen. Dann nimmt man ein kleines scharfziehendes Probierwäglein, und 2. gleich schwere mößing oder kupferne Schälgen, setzt in jede Waagschaale eines, legt in das eine das Probiergewicht, und in das andere tropfet man von der gemachten Lauge mit einem kleinen Löffelein, ein Tröpflein nach dem andern, biß man so viel Laugen hat, als das Gewicht erfordert, dann wird mit einer Korn- oder Probierzangen das Schälgen sammt der darinnen befindlichen Lauge, aus der Waag gehoben, auf eine blecherne Spitzen gesetzt, ein brennendes Licht darunter gehalten, worauf die Laugen im Schälgen anfängt zu sieden, welches so lang dauert, biß alles einsiedet und der Ueberbleibsel trocken wird, dann nimmt man es heraus, setzt es wieder in die Waag, legt vom Probiergewicht so viel als es wiegt, entgegen, und siehet also wie viel ein Probiercentner solcher Laugen Salpeter giebt. Es ist aber zu merken, wann man die Prob zu heiß werden läßet, daß der Salpeter im Schälgen schwarzbraun wird, und verdorben ist, da ausserdeme daraus abzunehmen, wie reichhaltig die Lauge an Salpeter seye, welches auch durch die gewöhnliche Salz- oder Bierprobierwaag geschehen kann. Um aber gewiß zu wissen, ob würklicher Salpeter oder nur dergleichen Salz oder Vitriol in der Lauge seye, so wird einer Messerspitzen voll aus dem Schälgen genommen, und auf glühende Kohlen gelegt, wann es bald schmelzt und brennt, oder auf der Zunge scharf und kalt ist, so ists Salpeter, ist es aber mehr Salz, so spralzt es nur auf den Kohlen und fließt nicht. Auch ist hierbey in acht zu nehmen, wann der Salpeter verbrennt, ob er viel Feces, wie eine Asche die nicht verbrennt, zuruck läßet.

Durch solche Prob, wann sie fleißig gemacht, wird verhütet, daß nicht geringe und untaugliche Erde abgelaugt und versotten wird.

V. Capitel.
Wie die Pyramiden, Laimen- oder Wellerwände und Gruben in den Salpeterpflanzen anzulegen.

Es ist zwar in einigen Landen, allen Städten und Dörfern auferlegt, eine gewisse Anzahl Klafter- oder Ruthenlänge, so genannter Wellerwände, welche von Thon oder Laimen und allerhand Theilen obiger Materie bestehen, bloß zum Behuf der Salpeterzeugung, aufzuführen, und die Hofraith damit einzuschließen, wo sich derselbe ansetzt, und nach ei-

nigen

nigen Jahren versotten werden könne. Man hat aber auch noch eine bequeme Art, den Salpeter zu erziehen.

Die beste Salpeterpflanze ist wohl ohnstrittig unter einem Dach, damit die zu Empfängniß des Salpeters zubereitete Erde vor der grossen Sonnenhitze und häufigen Regen gesichert seyn möge.

Man kann hierzu grosse und kleine Gebäue oder Schüpfen, etwa 8. Schuh hoch und 24. auch biß 100. Schuh lang, wie es gefällig, wählen, welche nur von Holz mit einem 3. Schuh hohen steinernen Fuß, mit einem leichten Dachgestell, welche mit einfachen Ziegeln, Schwarten oder Rohr bedeckt sind, erbauen. Die Seitenwände können aus schlechten Brettern bestehen, die an die Säulen genagelt werden. Diese Wände müßen mit Läden, die man hin und herschieben kann, versehen werden, daß die Nord- und Mittagsluft, als das nothwendigste durchstreichen kann, welche aber bey starken Regen zuzumachen, weil die Näße der Salpeterpflanze schädlich ist.

Es kann aber die Schüpf nach Belieben vergrössert und mehrere Gruben und Pyramiden hinein gemacht, auch die Anzahl der Schüpfen oder Pflanzen selbst vermehrt werden.

Unter diesen Schüpfen läßet man ein paar Gruben wenigstens 6. Schuh tief und weit verfertigen, worinn die oberwähnten Materien zum Verfaulen geschüttet werden, und wann solches nach einiger Zeit geschehen, so thut man solche Erde heraus und mischt sie mit der rechten Salpeterpflanzerde. Die aus der Grube heraus gegrabene Erde schlägt man aussen um die Schüpfe herum, wie einen kleinen Wall oder Aufwurf, damit das Regenwasser nicht in die Schüpfe eindringe, sondern dadurch abgehalten werde.

Man kann auch von dieser ausgegrabenen Erde, wann sie aus guten schwarzen Boden bestehet, und keine Steine oder Sand (welch beedes die Zeugung des Salpeters hindert) darunter befindlich, zu Bedeckung der mit obigen Materien angefüllten Gruben, gebrauchen; In diese Gruben muß nun das nach und nach sammlende, von erwähnten Materien, woraus der Salpeter erwachsen soll, geworfen werden, dann notirt man das Jahr, wann solche gefüllt worden.

Ausserdeme kann auch unter solche Schüpf ein Hauffen so lang man will und der Platz es leidet, die in Zieglerslaimen, Gassenkehrig, verfaulten Holzerde, dann die in Pferdställen unter den Lägern der Stände, sich befindende alt verweßte Urinerde herausgenommen, darunter vermengt, sodann öfters umgehackt und mit sammlenden Urin des Viehes in den Mastungsställen, auch aus den Mistlachen dazu gebraucht werden.

VI. Capitel.

Wie das Aussieden der Lauche geschehe.

Wann solche vermischte Erde zusammengefault und angeschwängert ist, mithin der Salpetersieder findet, daß sie sudwürdig und tüchtig seye, so werden 2. 3. oder mehrere Kufsen oder alte Fäßer nach der Reihe hingestellt, darauf legt man eine Laage Stroh, und schüttet

schüttet von der Salpetererde darauf, über solchen aber einen Theil Asche, wo möglich von harten, ausserdem aber von weichen Holz, sofort wieder etwas Stroh und Pflanzerde mit Aschen, schichtweiß, biß die Kuffen meistens voll ist, auf diese also angefüllte Kuffen, gieset man so viel Fluß- oder Regenwasser, biß solche voll und nur einer Hand hoch leer bleibt, auf welche Art man mit allen Kuffen, so viel geschwängerte Erde vorhanden ist, verfähret. Wann es bis 10. Stund also gestanden, so ziehet man den Zapfen aus dem Boden der Kuffe, und läßt die Lauge, so gelblich klar seyn muß, in das darunter gestellte kleinere Küfflein, oder so viel deren nöthig, ablauffen, worauf von neuem Wasser in den obern Ständer oder Kuffen gegossen, und nach Verlauf obiger Zeit, wieder in die untere Brenden oder Küfflein abgezogen wird: die sofort ausgelauchte Erde wird sogleich wieder auf einen andern Hauffen Pflanzerde geschüttet, und ausgebreitet, wovon solche desto eher wieder zum Salpeterwachsthum angeschwängert wird. Solche Lauche schüttet man ferner in andere darneben stehende mit beschriebener Salpetererde und andern Zusatz angefüllte Kuffen und bekommt dadurch eine doppelt verstärkte Lauge, welche dann zum Sud praeparirt ist, und dieß muß mit so viel Laugen sammlen wiederholt werden, biß man so viel gute und starke Laugen hat, als der Sudkessel zu einem Werk fassen kann, damit das Laugensieden in einem fortgehen kann, und man das Feuer nicht ausgehen lassen dörfe.

Wobey zur Nachricht dienet, daß solche ausgelauchte Erde und sämmtliche Vermischung in der Kuffe nicht als untauglich angesehen oder weggeschüttet werden darf, wiewohl einige Salpetersieder solche ungebührlicher Weise, an die Bauren verkauffen, die selbige zu Düngung ihrer Wiesen anwenden, sondern man muß sie als die Muttererde gleich wieder in die Gruben oder den neuen Vorrath an Pflanzerde schütten, und mit etwas getrockneter Weyher- See- oder Teicherde, Salpeterschaum, und andern Speciebus, der oben beschriebenen Dinge, vermischen, welche hernach sich mit derselben vereinigt, und eine bessere Pflanzerde als andere giebt, auch viel eher mit Salpeter anschieset, und welche in kurzen Jahren wieder ausgesotten und so unaufhörlich von Jahr zu Jahren continuirt werden kann, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß eine solche ausgelauchte Salpetererde viel geschickter zur Pflanze dienlich sey, als das erstemal, folglich als eine kostbare Muttererde betrachtet und durch neue Anschwängerung der Pflanze gebraucht, ja das oftwiederhohlende Sieden zu Erlangung des Salpeters, in kurzer Zeit befördert werden kann.

Wann nun der erste Sud solcher starken Laugen geschehen; so ist folgende Probe anzustellen: Man gieset 2. oder 3. Tropfen davon, auf ein kaltes Eisen oder Bley, wann die Tropfen bald darauf als ein Butter stehen, und nicht wann das Eisen umgewendet wird, abfließen, so ist der Sud zum Salpeterwachsen und anschießen stark genug.

Oder man setzt die in ein Kupfernes kleines Schälgen gegossene Laugen auf ein kaltes Wasser, so bald sie nun kalt wird, so schießt oder wächßt der rohe Salpeter, dabey man allemal sehen kann, ob der Sud zum wachsen stark genug ist, und siehet man es an der Kellen oder Faumlöffel, womit der Schaum abgenommen wird, und wann sich der Sud als ein Oehl daran ziehet, so sind die Proben recht, und sollen hundert Pfund solcher gesottenen Lauge bis 50. Pfund rohen und ungeläuterten Salpeter in der Probe halten.

VII. Ca-

VII. Capitel.
Von Läuterung des rohen Salpeters.

Wann der Salpeter gewachsen und die übrige Lauge abgeschöpft und abgegossen worden; so wird der Kessel oder Wachstrog aufgehoben, und auf einen Ort gewendet, damit die Mutterlauge in ein Gefäß rein ablaufe, sodann eine eiserne Maurerskelle genommen, und damit den Salpeter aus dem Wachskesseln oder Trögen gehoben, zusammen in eine Kuffe oder Ständer gethan, welche unten ein Loch hat, wordurch die Lauge vollends abrinnen kann.

Will man nun den rohen Salpeter recht schön von seinem Salz und aller Unreinigkeit läutern, daß er schön weiß wie Crystall werde; so wird damit also verfahren:

Der Läuterkessel wird rein ausgewaschen mit einem Tuch ausgetrocknet, dann den Salpeter, es mögen 2. bis 4. Centner seyn, nachdem der Kessel groß ist, darein so viel Bronnenwasser gethan, daß sich der Salpeter kaum darinn solviren kann, alsdann wird der Keßel mit dem Wasser, über ein Feuer gesetzt, daß das Wasser siedend heiß werde, alsdann erst den Salpeter gemach bey ganz gelinden Feuer, immer einzelnweiß darein geschüttet, mit dem Faumlöffel auf den Boden des Kessels umgerührt, daß er sich desto leichter und eher solvire, die Läuterung aber immer warm und siedend heiß bleibe. Ist nun der Salpeter fast aller in den Keßel geschüttet, und die Läuterung fängt an zu sieden, so wird mit dem Faumlöffel auf den Grund gefühlt, und wann der Salpeter grobes Salz gesetzt hat, es herausgehoben, weil es nicht so leicht als der Salpeter zergehet, auch besser ist, wenn es heraus kommt, als daß so viel Salz in die Läuterung getrieben werde; Wann dieß geschehen, und die Läuterung fängt an zu sieden, so wirft dieselbe einen schwarzen Schaum auf, der wird abgefäumt und ein kleines Schälgen darein bey 8. Loth starke Laugen gehet, genommen, aus der Läuterung halbvoll geschöpft, und in ein Wasser, damit es jähling oder bald kalt werde, gesetzt, worauf der Salpeter alsbald darinn anzuschießen beginnet, welches man Probaussetzen heißt, und daran man siehet, ob die Läuterung noch zu stark seye oder nicht: Ist diese zu stark, so wird sich über die Prob im Schälgen eine Haut ziehen, geschiehet dieses, so muß mehr Wasser im Kessel nachgegossen werden, das Feuer aber darf nicht abgehen, sondern muß in gleichem Grad erhalten werden, jedoch daß die Läuterung im Keßel nur wallet, und nicht stark siede. Nach einer kurzen Zeit wiederholet man die Probe mit dem Schälgen voll Läuterung nochmaln, wann nun die Läuterung darinn anschießt und mitten offen bleibt, auch nicht gar zuwächst, so ist die Probe recht, gehet sie aber wiederum gar zu, so muß so lang noch mehr warm Wasser im Keßel zugegossen werden, biß die Prob, wie erst besagt, offen bleibt; alsdann nimmt man bey einer halben Maas guten Weineßig (welches fast 1. Pfund wiegt) nachdem der Stock Salpeter groß oder klein ist: Man kan auch vor 2. Pfenning Leim bröckeln und im Wasser zergehen lassen, ingleichen 2 Loth weissen Weinstein klein gestossen, und in die Läuterung giessen, wann solche aufgesotten ist, worauf sich bald ein schwarzer Faum aufwirft, weil die Läuterung sich davon reiniget; diesen Faum lässet man eine weile darauf, biß er dick wird und sonach desto besser abzuheben ist. Wann diese Läuterung noch eine Weile aufgewallet hat; so

so wird abermal ½. Maas guter Weineßig, oder auch etwas Leim und Weinstein, darein gegossen, es in stetem Wallen erhalten, und das schwarze oben abgesaumt, welches auch wohl zum drittenmahl geschehen kann, biß die Läuterung ganz rein und keinen schwarzen Schaum mehr aufwirft. Wann alles dieß geschehen, so nimmt man 3. oder 4. Loth gebrannten und klein gestossenen Alaun, schüttet ihn in die Läuterung, rührt es wohl um, wovon der Salpeter schön lang abschiesset, folgends gießt man die Läuterung in eine hohe schmale Kuffen, deckt sie mit Tüchern geheb zu, damit sie nicht erkalte, läßt eine biß zwey Stunden also stehen, so setzt sich der gelbe Schlamm zu Grund, dann läßt man die Läuterung weil sie noch heiß ist, wieder aus der Kuffen rinnen und gießt in sonderlich dazu gemachte hölzerne Tröge oder in kupferne kleine Keßel, die wegen der Kälte, in der Erde stehen sollen, decket die Tröge oder Keßel mit Tüchern erstlich zu, daß die Lauge von unten auf beginnet zu schießen, sonst wüchse der Salpeter oben zuerst, fiele darnach nieder und bekäme nicht schöne lange Schuß. Man läßet es also im Wachsen 3. oder 4. Täge, nachdem es kalt ist, stehen, biß er nicht mehr wächst, welches also zu probiren:

Von der Lauge wird in das kupferne Probschälgen ausgesetzt, wächßt es nicht mehr darinnen, so mag man die übrige Laugen abschöpfen und rein abseigen lassen, und dann den Salpeter mit der dünnen eisernen Kellen rein heraus in ein Fäßlein oder Ständer, das unten ein Loch hat, schlagen, daß die übrige Lauge abrinnen kann; So hat man einen reinen weissen und von Salz geläuterten Salpeter.

VIII. Capitel.

Von Absonder- oder Läuterung des groben oder schwarzen Salpetersalzes.

Das schwarze oder graue Salpetersalz, welches sich beym Salpetersieden im Kessel und in der Kuffen findet, kann also geläutert werden:

Wenn der Kessel zuvor rein ausgewaschen, rein Bronnenwasser darein gethan, und ein Feuer darunter gemacht worden, daß es anfängt zu sieden, so wird alsdenn obenbemeltes Salz darein gethan, man läßt es solviren, rührt es im Keßel immer um, und wenn alles solvirt ist, wird die Lauge hierauf in eine Kuffe gegossen, und so stehen gelassen, biß sich das Trübe setzt und die Lauge lauter wird, nach diesem muß der Kessel wieder rein ausgewaschen, der vorige Sud lautere Laugen darein gethan, und so lang gesotten werden, bis das Salz darinnen fällt, welches sodann mit der Kellen heraus gehoben, und in einen Korb, der über dem Kessel stehen muß, geschlagen wird, damit die übrige Lauge wieder in den Keßel fließen kann, und so lange wird also verfahren, biß kein Salz mehr fällt.

Dieses Salz läßt man trocken werden, dann ist es fertig, wann es aber ausgeglüet wird, so wird es kräftiger.

Die im Kessel übriggebliebene Lauge, kann wieder zu einem andern Sud zum wachsen der Pflanzenerde nützlich gebraucht werden, wie dann auch der Schaum, so wie oben erwähnt

wähnt, bey Siedung des Salpeters abgesäumt, auf die Salpetererde geschüttet und untergehackt wird, derselben eine grosse Beförderung zum Wachsthum geben solle.

Alle 2. oder 3. Jahre kann eine solche Salpeterpflanze von neuen ausgelaucht und versotten werden, wann solche aus guter Pflanzerde bestehet, und inzwischen öfters umgehackt und mit urinosen Theilen begossen wird, daß also solche Löcher, Wände oder Hauffen, so mit Laimen und obigen Materien vermischt sind, eine fortwährige Sache zum Salpetersieden abgeben, welches mehr als ein mit Getraid angebauter Acker einträgt, zumalen wann in einer Pflanze oder Hütte, die Erdhauffen rings herum geführt, und alle Jahr ein Theil ausgesotten wird. Es ist aber dabey zu bemerken, daß solcher Hauffen zum Salpeterwachsen destinirte Erde, in der Schupf oder Pflanzhütte, so 12. Schuh breit 20. biß 30 Schuh lang, und 3. Schuh hoch, auch nach Belieben viel größer seyn kann, nachdeme die Pflanzhütte groß und auf 4. Seiten Luft hat, an keine Wand oder Mauer anstossen darf, weil der Salpeter gleich an solcher hinauf lauft und vergehet.

An solchen Orten wo man viel Rindvieh und Ochsenmastungen, mithin Gelegenheit zum Urinsammlen hat, thut es am besten gut.

Alle 14. Tage können bey genugsamer Lauge 4. biß 5. Garsud gethan werden, deren jeder 50. Pfund rohen Salpeter gibt, davon aber bey der Läuterung der fünfte Theil abgehet.

IX. Capitel.
Von der Salpeterhütte.

Wann man das Salpetersieden etwas stark treiben will, so erfordert es eine Schüpfe von 100. biß 120. Schuh lang, dann 25. biß 30. Schuh breit, und 8. Schuh hoch, damit innwendig der Erdhauffe auf allen 4. Seiten angebracht werden könne: Oben darauf müßte die ganz geringe Wohnung des Salpetersieders kommen, unten am Eck aber der Offen zu den 2. Kesseln und dem Sudwerk, dann Setzung der Kuffen angebracht werden, damit man auch im Winter Salpeter sieden könne.

Der Sudkessel muß 6. biß 8. Eymer Wasser halten, das Läuterungskesselein aber darf nur einen Eymer halten. Der Boden des grossen Kessels soll ½. Zoll dick seyn, die 4. Seitenblätter aber nur in ordinari Dickung.

Wann genugsame angeschwängerte Pflanzerde vorhanden, so können alle 8. Tage 2. Sud geschehen.

X. Capitel.
Von dem zum Sudwerk erforderlichen Geschirr und andern Aufwand.

Zu einem solchen Sudwerke werden erfordert:

Zum Auslaugen der Salpetererde.

	fl.	kr.
a.) 4. Erdkuffen von weichen Holz kosten zusammen	8.	—
4. Untersetzküflein.	4.	—
4. Böck worauf die Kuffen stehen	2.	—
b.) Zum Sudwerk.		
1. Sudkessel so 8. Eymer Wasser oder Laugen hält, in circa 80. Pfund schwer	60.	—
1. Läuterkesselein	10.	—
1. Laugenkuffen	3.	—
2. Aschenkuffen mit 3. Ständerlein	3.	—
1. Füllkuffen	1.	30.
1. Schußkuffen darunter	1.	—
3. Brändlein oder Küflein	1.	—
2. Handschäuffelein	—	30.
2. Schöpfkübelein	—	15
1. Schöpfen mit dem Stiehl	—	15.
1. Kuffen worinnen der Salpeter abtropft	—	30.
1. Schäfflein worein der Faum kommt	—	10.
1. Kellen, Holzbeil, Schaumlöffel und andere Kleinigkeiten	4.	50.
Latus	100.	—

Darauf folgen noch andere Kosten:

	fl.	kr.
Dem Salpetersieder gebührt wochentlich vor ihn und seine Taglöhner 2. fl.	104.	—
Zu jedem Sud rechnet man ¼ Klafter Stöckholz oder 100. Wellen Büschel, thut 1. fl. 15. kr. und auf 100. Sud	125.	—
Vor 300. Metzen Aschen a 3. kr.	15.	—
NB. Die überbleibende Asche hat wieder ihren Nutzen in der neuen Pflanzerde.		
Das Interesse von dem zum Geschirr erforderlichen Capital betrift	6.	—
Die Schüpf oder das Gebäu kann nicht angeschlagen werden, weil es beständig bleibt, wann solches einmahl gebauet ist.		
	250.	—
Hierzu der Aufwand vor das Geschirr, welcher aber nur im ersten Jahr nöthig.	100.	—
Summa	350.	—

Wie nun aus vorerwähnter Nachricht erhellet, wie das beschwerliche Salpetergraben, künftig, nach Anrichtung der Pflanzen und Schüpfe, unterlassen, und doch der zu Verfertigung des Pulvers vor das Militare erforderliche Salpeter erlanget werden können; Also zweifelt man nicht, es werden auch die Aemter, wo dergleichen Salpeterpflanzen angerichtet werden sollen, die Dorfschaften disponiren, daß sie einigen Beytrag, zu Erbauung sothanen Pflanzenhütten, an Bauholz, aus ihren Gemeindwaldungen, ein vor allemahl, aus gutem Willen, dazu hergeben, die Salpetersieder hingegen, welche dergleichen anlegen wollen, können solche Pflanzen, mit herrschaftlicher Concession, als ein beständiges Erblehen, gegen Abgabe des Salpeterzehendens, eigenthümlich machen, solche an andere verkauffen, sich und die ihrige fortwährig dadurch ernähren, eine eigene Zunft miteinander, im ganzen Land errichten, ihre Söhne zu Erlernung solcher Wissenschaft unterweisen, und ihr Bestes befördern; Gleichwie diese Nachricht bloß darum bekannt gemacht wird, daß die Absicht zu Beförderung des Landes und der Unterthanen Wohlfahrt desto eher erreichet werden möge.

Auszug

Auszug aus dem Königl. Preußis. Salpetermandate d. d. Berlin den 1. Merz 1767.

§. 1.

1) Soll niemand die Salpetersieder von Abkrazung und Abholung der Salpetererde von den Wänden noch von Grabung derselben abhalten.

2) Sollen die Salpetersieder von den Wänden nicht über 2. Zoll tief abkratzen und in denen Gebäuden die Erde nicht tiefer als 6 Zolle ausgraben.

3) Sollen die Gerichtsobrigkeiten die Unterthanen zu Ausfüllung der Lücken und Löcher anhalten.

4) Soll von den Wänden, worauf Wohnhäuser oder andere Gebäude stehen, keine Salpetererde abgekrazet werden.

5) Soll kein Unterthan die Erde selbst ausgraben oder durch andere ausgraben lassen.

6) Soll derjenige so ein altes Gebäud niederreissen will, solches wenigstens 4. Wochen vorher dem Salpetersieder anzeigen.

7) Soll der Unterthan die Scheunen, Schaaf und andere Ställe nicht auspflastern oder mit Steinen ausfüllen, und die Obrigkeit des Orts darauf Acht haben.

8) Soll der Salpetersieder niemanden nachsehen, noch sich bestechen lassen, auch die den Salpeterhütten zugetheilte Dörfer nicht entziehen lassen.

§. 2.

1) Sollen die Wellerwände mit Mistgrepe von Strohe und Erde naß durchwellert und geflochten werden, einem jeden aber frey stehen, die Wellerwände auch ohne gemauertes Grundbett zu setzen, solche aber 2 Fuß breit und wenigstens 5. biß 6 Fuß hoch eingerichtet werden.

2) Sollen die eingegangenen und abgeschaften Wellerwände wieder hergestellt und die Unterthanen von des Orts Obrigkeit dazu angehalten werden.

§. 3.

Sollen die theils auf Landesherrliche, theils auf verschiedener Kommunen Kosten angelegten Salpeterwände den Salpetersiedern zur freyen Disposition überlassen seyn.

§. 4.

Sollen die Wellerwände nur auf den Fall, wenn Mauern, Hecken und Planken Altershalben eingehen, daferne solches nicht etwan die Wasserfluthen verhindern, geschlagen werden.

§. 5.

Soll vor jedem Thor in den Städten, Flecken und Dörfern ein Grubenhauß angelegt, und die Einwohner von der Gerichtsobrigkeit angehalten werden, daß sie alle Sonnabend zu einer gewissen Zeit die Grube dahin bringen auch die Seifensieder die ausgelaugte Asche an die Salpetersieder überlassen.

§. 6.

Sollen die Seifensieder den Salpetersiedern daß vierspännige Fuder Asche für 12. Groschen und das zweyspännige für 6. Groschen auf der Stelle verkaufen, erstere auch letztern von der vorräthigen Asche Anzeige thun.

§. 7.

Sollen die Salpetersieder allemahl wenigstens einen Schuppen mit Erde in Vorrath haben, solche fleißig begiessen, auch ein Jahr liegen lassen, und jährlich eine gewisse Ruthenzahl Schlammwände selbsten machen.

§. 8.

1) Sollen die Eigenthümer, die Salpeterhütten, die Gebäude, Schuppen und Inventarienstücke in guten und brauchbaren Stand erhalten, und die Salpetercommißion darfür behörige Sorge tragen.

2) Sollen den Eigenthümern die Salpeterhütten bey deren Verpachtung mit 6. procent verzinnset, auch der Salpetersieder den Pacht nicht eher, als bis alles von Verpachtern in gehörigen Stand gesetzet worden, entrichten.

3) Soll der Salpetersieder bey Erbauung neuer Schuppen zwar die Wellerwände dazu aufschlagen, der Eigenthümer aber solche mit einem Sparndache versehen.

4) Soll der Generalpachter des Salpeterwesens dem Eigenthümer des Werks, den Pacht, statt des saumigen Salpetersieders bezahlen, und ihm solchen bey der Lieferung wieder abziehen.

5) Soll von den Landesherrschaftlichen Hütten mehr Pacht als im Anschlage gesetzt ist, nicht gefordert werden.

§. 9.

Sollen die Landesherrlichen Forstbedienten den Salpetersiedern das erforderliche Holz um den gewöhnlichen Preiß abliefern; die adeliche und andere Eingesessene aber ihr Holz um den Preiß, den andere geben wollen, an die Salpetercommißion überlassen.

§. 10.

1) Sollen die Landesherrschaftl. bey den Salpeterwerken bestellten Bedienten, auch selbst die Salpetersieder, wenn solche nicht ansäßig sind, von Zöllen, Fehr- Brücken- Contri-

Contributions- Einquartierungs- Servisgeldern befreyt seyn, und jede Hütte jährlich 6. groschen Salzconsumtion erlegen.

2) Sollen denen sich ins Land wendenden Salpetersiedern aus der Accisecassa jährlich 4. Thaler gereicht,

3) Solle eine gewisse Anzahl Vieh auf die gemeine Weyde zu treiben gestattet, auch

4) Sollen denen Salpeterhütten die verpachtet werdenden Aecker vorzüglich überlassen werden.

§. 11.

Soll denen Salpeterhütten mit den nöthigen Fuhren von dem Landmanne beygestanden und diesem für jede Meile 1. Thaler bezahlet werden.

§. 12.

Soll denen neuanzulegenden oder abgebrannten Salpeterhütten das benöthigte Bauholz ohnentgeltlich und zwar zur Hütte 10. Stuck starke Eichen oder 20. Stuck Fichten oder Tannen angewiesen, wegen des zur Ausbesserung bedürffenden Holzes aber Bericht erstattet werden.

§. 13.

1) Soll jeder Salpetersieder seine Kinder in Salpetersieden unterrichten, und wenn ein von ihm gelernter Sohn oder Knecht oder auch ein anderer junger Anfänger eine dergleichen Hütte anleget, 10. Thlr. zur Belohnung empfangen.

2) Sollen alle ins Land sich wendende Salpetersieder mit ihren Familien vor aller Anwerbung sicher seyn.

§. 14.

Soll kein Salpetersieder für andere Leute Fuhren thun, auch mit seinem Geschirr den Salpeter nicht etwan heimlich hinweg fahren.

§. 15.

1) Soll aller Salpeter sofort an die Magazine und Factoreyen nach Abzug des 10ten Theils und der gewöhnlichen Provision richtig abgeliefert werden.

2) Soll niemand von den Salpetersiedern weder Salpeter noch starke Lauge kaufen, zu solchem Ende auch alle Einpaßierende genau visitiret werden.

§. 16.

Ahndung an dem Uebertrettern.

§. 17.

Soll die Gerichtsbarkeit über die Salpeterhütten dem Pachter des Salpeterwesens competiren, in Sachen aber, so das Salpeterwesen nicht angehen, von der Obrigkeit unter welcher die Hütte gelegen, erkannt werden.

§. 18.

Sollen alle Land- und Steuerräthe die in ihren Creysen und Distrikten gelegenen Hütten alljährlich einmahl mit bereisen, darüber überhaupt gute Aufsicht führen, und wegen der wieder anzubauenden Wellerwände nach Befinden Bericht erstatten.

§. 19.

Sollen von denen Eigenthümern welche Wellerwände eingehen lassen, die Ausflucht daß dergleichen auf andern Stellen angesetzt worden, nicht statt finden.

§. 20.

1) Sollen gewisse Specialaufseher über die Salpeteranstalten und zwar in den Städten ein Raths- oder Viertelsherr und auf dem Lande der Richter bestellet, solche besonders angewiesen und verpflichtet werden.
2) Sollen sie vor die Conservation der Wellerwände Sorge tragen;
3) die zwischen den Unterthanen und den Salpetersiedern etwa vorfallenden Streitigkeiten untersuchen und über den Vorfall berichten.

Von dem Lichtermachen.

Die Lichter bestehen bekanntermassen aus Unschlitt und einem Dacht, daher ist bey Lichtern, wenn sie von einer guten Beschaffenheit seyn sollen, vornehmlich auf die Tüchtigkeit des Unschlitts und Dachts zu sehen.

Man kan zwar zu denen Lichtern vor Unschlitt nehmen, welches man will, jedoch ist immer eines besser als das andere, keines aber darf zu alt seyn, sondern je frischer es ist, desto besser ist es. Im übrigen aber hält man davor daß das Unschlitt von Thieren, die in dem Winter geschlachtet werden, weit bessere Lichter gebe, als von denenjenigen Thieren, die man in dem Sommer schlachtet. Das in dem Winter erlangte Unschlitt ist mehr trocken als das vom Sommer.

Schöpsenunschlitt, wenn es auf die rechte Art geschmolzen ist, wird gemeiniglich vor das beste gehalten. Es muß sehr weiß, trocken, zerbrechlich und ein wenig durchsichtig seyn. Man kan aus einem dergleichen Stein 18. Pfund der schönsten weiß gegossenen Lichter erhalten, welches von einer schlechten Art Unschlitt nicht wohl möglich ist. Allein die Lichter von puren Schöpsenunschlitt sind in dem Winter bey strenger Kälte dem Zerbrechen und Aufsprengen sehr unterworfen. Aus purem Rindsunschlitt werden die Lichter nicht so schön. Es ist schmieriger als das von den Schöpsen, wenn es aber gut seyn soll, so muß es frisch und ohne üblen Geruch, auch von einer weisen Farbe seyn, die ein wenig in das gelblichte fällt. Aus diesem Unschlitt kan man zwar auch die Lichter zu einer schönen Weise bringen, allein sie sind viel schmieriger und brennen nicht so lange als diejenige, worunter man viel Schöpsenunschlitt nimmt, welche alsdann über diß ein sehr schönes Licht von sich geben.

Daher

Daher pfleget man mehrentheils Schöps- und Rinderunschlitt mit einander zu vermischen, welches vortrefliche Lichter giebt. Man nimmt entweder halb Schöpsen und halb Rinderunschlitt, oder auch 2. Theil Schöpsenunschlitt gegen 1. Theil Rinderunschlitt, vielleicht würden die Lichter um so besser, wenn sie am meisten aus Schöpsenunschlitt bestünden.

Unter allen Unschlitt ist das von denen Ziegenböcken am schönsten. Es muß trocken etwas durchsichtig und sehr weiß seyn. Insonderheit ist es zur Vermischung unter das weise Wachs allen andern vorzuziehen.

Im übrigen hat man sich bey allem Unschlitt wohl vorzusehen daß kein Salz darunter komme, denn die Lichter knistern sonst im Brennen davon, auch darf von Butter oder einen andern Fett am allerwenigsten aber von Schweinen etwas darunter gemischt seyn, dann die Lichter laufen alsdann, verzehren sich geschwind, und geben einen üblen Geruch von sich.

Das Schmelzen des Unschlitts ist eines der wichtigsten Umstände so dabey muß beobachtet werden. Ehe man aber zum Schmelzen kommt, ist noch eine Vorbereitung des Unschlitts nöthig.

Das Unschlitt wird vorhero klein geschnitten, und bey dem Schneiden das Blutige und Unreine nebst den harten Häuten so man alsdann mit denen zuruckbleibenden Griesen zum Seifenkochen verwahren kann, abgesondert.

Auf einen Stein solchen, nach gewöhnlicher Art klein geschittenen, und von allen drüßigten Wesen und anderm Unrath gereinigten Unschlitts giesët man in einem Faß eine Wasserkanne voll frischen Wassers, lässet es eine Nacht stehen, gieset sodann das Wasser ab, und wiederholet das Auf- und Abgiesen des frischen Wassers so lange biß das aufgegossene und wenigstens 12. Stunden darüber gestandene Wasser nicht mehr blutig aussiehet.

Alsdann wird dieses solchergestalten gereinigte Unschlitt mit den Händen, und das ganz klein bröcklichte vermittelst des Durchschlags, aus dem Wasser herausgenommen, recht rein ausgedruckt, und dann in einen Kessel zum Schmelzen gethan.

Man hat aus der Erfahrung wahrgenommen, daß man wohl thue, wenn man eine ziemliche quantität Wasser in dem Kessel dazu nimmt. Mann rechnet auf 1. Stein Unschlitt zwey bis drey Kannen Wasser, welches man in dem Kessel darauf giesset.

Bey dem Anfang des Kochens muß es beständig scharf umgerühret werden, damit es unten nicht anbrenne. Anfangs wird es zwar sehr molkicht aussehen. Allein das Wasser verkocht sich und das Unschlitt wird so gereiniget, wie ein helles Wasser, so bald aber als es kleinbläsigt kochet, ist es gut zum abschöpfen. In einer Stunde kan bey mäßig starkem Feuer und beständigen Umrühren, damit nicht so viel davon verspritze, 1. Stein Unschlitt geschmolzen werden.

So bald das Unschlitt im Kochen klar wird, fänget man auch gleich an mit einem grossen blechernen Löffel es abzuschöpfen und es durch ein Läpplein, oder welches noch bequemer ist, durch ein klares Haarsieb, in ein Gefäß, welches aber kein kupfernes seyn darf, sondern ein töpfern glaßirtes seyn muß, durchzuseyhen, und continuiret damit so lange, biß

biß alles geschmolzen ist. Zuletzt aber wenn das zuruckgebliebene etwas gelb wird, giesset man solches allein in ein besonders Gefäß durch das Haarsieb, oder sonstig engen Durchschlag, drücket alles wohl aus, und behält solches auch zu einem besondern Guß vor, weil es etwas gelber, auch manchmal etwas unreiner als das erste ist.

Ist das Unschlitt abgeschöpft, so kan man in die Griesen abermahl ein gut Nösel frisch Wasser giesen und zusammen eine weile kochen lassen, so bekommt man wieder gutes Unschlitt. Es wird zwar etwas brauner, aber gleichwohlen brennen die Lichter so gut als von dem erstern, und auf solche Weise kan man das Unschlitt heraus bringen, daß nichts als Spreu übrig bleibt. Will man aber das Unschlitt aus denen Griesen nicht auf das äusserste heraus lassen, so zeiget sich alsdann in der Wirthschaft darinnen ein wahrer Nutzen, wenn man die ausgelassene Griesen in einem Topf sammlet, so in einen frischen Ort wohl 1. Jahr können aufbehalten werden, noch einige Pfund frisches Unschlitt dazu thut und Seife siedet, da man denn alle Speckschwarden auch alles unreine Fett sammlen und bey dem Sieden gebrauchen kan.

Will man das Unschlitt recht schön und sehr weiß haben, so thut man das einmahl ausgelassene wiederum in einem Kessel und rein Wasser dazu, lässet es noch einmal kochen; so wird es auf das beste gereiniget, dann schöpfet man es wieder, wie oben gedacht, ab, und gieset es in Formen. Manche vermischen das geschmolzene Unschlitt mit gemeinen Alaun damit selbiges desto geschwinder klar und vester werden solle. Es hat zwar dieses seinen würklichen grossen Nutzen, nimmt man aber zuviel Alaun dazu so knistern die Lichter, wiewohln auch einige behaupten wollen, daß der Alaun bloß nur zur Klarmachung des Unschlitts diene, und daß wenn man nicht die Zeit habe, sich das Unschlitt von selbst abklären zu lassen, man dadurch, daß man Alaun drein wirft, das Niedersinken der Unreinigkeiten in demselben befördere.

In diesem Fall läßt man 2. oder 3. Pfund Alaun in 1. Eymer Wasser zergehen, und gieset dieses Wasser mit unter das Unschlitt in der Lichterpfanne.

Die Vollkommenheit der Lichter hängt gar sehr von der Beschaffenheit der Dachte ab.

Zu denen Dachten nimmt man zwar so wohl ungebleichtes als gebleichtes Leinengarn, unter allen aber ist das Baumwollene das vorzüglichste dazu. Dieses muß weiß, wohl trocken, und vollkommen rein seyn. Die geringste Unreinigkeit verursachen kleine Kohlen welche in das Becken des geschmolzenen Dachts fallen, sich daran ansetzen, und die Lichter entweder laufend oder zitternd machen. Die am feinsten gesponnene Baumwolle giebt die schönsten Dachte, und keine andere als schöne und feine Baumwolle lässet sich rein spinnen. Eine unreine und übelgesponnene Baumwolle, die von einem ungleichen Faden ist verursachet, daß die Lichter laufen und knistern. Im übrigen aber darf das Baumwollene Garn nur ganz leicht gezwirnet seyn.

So wenig sich aber das Gewicht des Lichts genau bestimmen lässet, eben so wenig kan wegen der Stärke der Dachte ein gewisses Maas vorgeschrieben werden. Denn diese muß sich nach der Proportion der Stärke des Garns und der Lichtformen, da sowohl

die

die Dicke der Fäden des Garns als auch die Formen sehr different sind, richten und aus der Erfahrung erlernet werden. Inzwischen aber ist es gleichwohl höchst nöthig, daß die Dicke des Dachtes eine gewisse Verhältnuß zu der Dicke des Lichts habe. Ein allzu dünner Dacht verbreitet wenig Licht um sich, und machet daß das Unschlitt herunter laufe: ein allzu dicker Dacht hingegen verursachet, daß das Licht nicht lange dauert, und indem sich derselbe nicht so schleunig verzehret, als das Unschlitt, so muß man es alle Augenblicke puzen.]

Vor allen Dingen aber hat man in Acht zu nehmen daß sich kein Faden der Baumwolle von dem andern bey denen Dachten absondere, deßwegen drehet man diese zwischen den Händen.

Viele haben die Gewohnheit die Dachte mit Wachs zu beschmieren, die Erfahrung lehret aber, daß alles dieses Beschmieren, es geschehete auch womit es wolle, nichts nuz seye, sondern die Lichter nur dunkler brennen.

Ansonsten aber wollen viele Lichterzieher behaupten, daß es möglich seye, die Dachte zu denen Lichtern in Weingeist einzutaugen, und daß man sie vermittelst dieser Vorsicht, nicht so oft putzen dürfe. Alleine da diese Feuchtigkeit wiederum sehr geschwind verflüchtiget, so ist es auch nicht abzusehen, daß in dem Dacht ein beträchtlicher Theil daran übrig bleiben könne. Bey dem allen aber mag dieses gleichwohln nicht ganz ohne Nutzen seyn. Ohne zu untersuchen ob der Weingeist etwas beytrage, daß die Lichter besser brennen, so werden jedoch die Dachte, welches bey dem Lichterziehen nothwendig ist, schwehrer, so daß das Unschlitt alsdann eben nicht so gar heiß seyn muß, sondern etwas mehr Zeit bekommt, daß sich die Unreinigkeiten zu Boden schlagen können. Und eben aus diesem Grund wird bey denen gezogenen Lichtern das Schmieren des Dachts mit Wachs oder mit einer von Wachs und Unschlitt zusammen vermischten Massa wohl erforderlich seyn.

Die beste Zeit zum Lichter machen ist wenn es kalt ist, da das Unschlitt sogleich erstarret, doch darf es auch bey grimmiger Kälte nicht geschehen, man müste dann solches in einem laulichten Zimmer vornehmen. Denn sowohl die grosse Kälte als die grosse Hitze ist bey Verfertigung der Lichter gar nicht vortheilhaft. Gemeiniglich wird die Zeit vom October bis Mart. zum Lichter machen genommen, doch gehet es auch bey warmen Tägen im frischen Keller an.

Man hat überhaupt zweyerley Arten die Lichter zu verfertigen. Die eine werden gemacht, indem man die Dachte in das geschmolzene Unschlitt einweichet, und die andere werden in Formen gegossen. Die ersten werden gezogene, und die andern gegossene Lichter genennet.

Wir wollen im Anfang von denen gezogenen Lichtern Erwehnung thun, und uns nachgehends zu denen gegossenen wenden.

Die gezogene Lichter bilden sich Anfangs durch das Unschlitt, so in das Dacht eindringet, und hernach durch dasjenige, welches sich beym fernern Eintauchen an den erkalteten Dacht anhänget, biß die Lichter ihre Dicke erlanget haben. Hieraus folget also offenbahr, daß wenn das Unschlitt zu heiß wäre, so würde die Schaale, die davon an dem

Licht hängen bleiben würden, allzuhart, und überdiß fleckigt seyn, sie würden mehlhaftig werden wenn sie alt werden, dahingegen wenn das Unschlitt zu kalt wäre, so würde es sich grümpelicht anhängen, welches das Licht übel aussehen machen würde, wie denn daselbe nicht alle Weisse erlangen würde, deren das Unschlitt fähig ist.

Das Unschlitt muß demnach eine mittlere Wärme haben. Die Lichterzieher erkennen daß das Unschlitt nicht zu heiß seye, wenn es anfängt an dem Rande des Gefässes zu erhärten, wo es ein zackigtes sehr dünnes Häutlein bildet, und, wenn während der Arbeit, das Unschlitt zu kalt wird, so giesen sie in selbiges etwas von heisen Unschlitt dazu, und rühren es wohl untereinander, wodurch es einen gleichen gemässen Grad der Wärme erlanget.

Die erste Eintauchung verrichtet man in sehr heisen Unschlitt, damit selbiges die Dachte desto besser durchdringen möge, bey denen andern Eintauchungen ist es nöthig daß selbiges anfange sich an dem Rande des Gefässes zu erhärten. Inzwischen trägt es zur Güte der Lichter, wie einige meinen, nichts bey, sondern die wahre Ursache ist diese: Je heisser das Unschlitt ist, desto flüßiger ist es. Diese grosse Flüßigkeit dienet nicht allein dazu, daß der Dacht davon durchaus durchdrungen wird, sondern auch, weil der Dacht davon schwehrer wird, und das sehr flüßige Unschlitt wenigen Widerstand thut, so bekommt der Dacht der Länge nach eine gerade Richtung, die es nothwendig haben muß, dahingegen wenn das Unschlitt den Dacht nicht durchdränge und dasselbe mithin keine Schwehre hätte, so würde der Dacht in dem schon etwas weniger flüßigen und mithin desto weniger Widerstand verursachenden Unschlitt selten die nothwendige gerade Richtung bekommen, sondern man würde entweder an jeden Dacht bey der ersten Eintauchung, eine Bleykugel hängen, oder einen jeden in dem Punkt der Erkältung an dem untersten Ende anfassen, und gerade ziehen müssen. Man findet zuweilen Lichter die etwas krumm und schief sind, die Ursache ist allemahl daß das Unschlitt daran bey der ersten Eintauchung nicht heiß genug gewesen.

Die erste Eintauchung ist demnach die schwehrste, und erfordert die meiste Geschicklichkeit. Einige Lichterziehr behaupten daß es besser seye, wenn man bey dem ersten Eintauchen blos Rinderunschlitt nehme, weilen dieses der Dacht besser in sich ziehen soll, als das von Schöpsen. Es ist aber noch nicht ausgemacht, ob so viel darauf ankomme daß der Dacht vom Unschlitt gut durchzogen seye. Denn da das Unschlitt bevor es brennet, schmelzt, und sich in der runden Aushölung des Lichts ansammlet, so muß sich das geschmolzene Unschlitt nothwendig in den Dacht ziehen.

Bey dem Eintauchen schüttelt man ein wenig die neben einander hängende Dachte, damit sie sich von einander absondern, und um sie in das Unschlitt hinein zu stecken, druckt man sie etwas stark hinein, und damit sie desto leichter hineingehen giebet man ihnen zugleich eine zirkelmäßige Bewegung, während der Zeit aber, als sich die Dachte in dem Unschlitt befinden, giebet man ihnen einige lebhafte Stöße, damit sich die Dachte von einander absondern die sich aneinander angehängt haben mogten. Dann wenn 2 mit Unschlitt eingekränkte

tränkte Dachte, die an einander ankleben, also erkalteten, so würde man Mühe haben ihnen die Richtung zu geben, die sie haben müssen.

Diese eingetränkte Dachte ziehet man sodann heraus und lässet sie abtropfen, wenn sie ein wenig erhärtet, so taucht man sie wieder ein, ziehet sie aber alsbald wieder heraus, und hänget sie auf zum abtropfen.

Wenn sie nun in der Luft genugsam getrocknet und erhärtet sind, so giebet man ihnen die zweyte Eintauchung. Manche lassen diese eingetauchte Dachte eine ganze Nacht über erstarren. Die eingetränkte Dachte haben nunmehr schon ein wenig Festigkeit erlanget, und lassen sich ohne Mühe wiederum eintauchen. Man tauchet sie ein oder zweymahl in ihrer ganzen Länge hinein, sodann aber auch noch 2 bis 3 mahl nur bis auf die Helfte oder den 3. 4. Theil ihrer Länge, damit das Unschlitt das von oben allezeit in grosser Menge herab lauft und sich unten sammlet, sich in dem heisen Unschlitt wieder abschmelze und das Licht dessen entlediget werde, indem man den untersten Theil desselben einige Zeit in das geschmolzene Unschlitt hält. Solchergestalten geschehen diese halbe Eintauchungen nicht, um die Dicke des Lichts unten zu vermehren, sondern zu verhindern, daß sie unten nicht zu viel Dicke erlangen. Wann die Lichter unten sehr dick sind, und spitzig zulaufen, so daß die obere Helfte gar kein Verhältniß zu der untern Hälfte hat, so ist dieses ein grosser Fehler an den Lichtern. Ist der Dacht mit der untern Helfte des Lichts übereinstimmend, so ist er vor die obere Helfte viel zu dick indem nicht genug Dacht vorhanden ist, ein so dickes Licht zu unterhalten, ist aber das Verhältnus des Dachts vor die obere Helfte gerecht, so ist er für die untere Helfte viel zu dünne. Der Dacht kan die Menge des geschmolzenen Unschlitts nicht verzehren. Eben hieraus leget sich aber auch soviel zu Tage, daß wenn man bey den letztern Eintauchungen die Lichter lange Zeit in das geschmolzene Unschlitt halten wollte, dieselbe von ihrer Dicke verliehren, an statt ansetzen würden.

Die zum zweytenmahl eingetauchte Lichter hänget man wieder auf und lässet sie trocknen und erhärten. Ueberhaupt müßen die Lichter allezeit wohl erkaltet seyn, ehe man ihnen einen neuen Zug giebet. Bey diesem Zug sowohl als allen nachfolgenden, die 2 letztern ausgenommen, muß das Unschlitt allemahl in dem Begriff zu erhärten seyn, damit nicht allein die Lichter in stärkerer Proportion sich vergrössern, sondern auch weil es gut ist, wenn ihre Oberfläche ein wenig rauh und uneben sind, indeme alsdenn die dünne Schaalen von dem Unschlitt besser aneinander hängen.

Wenn der zweyte Zug genugsam erhärtet, so unternimmt man eine abermahlige Eintauchung. Bey der 2ten und 3ten Eintauchung werden die Lichter ihrer ganzen Länge nach nur zweymahl eingetaucht, dahingegen man sie bey denen andern Zügen dreymahl eintauchet ohne diejenige Eintauchungen zu rechnen, die nur zur Helfte oder dritten Theil zur Verringerung der Lichter geschehen.

Allemahl wann man die Lichter heraus nimmt, ermangelt man nicht sie einen Augenblick abtropfen zu lassen und das unterste End des Lichts auf dem Rande des Gefässes abzu-

abzustreichen. Vermög dieser Vorsicht tropfet nichts ab, als von den Dachten die man zum erstenmahl aus dem Unschlitt ziehet. Es ist ganz natürlich daß dicke Lichter öfter eingetauchet werden müßen als dünne, wie oft aber dieses Eintauchen wiederholet werden müsse, kan man nicht gewiß bestimmen, auch so gar nicht einmahl bey Lichtern von einer gewiß vestgesetzten Dicke; denn nach Maasgab der Wärme und Beschaffenheit des Unschlitts setzet sich mehr oder weniger davon an denen Lichtern an, wie sich denn überhaupt im Winter mehr ansetzet, als in dem Sommer, wenn die Lichter aber eine gewisse Dicke erlanget haben, so taucht man sie zuletzt noch zweymahl ein.

Oefters werden alle Eintauchungen im schlechten Unschlitt vorgenommen, die letztern ausgenommen, als wozu man das beste Unschlitt nimmt um das andere zu bedecken. Dergleichen Lichter sehen eben trocken und schön aus, als wenn sie durchaus aus dem besten Unschlitt verfertiget wären, allein es ist dieses ein Betrug den man bey dem Gebrauch wohl gewahr wird, indeme dergleichen Lichter weit geschwinder als diejenige, wozu man durchaus gutes Unschlitt hat, verbrennen. Durch die Eintauchungen bekommen die Lichter unten eine Spitze, so daß sich eine Menge Unschlitt daselbst ansetzet, welches tiefer als der Dacht gehet. Da nun der Dacht nicht so weit als das Unschlitt reichet, so wird das Licht zu brennen aufhören, wenn gleich das Unschlitt noch nicht sämmtlich verzehret wäre, und dieser Theil des Lichts worinnen kein Dacht befindlich wäre, würde sich leicht in dem Leuchter zerstossen. Dieser Unbequemlichkeit wird dadurch abgeholfen, daß man dieses hervorragende Unschlitt abschneidet, wodurch das Licht an seinem Ende gerader wird.

Weil bey denen Schustern ꝛc. ꝛc. verschiedene Persohnen um einen Tisch herum zu arbeiten pflegen, so brauchen sie Lichter welche sehr helle machen. Zu dem Ende verfertiget man Lichter von einem doppelten Dacht vor sie. Diese sind aber nichts weiter als zwey Lichter, welche man durch verschiedene Eintauchungen miteinander vereiniget hat. Man nimmt nehmlich 2. Lichter zusammen, bevor sie nach der Eintauchung erhärtet, aneinander, daß sie zusammen kleben, weil sie aber gar leicht wieder von einander gehen würden, tauchet man sie darauf noch 2 bis 3 mahl in Unschlitt ein, damit die beyden in einer gemeinschaftlichen Decke eingehüllte Lichter blos ein einziges ausmachen, welches zwey Dachte hat und platt ist, an statt daß die andern Lichter rund sind.

Die gezogenen Lichter erlangen nach und nach ihre Dicke, die gegossenen aber werden durch einen einigen Guß verfertiget. Denn weil das geschmolzene Unschlitt inwendig in einer Form zusammen bleibet, so kan man die zu Verfertigung eines Lichts von dieser oder jener Dicke erforderliche Menge Unschlitt mit einem mahl hineingiesen, dergestalt, daß nach der Erkaltung das Licht mit seiner bestimmten Dicke und Schwere aus seiner Form heraus kommet. Man muß daher besondere Formen haben, wenn man Lichter auf gewisse Pfunde machen will.

Die Formen kan man aus Kupfer, Blech, Bley oder Zinn machen, man hat auch gläserne, und diese würden wegen ihrer Glätte allen andern vorzuziehen seyn, wenn sie nicht so zerbrechlich wären. Man fängt auch neuerlicher Zeiten an Formen von Holz zu machen,

machen die mit Schrauben versehen sind. Bey dem Einziehen der Dachte und Ausmachen der Lichter hat man wenig Mühe mit diesen. Wenn das Unschlitt kalt, schraubet man die Schrauben auf, da sonach die Lichter alle auf einmahl heraus fallen. Wie dann unter andern jemand in Potsdam hölzerne Lichterformen von Birnbaumholz erfunden hat, welche sehr bequem und brauchbar sind, davon das Stuck 2 Rthlr. kostet.

Die Formen müssen vorzüglich rein gehalten und vom Staube sorgfältig verwahret werden. Man darf sie niemahls auswaschen, sondern sie müssen nur mit einem reinen trocknen Läpplein gut ausgeputzt werden.

Bey denen gewöhnlichen Formen ziehet man mit einem unten wie ein Hacken krum gebogenen Drath die Dachte von unten hinauf in die Höhe, hält das untere End des Dachts so lange, bis es oben bevestiget ist, wornach man ihn auch unten vest machet und so stellet, daß er in der Mitte stehet.

Viele stecken oben zur Bevestigung ein Querpflöcklein vor, allein die gläsernen kan man damit leicht zerbrechen, und in denen blechernen werden die Löcher nach und nach grösser, mithin die Formen unbrauchbar. Man hält daher vor besser wenn man den Dacht theilet, ihn scharf anzieht, und zwischen das getheilte auf das Loch ein Peuschelgen von dem sonst abgeschnittenen Dachte, so man sammlet, leget, und es alsdann in 2 Knoten vest zusammen bindet, so kan das Unschlitt nicht durchlaufen. Manche legen das Ende des Dachts auf die Seite und verschmieren die Oefnung mit feuchten Thon.

Die Stellage der Formen kan ein Brett seyn, da man so viel Löcher als man Formen hat, hinein bohret, und die Löcher ohngefehr nach der Dicke der Formen einrichtet, als welche bis an die Erweiterung des Schafs in selbige gehen müssen. Dieses Brett kan man hintragen wo man will. Nur muß man solches nach dem Giesen in die kalte Luft setzen. Gehet ja durch die Löcher etwas durch, so kan man es wieder sammlen. Man hat auch solche Stellagen von zwey gleich grossen Brettern, die an den vier Enden durch Füsse in einer der Höhe der Lichtformen gerade gleichförmigen Entfernung mit einander verbunden sind, so daß die Lichtformen grade auf das untere Brett aufzustehen kommen, da ist man sonach wegen des Ablaufens des eingegossenen Unschlitts weit sicherer, und wenn man das untere Brett ringsherum mit Leisten beschlagen läst, so kan das ja etwan unten heraus laufende Unschlitt ohne allen Verlust und ohne daß es die Diehlen verunreinige, wiedergesammlet werden. Manche stecken die Formen in einen Kasten voll Sand, allein diß ist nicht die beste Art, sie werden unrein.

Wenn alle Formen mit Dachten versehen und selbige recht grad in die Löcher des Brettes eingestellet sind; so ist weiter nichts übrig als daß man die Lichter nunmehro giese.

Das Unschlitt darf nicht zu warm in die Formen gegossen werden, sondern alsdann wenn es in dem Gefäß worinnen es geschmolzen worden ist anfangt am Rand zu gerinnen und weiß zu werden. Dann gieset man das Unschlitt allzuheiß, so hält es schwer die Lichter

ter aus den Formen heraus zu bringen, oder wenn man sie ja heraus bekommt, so sind sie fleckigt.

Wenn die Formen voll gegossen, ziehet man noch einmahl die herausstehende Ende der Dachte an, darum weil einige Dachte durch das eingegossene Unschlitt verrückt seyn können, daher muß man diese Krümmung wieder gerade bringen, bevor das Unschlitt gerinnet.

Wenn das Unschlitt in denen Formen zum Theil kalt worden, thut man wohl, wenn man noch wo es nöthig ist, ein wenig Unschlitt nachgieset.

Hierauf wartet man so lange biß die Lichter in dem Form hart werden, und ziehet sie sodann heraus. Sind die Formen ordentlich gemachet, so hat man mit dem herausziehen der Lichter keine Noth, sondern wenn das Unschlitt recht erstarret, so kommen sie selber, sollte es aber schwer werden sie heraus zu bringen, so darf man die Formen auswendig nur mit warmen Wasser begiessen, so weichet das Unschlitt von den Formen loß und ziehet sich gut heraus.

Zu einer grosen Bedürfnus an Lichtern werden allerdings auch viel Mödel erfordert, wenn man aber diese nicht in genugsamer Menge hat, so kan man sich auch damit helfen, daß man nur den halben Theil der Mödel erstlich einziehet und gieset sodann biß diese ausgezogen werden können, den andern halben Theil gleichfals einziehet, und biß man diese gieset, die das erstemahl gebrauchte Mödel mit heisen Wasser abwaschen und säubern läst, sodann wieder Zacken oder Dachte einziehet, da dann auf solche Art ohne einige Hindernus, so lange als es nöthig ist, in dem Giessen fortgefahren werden kan.

Alle Lichter so gezogene als gegossene sind, wenn sie noch frisch gelb anzusehen. Je älter sie aber werden, desto weiser werden sie. Am besten ist es, man hebet sie in Pappier in Kisten auf, sie erlangen solchergestalt noch gerade eine Weisse welche von weit besserer Dauer ist, als diejenige, die man an der Luft hat erlangen lassen.

Gleichwie sie aber nun ihre Weise mit der Zeit erlangen, dergestalt, daß zweyjährige Lichter ungemein weiß sind, wann sie nur aus guten Unschlitt gemacht worden; also pflegen im Gegentheil zum Unglück dergleichen vor langer Zeit gefertigte Lichter zu laufen und übel zu riechen. Die Lichter, welche man erst 4. 5. bis 6. Monath nach ihrer Verfertigung gebrauchet sind weiser, trockner, und brennen länger. Verbraucht man diese Lichter hingegen erst zu Ende des Jahrs, so werden sie wohl indessen zwar noch weiser und trockner, aber auch zugleich krümlich oder mehlig. Sie laufen ab, welches zwar nicht immer geschiehet, aber der Hauptfehler, den auch die besten und aus guten Unschlitt verfertigte Lichter mit der Zeit bekommen, ist der üble Geruch den sie von sich geben.

Butter Jahr und Tag frisch zu erhalten.

Die Butter an und vor sich wird durch das Aufheben in weniger Zeit sauer und bitter, sie bekommt einen widrigen Geschmack, so man aelteln heißt, und endlich verstinkt sie gar. Daß

Daß das erstere von denen noch darinnen hangenden sauern Theilen des Milchwassers und von denen eingemischten Kaesetheilen herrühre, wird wohl niemand zweifeln, und daher sich auch nicht wundern, daß es durch obberührte Arten länger oder wohl gar vermieden bleibe: Da ich auf der Reise bey einem guten Freund eine Art eines Butters zu kosten bekommen, die meinem Geschmack so sehr vergnügte, und dem frischen Butter in seiner Annehmlichkeit den Vorzug strittig machte; so glaube vielen eine Gefälligkeit zu thun, wenn ich diese Art der Behandlung, so wie sie mir mitgetheilet worden, gemein mache: Es ist die Bereitung artig und vernünftig, man zerstöhret nicht so viel an der Mischung der Buttertheile, und die Abscheidung der Unreinigkeit ist so vollkommen, als gelinde, daher obgleich die Bereitung ziemlich aus dem Grund gehet, wie das Aussieden, so nimmt sie dem Butter nichts von seiner Süße, und giebt ihm keinen so widrigen Geschmack, da er doch eben so dauerhaft zum Aufhalten wird. Ich rede aus der Erfahrung, und jeder der es nach dem vorhergesetzten beurtheilen will, wird es begreifen können.

Man nehme in einer guten Jahrszeit frischen Butter, wasche solchen so lange biß das Wasser klar und hell davon ablauft, (wie man es bey den Einsalzen zu machen pflegt) Solchen Butter thue man in einen steinernen Hafen, (wenigstens muß er recht wohl gebrannt und verglaßt seyn) doch so, daß das Gefäß oben in etwas leer bleibe. Diesen Topf mit Butter stelle man in ein anders grosses weites Gefäß mit Wasser, und zwar also, daß das Wasser höher als die Butter stehe; dis ist die Ursache warum der Topf etwas leer bleiben muß, denn wegen des Ueberlaufen hat man keine Gefahr wie bey dem Aussieden.

Nun mache man auf das allerlangsamste das Wasser laulecht und auf das höchste milchwarm, in solcher Wärme unterhalte man es durch Herausnehmung eines Theils kalten und Zugiesung etwas warmen Wassers, biß daß die Butter sich so langsam aufgelößt, das schwehre und feuchte Wesen desselben sich unten hin gesetzt hat, und man durch den klaren Butter als durch einen klaren alten Wein hindurch sehen könne. Nun hebe man das Gefäß aus dem laulecht warmen Wasser, stelle es an einen kühlen Ort, klopfe öfters so lange wieder das Gefäß, biß die Butter nun eben bald gestehen will; giese sodann das obere ganz klare z. E. ein Drittel, die Helfte, oder drey Viertel, nach dem Verhältnus der Güte des Butters ab, und verwahre es in bequemen Gefässen zum Gebrauch. Das übrige kan man wie andern Kochbutter, aussieden, daß also bey dieser Arbeit nichts zu Schaden oder verlohren gehet.

Daß diese Arbeit am besten im May und Junio, wegen der Güte des Butters zu dieser Jahrszeit verrichtet werde, ist fast überflüßig zu erinnern, und die Erfahrung lehret, daß der Winterbutter kaum ein Drittel gereinigte Butter gebe.

Es ist zu verwundern, was vor eine Menge Unreinigkeit in dem Butter stecke, und sich hier zu Boden setzt; man kan kaum ohne Eckel mehr frischen Butter essen, wer diese Arbeit einmahl zu machen versucht. Es werden bey 6. Stunden erfordert diese Arbeit zu verrichten: Man kan es nicht genug einschärfen, daß das Wasser in dem Hafen, worein

das

das Geschirr mit Butter gesetzt wird, nicht warm, sondern nur lau seyn solle, und es steckt hierinnen der Hauptvortheil die Annehmlichkeit zu erhalten: Es ist übrigens so vernünftig als leicht begreiflich, daß man bey dem Kochen sehr wenig solchen gereinigten Butters nöthig habe, in Vergleichung mit dem, was man sonsten von gemeinen Butter zu einer Speise zu nehmen gewohnt ist. Er ist sehr fett und leichtflüßig: man kan ihn auch, wenn man den Butter hernach mit süsser Milch abrührt, ihm eine beliebige Form giebt, und wieder in der Kühle erhärten lässet, den frischen Butter sehr gleich machen.

Ich will anbey noch einen Vortheil entdecken, einen Butter dem holländischen ganz gleich zu machen. Es ist ein Betrug, in so ferne er nachgemacht ist, in der Güte aber ist er besser und um der Reinlichkeit willen, dem würklichen holländischen Butter ganz richtig vorzuziehen, ob er gleich so viel nicht kostet. Zum Exempel, nehmet ein Pfund etwas alten holländischen Käß: wenn er von aller Unreinigkeit gesäubert, so rühret ihr unter so viel Milchraum, als ihr ohngefehr zu 8. Pfund Butter auszurühren oder auszubuttern dem Augenschein nach nöthig haben möchtet. Wenn der Käß mit etwas weniger Raum erstlich verrühret, so daß er keine Knollen mehr hat, so mischet allen übrigen Raum darunter und rühret oder buttert ihn wie gewöhnlich aus. Den ausgerührten Butter behandelt sodann nach der angegebenen Art, im lauen Wasser, so werdet ihr einen Butter erhalten der so schön gelb, so fett, und so wohlgeschmack ist, als der beste und würkliche holländische Butter.

Das silberne Geschirr zu putzen.

Die silbernen Geschirre werden am besten auf folgende Weise gereinigt und geputzt. Man nimmt Fraueneiß, brennt solches und zerstößt es auf das zärteste. Alsdenn nimmt man Weinstein, stößt ihn ebenfalls sehr zart, und vermischt solchen mit dem Fraueneißstaube. Mit diesem gemischten Fraueneiß und Weinstein reibt man anfänglich mit einer Bürste und sodann mit einem Leder das Geschirr trocken ab, als wodurch solches theils vom Schmutze gereiniget wird, theils einen schönen Glanz erhält. Hat aber das Silbergeschirr Flecken und dergleichen, so reibet und putzet man solches zum erstenmal naß mit obigen Fraueneiß und Weinstein, und zuletzt wie vorher trocken.

Den Stahl zu poliren und recht glänzend zu machen.

Man nehme Schlacken oder Schaum von Eisen, thue es in einen Ziegelofen, und lasse es einige Zeit darinnen liegen, der Extrakt davon wird in ein Gefäß voll Wasser geworfen, wo die feinsten und schwehrsten Theile zu Boden fallen. Diese Materie wird gesammlet und zum Gebrauch aufgehoben. Wenn man nun ein Stück Stahl hell poliren will, so nimmt man hierzu diese Schlacken mit Oehl vermischt, die letzte Politur aber geschieht ohne Oehl, und alsdenn muß der Stahl ausserordentlich glänzend werden.

Vom

Vom Stöckgraben.

Da das Holz alltäglich theurer wird, so ist diese Arbeit aus dreyerley Ursachen nöthig und nützlich.

1) weil das Stöckholz wohlfeiler und doch eben so gut als das Klafterholz, dabey die Wurzel mehr compacter ist.

2) Weil ein von Stöcken und Wurzeln gesäuberter Waldboden hernach mit dem Pflug umgerissen mit Holzsaamen besäet und desto eher wieder zum Anflug gebracht werden kan.

3) Weil aus den Forl- und Fichtenstöcken der Theer geschwehlet, und nebst diesen zugleich auch Potasche und Kohlen daraus gebrennet oder geschwehlet werden können. Es ist eben nicht gut, alle Stöcke ohne Unterschied auszugraben. Dann

a) die Buchenen Stöcke, wenn sie nicht gar zu alt sind, schlagen aus der Wurzel wieder aus, ingleichen auch

b) die Stöcke von dem Laubholz müssen absolute stehen bleiben.

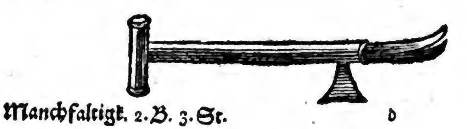
c) Eichen- Fichten- und Forlestöcke sollen regulariter heraus, wenn man aber die Zeit versäumet hat, solche bald nach dem Hieb heraus zu thun, und der Anflug des Holzes ist schon dick um solche herum, so lasse man sie lieber stehen und verfaulen, um den jungen Holzwachs keinen Schaden zu thun.

Nun kommt es auf die Art und Weise an, wie die Stöcke und Wurzeln am leichtesten heraus zu bringen.

Die erste Art ist, die Wurzeln umher aufzugraben, abzuhauen, die Herzwurzel, wo sich dergleichen findet, abzustossen, sodann oben an dem Ast des Baumes, wohin sich solcher ohnehin neiget, ein Seil anzubinden, und durch Hülfe einiger Männer, den Baum samt den Wurzeln auszureissen, wozu noch hilft wenn auf der andern Seite des Baums ein langes Stück Holz, so mit einem dreyzackigten Eisen versehen, oben angesetzet, und mittelst einer Heblade der Baum auf jene Seite, wo die andern ziehen, hingeschoben wird.

Die zweyte Art ist, wenn diese Heblade an einen blosen Stock gesetzet, unter demselben bey der Herzwurzel eine Kette durchgezogen, und dann nach vorhero abgehauenen Seitenwurzeln, der Stock durch die Heblade, gleich einer Winde, herausgerissen wird.

Die dritte Art ist die simpleste, und geschieht von erfahrnen Stöckgräbern durch Aufgrabung der Seitenwurzeln und deren Abhauung dann Ansetzung eines langen Hebels oder Knippe 18 Schuh lang, forne mit einer eisernen Schnauze versehen, wie diese beygefügte Zeichnung weiset, vermittelst deren etliche Mann im Stand sind den grösten



Stock heraus zu sprengen. Es kan aber diese Arbeit sehr erleichtert werden, wenn ein eichenes Stöcklein 2 Schuh lang und einen halben Schuh hoch oben mit einer Schneide versehen und mit Eisen beschlagen, an den Stock gesetzt, der Hebel unter solchen gestecket und auf diese Schneide gelegt wird, da es einen erstaunlichen Vortheil giebet, den Stock heraus zu knippen. Zwey geübte Holzhacker sind in dem Stand alle Tage eine 6 Schu hoch und weite Klafter Stöcke heraus zu thun, zu kliebe, und aufzusetzen, somit täglich einen Gulden zu verdienen. Man kan ihnen diesen Lohn um so lieber geben, als das stehende Holz dardurch erspahret, der Holzpreiß vermindert, und der Waldboden desto eher wieder zum Anflug gebracht wird.

Von denen Vortheilen, der einen und der andern Art das Feld zu bestellen mit Ochsen oder mit Pferden.

Der Acker ist bey der Landwirthschaft allezeit das, worauf man, um sie nützlich zu machen, am meisten zu sehen hat. Ist der Acker von abgemessener Schwere mit dem nöthigen Dung versehen, so bleibt nichts weiter übrig, als daß er zur Ansaat tüchtig gepflüget und bestellet werde.

Die Güte der Vorsicht hat durch die beeden Viehearten; den Ochsen und das Pferd, die Mühe des Menschen bey dieser Bestellung der Aecker um sehr vieles zu ihrem Lobe vermindert, sie von diesem genommen und auf jene gelegt: die Aecker werden durch den Pflug und die Ege von dem Pferde oder dem Ochsen gezogen, zur Einsaat bereitet; Es entstehet aber die Frage:

Welches sind die Vortheile, der einen und der andern Art das Feld zu bestellen, mit Ochsen oder mit Pferden, und unter welchen Umständen und Bedingungen ist das eine vortheilhafter als das andere.?

Diese Frage zu beantworten ist nöthig, einen andern vorher die Antwort zu geben, sie ist aber diese: **Welches ist die beste Bestellung der Aecker zur Einsaat?**

Ein Acker ist alsdann tüchtig bestellet: wann er

1) durchaus wohl und gänzlich herumgeackert wird, so daß im Ackern nichts von der Grundfläche überfahren wird, zuruck bleibt, oder zu Balken, wie der Bauer saget, gepflüget wird; denn solche unter der Oberfläche unumgebrochene Linien versagen der Wurzel des Saamens das Eindringen, enthalten viel Unkraut, nehmen die nöthigen Feuchtigkeiten nicht an, und versagen dem Getreyde das Wachsthum.

2) Daß der Boden des Feldes wohl zerbrochen, mürbe und rein gepflügt und geegt werde, damit die Feuchtigkeiten wohl eindringen, der Dung mit der Erde durchaus recht gemischt, das Unkraut samt seinen Wurzeln vollkommen zerstöhret werde, so daß also der Saame wohl aufzukeimen, Wurzeln zu schlagen, Säfte zu erhalten, und den Erdgrund alleine, vom Unkraut nicht gehindert zum Wachsthum zu nutzen vermöge. Zu dem Ende ist nöthig daß der Acker

3) einigemahle des Jahrs hindurch geackert, geegt, und recht wohl und tüchtig gebauet werde.

4) Daß keine wilde, untragbare, zu leichte oder zu schwere Erde, die hie und da schadet, nicht herfür, und die tragbare nicht tief hinabgepflüget, also der Acker weder zu seicht, noch auch zu tief gepflüget werden, daß also

5) mit einer grosen Genauigkeit und abgemessenen Stetigkeit alles gethan und jede Linie des Beetes dem andern gleich und ähnlich gezogen werde.

Dieses alles auf jedem Felde zu beobachten, machet die Arbeit, Mühe und Achtsamkeit ungleich beschwerlicher oder leichter: wie aller Erdgrund einander nicht gleich ist, so ist, nach seinen Absichten zu verfahren, die Arbeit auch allerdings ungleich.

Das Feld so nun zum Acker und zur Aussaat gepflüget wird, ist entweder Einöde, Wald, Wiese, Waide, u. d. gl. oder schon gebaut und vormahls schon gepflüget.

Beede Feldungen liegen in Ebenen, an oder auf Hügeln und Bergen.

Sie haben Sand, Letten, festen schweren Boden, oder leichten weissen oder schwarzen Erdgrund, tiefwurzelndes Unkraut, Wurzeln von Dorn oder von dem vormals drauf gewachsenen Gehölze, viele grose oder kleine Steine in und auf sich. Sie sind also mit oder ohne viele Mühe, mit mehrern oder wenigern Zugviehe zu bearbeiten.

Nach allem diesem gedacht, läßt es sich sehr leicht begreifen, daß das Pferd und der Ochs im Gebrauch bey Bearbeitung aller dieser Felder in allem Fällen einander gar nichts oder sehr weniges nur nachgeben, und zwar so, daß wenn das Pferd dem Ochsen in der Absicht übertrift, in einer andern in dem nehmlichen Fall wieder zurück bleibt, dieses zu zeigen ist leicht, und liegt in seinen Beweisen klar und hell überall zu Tage.

Der Acker welcher tüchtig bearbeitet seyn soll, muß nach Num. 1) durchaus, ohne daß in der Grundfläche Balken zurück bleiben, herumgebrochen, und durchaus gut gepflüget seyn: der Pflug, er seye nun mit Ochsen oder Pferden bespannet, ist geschickt dieses zu thun, es kommt hier nicht auf das Pferd, nicht auf den Ochsen, sondern allein nur auf den an, der den Pflug führet: der Ochs und das Pferd haben hier, wenn es geschiehet, keinen Verdienst, und wann es fehlt, keine Schuld, sie sind in dieser Absicht einander durchaus ähnlich und gleich.

Nach Num. 2) muß ein wohlbestellter Acker wohl und durchaus gebrochen, mürbe und rein seyn: Es ist wahr, je schneller und geschwinder der Pflug hindurch gehet, je leichter und vollkommener bricht auch das Feld, die Erdschollen oder Klöse entzwey: die Kraft dieser Ackerwerkzeuge wird durch die Geschwindigkeit des Durchschneidens gestärkt, und die Kraft zum Brechen nimmt in ihren Graden nach den Graden der Geschwindigkeit zu. Dies nicht geläugnet und das Pferd gegen den Ochsen betrachtet, ist klar, daß das erstere gegen diesen den Vorrang behauptet. Pflug und Eege mit Pferden bespannt, sind und gehen geschwinder und brechen alles besser, als wenn sie der langsame Ochs so nach und nach hinziehet: Man bedarf, so man mit dem Pferde eget, das Beet so offte nicht zu überfahren, und ist allezeit eher im Pflügen und Eegen fertig als mit dem Ochsen. In zwey

Tagen arbeitet man mit 2. Pferden so viel als in 3. Tagen mit zween Ochsen; Ist aber dieses ein Vortheil, so ist es doch auch nicht ganz ohne Schaden, den man bey dem Pfluge, mit dem Ochsen bespannet, entgehet und ausweicht.

Es ist bekannt, daß der Bauer, weil der Pflug die Erde so er aufnimmt und zur Seite soll hinlegen und umstürzen, nicht allezeit so umwendet wie es allerdings seyn sollte; der Bauer muß die aufgestellte Erde vielfältig mit dem einen Fuß umtretten, welches er aber wegen der Geschwindigkeit des Pflugs, von Pferden gezogen zu thun ausser Stand ist, werunter aber das Ackerfeld leidet, das obere nicht recht hinab kommt, das Unkraut also nicht verweset, und in der Folge viel Nachtheil verursachet; Beym Pflügen mit den Ochsen kan es aber wegen dem langsamen Hingang gar füglich geschehen, und bringt allezeit Vortheil: Man siehet also gar deutlich, daß das so die Geschwindigkeit versaget, die Langsamkeit giebt, wie das jene wieder ersetzet, was man durch diese zu erhalten ausser Stand ist.

3) Wenn ein Feld öfters im Jahre muß gepflügt, geegt und gebaut werden, um ihme dadurch das nöthige zur Fruchtbarkeit zu verschaffen, so ist es freylich allemahl gut, wenn man dazu Zeit und Muse gewinnet: werden Pferde mit dem Pflügen bald fertig, so können sie auch bald von neuen wieder anfangen, und der Pflug mit Ochsen bleibt hier in etwas zuruck, doch nicht so weit zuruck, daß der Bauer ausser Stande käme, so viel Zeit zu gewinnen, als er zu Bearbeitung seiner Felder bedürfte. Es seye aber, daß ich den Vorrang dem Pferdpflug für dem Pfluge mit Ochsen nicht absprechе; so wird doch

4) der Pflug mit Ochsen mehr, als der Pflug mit den Pferden gewinnen: Es ist nothwendig, daß der Bauer niemahlen zu tief und niemahlen zu seuchte die Erde herausnehme, und damit die Fruchtbarkeit seines Ackers nicht vermindere. Das rechte Gewichte, die richtige Schwere der Felder vermag auf die Fruchtbarkeit ungemein vieles zu würken. Der Bauer muß also beständig beym Pflügen sehr aufsehen: hier hat der Acker viel Grund dort wenig: hier muß der Pflug tief dort aber seichte obenhin gehen: in einer einigen Furche ändert sich die Tiefe des urbaren oder fruchtbaren Bodens öfters etlichemahl ab; der Bauer streckt seinen Pflug bald daß er tief, bald daß er seichte dahingeht: übersieht er dis, so ist der Flecke, darauf er es versieht, öfters auf etliche Jahre verlohren, und versagt alles was darauf etwa gebauet wurde. Bey dem Pflug mit Pferden bespannt versieht er es sehr leicht, weil die Pferde schnell und behende dahin lauffen; beym Pfluge mit Ochsen, der langsamer durchschneidet, treugt ihn sein Auge gar selten, und unterdessen, daß er es wahrnimmt, ist sein Pflug noch nicht von der Stelle, und er kan rathen. Hier in dieser Absicht ist das Pflügen mit den Ochsen besser als das mit den Pferden, und in Absicht auf

5) ist eine Genauigkeit in Pflügen bey einem langsamen Durchschnitt der Erde mehr und ehe möglich, als da, wenn der Pflug behende und schnell beständig hindurch fährt: vielfältig verfehlt man das einförmige, bald zu tief, bald zu seichte, bald links bald rechts, bald zu viel bald zu wenig Erde auf einmahl, es verliehret alles die Schönheit und mit der Schönheit das Fruchtbare. Spricht man, darfür hat man die Pferde im Zügel an

der

der Hand, und kan sie lenken wie man nur will: man kan sie schnell und langsamer gehen lassen! Gut! also sollen sie stets langsamer dahingehen, so sind sie dem Ochsen in der Arbeit ganz gleich. —

Nicht allezeit langsam, sondern nur da, wo man es bedarf! wer aber sagt dem Bauern vorher schon, wenn er es bedarf? wenn die seichte Erde, der Stein, die Wurzel bald kommet? das weiß man ja nicht voraus, folglich ist dieser Rath durchaus nicht zureichend. Das Pferd hält der Zügel wohl innen, aber öfters auch nicht so schnell und nicht ehe, biß der Schade schon da ist, die schlechte Erde ist schon herauf, oder der Pflug ist schon entzwey: der Pflug mit Ochsen ist hier von grösserer Güte, und so wie das Pferd der Zaum aufhält, so hält ein einiges O Ha! den Ochsen auf einmal zurücke, oft steht er bey einer aufhaltenden Wurzel ehe, als man ihme zu stehen gebietet. Gestehe ich viel zu, so ist es nur so viel: Ein Pferdepflug mag auf schon gebauten Feldern allemahl gut seyn, und den Pflug mit dem Ochsen in den und jenem Falle übertreffen; allein auf ungebauten, so erst urbar gemacht wird, auf Feldern die mit Steinen besteckt, mit Wurzeln von Bäumen und Gebüschen unterwachsen sind, ist er ganz unschicklich, unbrauchbar und schadhaft. Der rüstige Durchgang des Pflugs ist an den Wurzeln und Steinen u. d. g. gar bald zerstücket, das Geschirr der Pferde wird öfters zerrissen, das Feld mit keiner Genauigkeit geackert, und überall ist alles mangelhaft geschehen. Der Ochsenpflug ist da allemahl nützlicher und besser.

Zieht ein Pferd so viel als zween Ochsen, so wird es auch eher ermüden und so lange nicht aushalten als diese; wäre aber dis, so würde freylich ein Pferd zween Ochsen auch in der Absicht übertreffen, daß es das aufgepflügte Feld nicht wieder so zertrette und erhärtete, als jene; da es aber nicht seyn wird, und man wenigstens zwey Pferde, wie zween Ochsen zum Pflügen bedarf: so werden zwey Pferde mit ihrem flachen breiten Hüfen mehr fest tretten, als zween Ochsen mit ihren nicht so breiten und gespaltenen Klauen nicht thun werden; kan man die Pferde eines vor das andere hinspannen, und sie gehen in der zu ziehenden Furche einzeln hinaus, so kan man dis auch mit den Ochsen, die man hinter einander hin spannt: eget man mit einem Pferde, welches nicht so viel eintritt, als zween Ochsen an der Ege, so pflegt man auch an ein weites Egjoch die zween Ochsen so von einander zu Jochen, daß beede das Beet von 5 - 6 Furchen gar nicht betretten, und in beeden Furchen stets auf und abgehen, welches noch besser herausfällt als das Eegen mit 1. Pferd so auf dem Beete stets auf und abgehet, den Saamen dennoch tief eintritt, zum Kaimen ganz unfähig macht und öfters ganz verderbet.

Es ist aus allen diesen sehr leicht zu begreifen, daß der Unterschied zwischen den Vorzügen aus einem Pfluge mit Ochsen oder Pferden bespannet, im Feldbau gar nicht sehr gros ist; daß der Nutzen aus dem einen durch den Schaden, und der Schade aus dem andern durch den Nutzen allemahl verdeckt oder ersezt und gleichgemacht wird.

Jedoch wenn man bey der Landwirthschaft auf sonst nichts als auf das Pflügen in Absicht auf die Viehearten, würde zu sehen haben, so würde ich den Pferdpflug dem Pfluge mit den Ochsen allezeit fürziehen; hat er nicht viele, so hat er doch einige Vorzüge,

züge, denn alle Arbeiten bey denen Zeit, Lohn, u. d. gl. erspahret wird, und die doch nicht unschicklich gethan worden sind vorzüglich, wenn sie gegen die gegenseitigen in Betracht kommen.

Allein man hat Ursache, bey dem Feldbau auf ein weit mehreres als auf die Pflüge und ihren Anspann vor sich allein zu achten.

Was ist es, wenn das Feld schon, gut, mürbe in kurzer Zeit ohne vielen Lohn und Speise gepflügt wird; wenn man es durch besserere Düngung nicht zu bereichern im Stande ist, wenn man an den Viehearten mehr verliehrt als durch die von ihnen geschehene Arbeiten gewinnet?

Bey dem Feldbau gehet immer eines in das andere, und alle Stücke werden billig so verbunden, daß im Ganzen mehrers herausfällt, wenn auch geringere Vortheile aus seinen einzeln Theilen versagen.

So gedacht muß ich den Ochsenpfluge dem Pfluge mit Pferden bespannt, allezeit vorziehen. In allem und jeden Betracht ist jener in der ganzen Landwirthschaft und in allen Fällen nützlicher als dieser Pferde und Ochsen in Absicht auf die Fütterung gegen einander gehalten, kosten jene noch ein, zwey und dreymahl so viel als diese: der Ochs frisset Strohe, Stroh mit Heu und Grummet gemischt, und wenn es viel ist, Heu oder Grummet alleine, bey jenem bestehet er, bey dem zweyten ist er bey Leibe und hat alle Kräften zur Arbeit, bey diesem wird er kraftvoll, muthig und fett.

Sollte ein Pferd Strohe allein fressen, so würde es bald umfallen, sollte es mit Heu und Strohe versehen werden, so würde es mager und kraftlos, seine Arbeiten zu verrichten, gar nicht vermögen, und wenn es auch das beste Heu fräße, so würde es doch als ein Gerippe ohne Muth in der Arbeit gar kurze Zeit aushalten. Es muß, soll es anders genutzet werden, mit Körnern, es seyen die Haber, Gersten, oder dergl. gefüttert und versehen werden. Der Aufwand auf den Ochsen und der auf das Pferd ist also gar sehr verschieden und giebt dem Anspann mit Ochsen allemahl einen entschiedenen Vorzug.

Der Ankauf der Pferde gegen dem Ankauf der Ochsen ist allemahl wichtig: mit 100 125 fl. werden zween schöne Zugochsen von 4. 5. Jahren erkauft, da ein einiges Pferd von 4. 5. Jahren, wenn es fehlerfrey und etwas schön seyn muß, bey nahe eben so bezahlet wird; es würde also alle Jahre bey Haltung zweyer Pferde gegen die Haltung zweyer Ochsen 5. fl. Interesse verlohren.

Hätten diese 5 fl. wenig zu bedeuten, so bedeutet doch die Ankaufsumma 250 fl. gegen 125 fl. den meisten Bauern sehr viel. Oft gehet es hart 125 fl. zu bezahlen, sollte es ihnen nicht noch einmahl so hart gehen 250 fl. auf 2 Pferde zu verwenden. Das Geld aber zu entlehnen oder die Pferde beym Juden auf Credit zu erhandeln, würde ihm im ersten Falle schaden, im zweyten aber würde ihn der listige und betrügerische Jude sehr bald gänzlich ruiniren.

Und dann was gewinnt endlich der Landwirth von zwey Pferden, die er vierjährig erkauft und sie bis in das 7te Jahr füttert? Er erlöst selten wieder die Kaufsumme; und erlöst er diese wieder, so hat er doch gar nichts gewonnen, und man lasse ihn gewinnen so

wird

wird er etwa 300 in allem aus seinen 2 Pferden erlösen, und was bedeutet nun dieser Gewinn gegen den Gewinn aus zween Ochsen.

Die Pferde haben vom 4ten bis in das 7te Jahr, also in 3 Jahren, wenigstens 60 Malter Haber gefressen, man nehme nur 3 Malter Haber, lasse ihn schroten, und gebe sie den 2 Ochsen, so werden sie fett, und es müste nur gar sehr schlecht heraus fallen, wenn die nicht, die er für 125 bis 150 fl. erkauft, für 200 bis 300 fl. könnten verkauft werden. Wie gros ist der Unterschied beeder Gewinne bey dem grosen Unterschied des Verlusts aus der Fütterung.

Noch mehr! welche Gefahr bey den Pferden: alle Augenblicke fehlt da etwas, bald im Leibe, bald an den Füssen, jetzt in den Augen, und jetzt nur am Schweife, und doch der geringste Uebelstand setzt ein Pferd von 200 fl. bis auf 50. 60. öfters bis auf 5 fl. herab. Fällt es endlich gar, so ist die Hauptsumma und alles verlohren, und endlich muß es so fallen, darwider ist weder Arzt noch irgend ein Mittel.

Der Ochs ist niemahlen so oft krank, als das Pferd, sein phlegmatisches Wesen bewahret ihn vor dem allen, was sich das Pferd durch seine Hitze selbst öfters zuziehet; und ist er auch krank, verstellt ihn das blinde Auge, der verlohrne Schweif oder sonst etwas, ist er nur fett, so gilt er allemahl so viel, als der Ochs ohne Fehl; unter den Beil siehet einer wie der andere, wenn er nur fett ist, und der blinde oder einhornigte Ochs wird so fett als der, welcher siehet und aufs beste gehörnt ist.

Er wird krank und alt, so gilt er im letzten Falle allemahl mehr, als da, da er jung war, sein Fleisch wird gesucht und bezahlt; wird er krank so bekommt ihn doch selten der Fallmeister, der Bauer schlägt ihn nieder, gilt das Pfund Fleisch keine 7 kr. so zahlt es doch der Arme für 2. oder 3 kr. ein Bauer hilft den andern hier aus, jeder trägt etwas am Schaden, kauft ein, und der Verlust wird niemahlen sehr gros; 25 fl. so zu verliehren ist schon viel, selten verliehrt er so viel: das immer beym Drog liegende Messer und Beil ist für den grössern Schaden allezeit Bürge.

Ein Pferd mag dem Bauern mißfallen, es seye wann es auch seyn mag, so hat er nicht allemahl den Mann, dem er es verkaufet; viele Käufer zu Pferden giebt es gar selten; weil sie auf so vielerley Nutzen nicht können gebraucht werden: das Zugpferd bleibt ein Zugpferd, das Reitpferd ein Reitpferd, selten daß sie zweyerley seyn können: der Besitzer des Pferds wendet also sein Geld selten und spat um.

Der Ochs aber, der zur Arbeit oder zur Speise verbraucht wird, hat überall Liebhaber: der Herr, der Bauer, der Fleischhauer bedarf seiner, der Reiche und der Arme lebet von ihme, und beede verzehren sein Fleisch. So bald sein Besitzer nur denkt, ihn zu verkaufen, so hat er schon Käufer und er wird verkauft mager und fett. Folglich wendet der Bauer sein Geld öfters herum, und der Gewinn aus dem Ochsen ist so gemein, als der Verlust selten sich vorfindet.

Das Pferd ist dem Bauern Reiz und Gelegenheit zu schädlichen Ausschweifungen: auf ihme reitet er zur Zeche, fährt über Land, spielet den Herrn, überläßt seine Güter dem

dem Gesinde, verzehrt sein Vermögen in der Schenke und Weib und Kind leben zu Hause gleich ihme wohl auf um die Wette. Der Ochsenbauer ist von diesen Versuchungen frey, und bleibet auf seinem Acker in der Arbeit: Und dann endlich zuletzt! Viel Mist und guten Mist bedürfen die Aecker und Wiesen; der Ochse, durchaus nicht das Pferd, giebt diesen allerdings ab, und wenn auch das Pferd nicht nur in diesem und jenem Falle, sondern auch in allen Fällen auf allen Aeckern und in allerley Absichten zum pflügen für den Ochsen alles Geschick hätte, so sollte doch der Ochse vor jenem ganz allein zum Pflügen auf Mayerhöfen gebraucht werden: dieser alleine giebt dem Feldbau die Seele, den fettesten Dung, der jenen belebet, und dessen Ertrag durchaus erhöhet.

Einige Ehlenvergleichungen.

I.

100	Berliner	Ehlen	thun	$112\frac{1}{2}$	Ehlen	Augspurger Gewand Ehlen.
.	.	.	.	120	.	Basler
105	.	.	.	100	.	Brabander.
100	.	.	.	$116\frac{2}{3}$	.	Breßlauer.
			.	$104\frac{1}{2}$f	.	Copenhager.
			.	$91\frac{2}{3}$	.	Dähnische.
			.	$71\frac{3}{4}$	.	Engl. Yards.
			.	120	.	zu Frankfurth am Mayn.
				$114\frac{2}{7}$	.	Hamburger.
				$93\frac{3}{4}$	.	Holländische.
			.	$115\frac{5}{8}$	Leipziger Ehlen.	
			.	56	Lioner Stabe.	
			.	$55\frac{5}{9}$	Pariser Stabe.	
			.	100	Nürnberger Ehlen.	
			.	85	Wiener Ehlen.	

II.

100 Ehlen	Nürnberger	thun	$162\frac{1}{2}$	in Augspurg in Leinwand.
			$107\frac{1}{2}$	oder 108 in Wolle.
			$95\frac{1}{4}$	in Andorf in Seiden.
			$96\frac{1}{2}$	. . in Wolle.
			$97\frac{1}{3}$	. Amsterdam
			$97\frac{1}{2}$	. Bamberg.
			$121\frac{1}{4}$	. Basel.
			120	. Breßlau.
			120	. Bozen Bracci.

100 Ehlen

100 Ehlen Nürnberger thun $105\frac{1}{3}$ in Brüssel kurze Ehlen
$97\frac{1}{4}$ · · lange.
$95\frac{1}{4}$ · Breda.
$95\frac{1}{4}$ · Bergen op Zoom.
$94\frac{2}{3}$ · Bruck.
$106\frac{7}{8}$ · Cöln.
$112\frac{1}{2}$ · Coburg, lange Ehlen.
80 · Danzig, lange.
108 · · in Wolle.
111 · · in Leinwand.
120 · Erfurt.
120 · Frankfurt am Mayn.
108 · Florenz Bracci.
$110\frac{1}{2}$ · Gerolzhofen.
105 · St. Gallen in Wolle.
$88\frac{1}{8}$ · · in Leinwand.
$117\frac{1}{2}$ · Homburg.
$103\frac{1}{2}$ · Hof.
$95\frac{1}{5}$ · Herrnthal.
$97\frac{1}{2}$ · Haßfurth.
$97\frac{1}{2}$ · Hofheim unter dem Heßberg.
$110\frac{1}{2}$ oder 111. in Iphofen.
92 in Kempten.
$110\frac{1}{4}$ oder 111. in Kizingen.
$116\frac{2}{3}$ in Lübeck.
120 · Leipzig.
$84\frac{1}{2}$ · Linz.
60 Stab in Lion.
94. in Memmingen.
124 Bracci in Meyland.
$96\frac{1}{2}$ Ehle in Mastricht.
108 · · Nördlingen.
$112\frac{1}{2}$ · · Ofen.
$113\frac{1}{2}$ oder $113\frac{1}{4}$ in Ochsenfurth am Mayn.
$54\frac{1}{2}$ Stab in Pariß.
$116\frac{2}{3}$ Ehlen in Prag.
$112\frac{1}{2}$ in Rothenburg an der Tauber.
$85\frac{1}{2}$ in Regenspurg.
$112\frac{1}{2}$ in Schweinfurt.
90 in Salzburg.

100. Ehlen Nürnberger thun 120 in Solothurn.
106 oder 107. in Tournay.
104 in Ulm.
105 in Venedig in Seiden.
$99\frac{1}{2}$ = = in Tuch.
100 = Windsheim.
$84\frac{1}{2}$ in Wien.
$113\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ in Würzburg.
108 in Zürch.

III.

1 Leipziger Ehle zu 24 Zoll und der Zoll zu 8 Theilen getheilet thut

Ehle	Zoll	8theil	
1	5	$1\frac{1}{2}$	in Amsterdam.
1	—	$3\frac{1}{2}$	in Breßlau.
1	4	6	in Carlsbad, grose.
1	1	1	in = kleine.
1	5	4	in Cöln, grose.
1	—	3	in = kleine.
1	—	3	in Danzig.
1	—	$\frac{1}{4}$	in Dreßden.
2	—	3	Englische Ehle.
1	14	6	= Yards.
1	4	$1\frac{1}{3}$	Frankfurt an der Oder.
1	4	$2\frac{1}{2}$	Halle, lange.
1	—	2	= kurze.
1	5	—	Leiden.
1	4	$2\frac{1}{2}$	Magdeburg.
1	4	—	Nürnberg.
2	2	5	Pariser Stab.
—	13	6	= Schuh.
1	6	3	Petersburg.
—	13	2	Rheinländische Schuh.
1	1	$\frac{1}{2}$	Warschau.
1	8	$7\frac{1}{3}$	Wien.
1	4	$4\frac{2}{3}$	Wittenberg.

IV.

100 Brabander Ehlen thun $101\frac{1}{4}$ Ehle in Amsterdam.
$121\frac{1}{2}$ = = Hamburg, Frankfurth, Leipzig, Cöln.
60 Französische und Englische Ehlen.
$126\frac{3}{4}$ Breßlauer.

100 Bra-

100 Brabander Ehlen	thun	114	Danziger.
		111⅘	Ehlen in Bergen und Drontheim.
		116	• • Stockholm.
		60¾	• • Genf.
		35⅞	Cannes in Marseille und Montpellier.
		96	Archuis in Rußland.
		35	Cannes von Thoulouse.
		30⅞	• von Genua von 9. Palmen.
		33⅞	• von Rom.
		76	Verpes oder Yards in London.
		81	Verpes oder Varas in Spanien.
		61¼	Varas von Portugall.
		101¼	Cavidos von Portugall.
		103¼	Bracci in Venedig.
		106¾	Bracci von Bergame, Bologna, Modena und Mantua.
		118	Bracci von Florenz, Livorno.
		130	• von Mayland.
		114	Studtgarder Ehlen.
		89	Ehlen in Copenhagen.
		120	• zu Bern, Königsberg, Lübeck, Bremen.
		125	Durlacher.
		96	Nürnberger.
		90	Wiener.

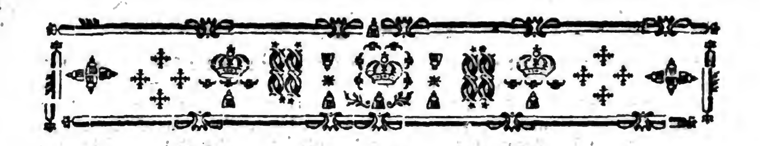
V.

100 Bracci in Ancona'	thun	54	Pariser Ehlen.
100 Archuis in Archangel	—	56	Ehlen in London.
1 Archui in China	thut	1	Holländische Ehle.
		⅞	Französische Ehle.
1 Arschin in Rußland	—	28	Zoll einer Hamburger Ehle.
100 Ehlen in Basel	thun	83⅝	in Amsterdam.
100 • • Amsterdam	—	120	in Basel.
100 • • Bern	—	82	in Amsterdam.
100 Bracci in Bologna in Seiden	—	92⅕	Ehle in Amsterdam.
in Wolle	—	86⅕	• • •
35 Ehlen in Bozen	—	40	• in Brabant.
		48	• in Hamburg.
100 • in Bremen	—	100	• in Hamburg.
100 Breßlauer Ehlen	—	96	Hamburger.

E 2 100 Brüß-

Innhalt.

1) Ohnmaßgeblicher Vorschlag zu einem allgemeinen Beytrag bey sich ereignenden Wetterschäden.
2) Nachricht von der Brodbackerey.
3) Vom Anbauen des sogenannten Johanniskorns.
4) Vorschlag von der Stallfütterung 2c.
5) Von wohlfeiler Erbauung geringer Bauernhäußer.
6) Von dem Mißbrauch des Eichenholzes.
7) Wie solches mit Sparsamkeit zu nutzen.
8) Von Pflanzung junger Bäume.
9) Von Anlegung einer großen Baumschule.
10) Allerhand Bäume zu pflanzen.
11) Ein sparsames Mittel, wohlfeile Betten vor arme Leute zu schaffen.
12) Untrügliches Mittel wider den Kornwurm.
13) Von dem Gebrauch verschiedener Kräuter und Wurzeln.
14) Nachricht von dem Bierbrauen.
15) Von der Eintheilung der Dächer auf den Gebäuden.
16) Mittel gegen die Bräune der Schweine.
17) Mittel wenn die Pferde von Würmern geplaget werden.
18) Einige Mittel wider die Hüneraugen.
19) Von dem Anbau des Buchwaizen oder Heidel.
20) Butter zu machen wie der Holländische.
21) Böckelfleisch einzusalzen.
22) Vom nützlichen Anbau des Dotters zum Oel schlagen.
23) Mittel daß kein Wild auf einen Acker oder Wiesen komme.
24) Mittel wider den Brand in dem Getraide.
25) Von dem Haberanbau.
26) Bewährtes Mittel zu Heilung des Krebses.
27) Die so schädlichen Disteln von den Aeckern zu vertreiben.
28) Vom Mist oder Thung.
29) Bewährtes Mittel gegen das eingerißene Sterben der Gaiße.
30) Präservativ Mittel gegen die Horn-Vieh-Seuche.
31) Von Reparirung zersprungener Glocken.
32) Probate Kütt zu denen eisernen Oeffen.
33) Vor das Miserere eines Menschen.



Ohnmaßgeblicher Vorschlag, zu einem allgemeinen Beytrag, bey sich ereignenden Wetterschäden.

Es vergehet selten ein Jahr, wie leider auch im Jahr 1778., daß nicht ganze Striche Länder, von dem Hagelwetter heimgesuchet, und dadurch die Feldfrüchte, wo nicht ganz, doch guten theils ruinirt, dardurch aber die betreffen werdende Landleuthe nicht nur um ihr Saam- und Eßgetraidt, sondern auch um die Hofnung, durch den Verkauf des zu erbauen vermeinten Getraids, auch annebst die eigene Herrschaften um ihr Gült, und die Zehendherren um ihr Zehendgetraid gebracht werden, weil die Unterthanen nicht im Stande sind, bey solchen Unglücksfällen etwas abtragen zu können.

Da nun der Landmann, ausser dem Feldbau, keine andere Mittel habe, die Herrschaftliche praestanda an Zins, Gült und Steuer zu entrichten, Dienstboten und Handwerksleute zu bezahlen, an schuldigen Zielfristen etwas abzutragen, und sogar das Eßgetraidt zu kaufen, so kann nicht anders seyn, als daß er in Schulden und Judenzins verfällt, die Viehzucht vermindert, an Bestellung der Felder vor das folgende Jahr gehindert, und wann ihm solches Unglück, wie öfters geschiehet, ein paar Jahre hintereinander betrift, in solche Umstände gesetzet wird, daß er Schulden halben nicht länger bleiben kann, sondern verderben und den Hof verkauffen muß.

Solchen bedauernswürdigen Unterthanen nun einigermassen zu helfen, ist kein ander Mittel, als ein allgemeiner Beytrag der Landleute unter sich selbsten, wenn nemlich ganze Aemter, Unterthanen, was Herrschaft sie auch seyen, zusammen tretten, und sich miteinander verbinden, daß bey einem entstehenden Wetterschaden alle dem Verunglückten ihren Schaden tragen helfen. Die vorhandne Exempel bewähren den Nutzen dieses Vorschlags auf verschiedne Weise.

1.) Bey allgemeinen Durchzügen fremder Kriegsvölker, wenn es auch keine feindliche Truppen sind, quartieren sich die Soldaten gemeiniglich in diejenige Orte ein, die nach der

Marschruthe betroffen werden, und da gehet es keineswegs nach der Billigkeit zu, daß heute dieser und morgen jener Orth beleget werde, sondern welcher Beamte den andern überstimmen, und sich mit dem Commissario verstehen kann, der belegt den nemlichen Ort wiederhohlt, und verschont die seinigen, obschon mit der größten Unbilligkeit. Diesem Uebel abzuhelfen, hat man sich in unsern Gegenden endlich verstanden, daß gewisse Stationes regulirt, und jeder nach proportion der Höfe, einige Concurrenzorte zugegeben werden, welche dann, es mag das Marschquartier diesen oder jenen betreffen, die Quartierskosten gleichheitlich pro rata nach den Höfen ausschlagen, und einander tragen helfen. Vor ein

2.) Hat man eingesehen, daß wann ein Unterthan oder ganzer Ort mit Feuer heimgesuchet, und abgebrannt wird, die unglücklichste Leute daraus werden. Diesem abzuhelfen, ist im Fürstenthum Anspach die weisse Ordnung gemacht, daß eine ordentliche Brandsocietät errichtet, und sowohl einheimische als auswärtige in solche aufgenommen werden, dergestalt, daß ein jeder sein Haus, Scheuren, Stallung, nach eigenen Gefallen, einschätzen kann, und sich also in diesem oder jenen Ort eincatastriren lassen, mit der Verbindung was das ganze Jahr über vor Brandschäden geschehen, und zu Geld betragen, jeder nach dem Quanto, wie er sich eingeschäzt, zu dem Amt, wohin er sich einschreiben lassen, contribuiren muß, und dagegen versichert ist, wann ihm wider Verhoffen, gleiches Unglück begegnen sollte, daß er so viel als er sich selbst angesetzt hat, aus der Brandsocietätscassa ohnfehlbar ersetzt bekommt, und solchergestalt ist sein Haus keine Brandstütze mehr, sondern eine assecurirte Hypothek, worauf ein jeder mit Amtlichen Vorbewust sicher ein Capital herleihen kann. So wie nun auf beede ersterwehnte Arten ihrer viele einander die sich ereignende Unglücksfälle tragen helfen, eben so könnte es auch bey Wetterschlägen, ratione der Getraidternde gehalten, und durch solche mutuelle Aushülfe die mit Hagelwetter beschädigt worden, von andern davon freygebliebenen, einigermassen reciproquement entschädiget werden.

Die Art solcher Getraidtversicherung kann nicht besser als durch **einen freywilligen Zusammenschuß**, einer allgemeinen Landessocietät wenigstens Aemter weiß, geschehen, da die vom Hagelwetter im Jahre 1778. betroffene von ihren verschont gebliebenen Mitbürgern, einen etwelchen Beytrag empfangen, und hingegen ein andermal wieder mit gleicher Willfährigkeit, denen Verunglückten zu statten kommen. Es ist dieses nicht nur der Christen Pflicht, sondern auch denen allgemeinen Regeln der Societät gemäß, und wird um so eher thunlich seyn, wann geist- und weltliche Vorgesetzte ihren Angehörigen deßhalben die wohlgemeinte Vorstellung thun werden, um so mehr als es keinen herrschaftlichen Zwang oder Präjudiz nach sich ziehet, auch die Aushülfe nur geliehen, und ein andermal bey gleichem Unglück wieder zu erwarten ist. Es waltet auch hierbey keine sonstige Besorge vor, als ob mit den Geldern unrichtig gehandelt würde, indem hier keine würkliche Cassa existiret, sondern alle Jahr die Brandschäden zusammen getragen, von Obrigkeit wegen untersucht, und die Beyträge auf das accurateste unter alle Societätsverwandten nach ihren selbstigen Ansatz repartiret, an die Aemter geschickt, und das eingehende Getraid

oder

oder Geld denen Verunglückten zugestellet wird. Findet dieser ohnverfängliche Vorschlag Beyfall, so kann der verwilligende Beytrag nach der Anzahl der einzuschätzenden beliebigen Morgenzahl der Aecker, sowohl als die Zahl der vom Wetter erschlagenen Fruchtäckern am bequemsten bey jedem Amt, nach einem selbstgefälligen Tabellarischen Formular geschehen, weil aber nicht alle Aecker von einerley Ertrag sind, so möchte dienlich seyn, gute, mittlere und schlechte Classen zu machen, die der Eigenthümer selbst unterscheiden, oder ganze Dorfsmarkungen nach solcher eingetheilt werden können, wie der Ertrag einer jeden Classe ein Jahr ins andere anzusetzen ist, dann alljährlich den zuverläßigen Ertrag der Aecker besonders einzuschieben, würde allzuweitläuftig und kostbar seyn; genug wenn man vestsetzet, der Morgen in der ersten Classe trägt beyläufig im Winterigen 3. Schober, im Sommerigen 2. Schober, der Acker in der II. Classe könnte angelegt werden, im Winterigen von 2. Schober, im Sommerigen von 1. Schober; der Acker in der III. Classe wäre zu ästimiren im Winterigen vor 1. Schober, im Sommerigen vor ½ Schober, und in die Metzen könnte man den Ertrag ansetzen, im Winterigen der Schober zu 1. Simra, im Sommerigen zu 8. Metzen, nach welchen Anschlag jeder Unterthan seinen Calculum sowohl des Ertrags, als des Beytrags zu machen hätte, würde dieses bey jedem Unterthanen observiret, so ergäbe sich das totale jeden Orts, welcher Zusammentrag freylich von dem Schulzen und Schulmeister jeden Kirchspiels ortweis geschehen, und sodann das ganze zum Amt übergeben werden müste, damit allda die Morgenzahl aller contribuirten Aecker, in ein förmliches Buch gebracht, und sofort der Hochfürstl. Cammer oder Landesöconomie-Deputation eingeschickt werden müste, um die Austheilung an die Aemter zu geben, wie bey der Brandsocietät auch geschieht. Wann nun ein Unglücksfall durch Wetterschlag erfolgte, und die Fruchtfelder von Schultheiß und Gemeinden gleich in folgenden Tagen beaugenscheinigt und ermäßigt würden, ob das Getraid ganz oder halb erschlagen worden, so hätten hernach die Herren Beamten ohnedem ihre Tabellen gleich im ersten Bottentag einzuschicken, aus welchem erhellete, in welcher Ortsmarkung das Getraid im Winterigen oder Sommerigen oder beeden Fluren zugleich entweder total, oder zur Hälfte erschlagen worden, dann bey geringerem Schaden zu ¼ möchte es der Mühe nicht werth seyn. Ist nun der ganze oder halbe Wetterschlag ermäßigt, so kann bey jeden Ort und jeden Unterthanen insonderheit der Ausschlag leicht gemachet werden, was jeder vom Hagel nicht betroffene zu contribuiren, und was der Verunglückte zu erwarten habe. Weil nun jeder Unterthan gleich nach der Ernde wieder auf die neue Saat bedacht seyn, und folglich das Saamgetraid zu erlangen Treschen muß, so ergiebt sich von selbsten, daß auch der Verunglückte das zum Winterbau erforderliche Saamgetraid auch zur rechten Zeit, nemlich kurz vor, oder nach Michaelis an guten wohlgeputzten Körnern, desselben Jahres, erhalten muß, soll ihm anders der Beytrag nützlich seyn. Fragt man nun, wie geschieht die Abgabe, und wohin wird solche erschüttet, so möchten wohl die Kirchböden und andere publique Böden darzu erwählet werden können, jedes Kirchspiels Schultheissen oder Burgermeister müssen aus christlicher Liebe dafür sorgen, daß die Erschüttung der Getraidbeyträge in einem Tag geschehe, und auch die Abfassung in gleich folgenden Tagen darauf erfolgte.

folgte. Wollten die Herren Geistliche nebst den Schulmeistern ihre eigene und Besoldungsäcker auch mit einschätzen lassen, so könnten sie eben deß beneficii theilhaftig werden, und noch ein gutes Werk dazu thun, wenn sie zu Verfertigung der Tabellen die Hand mit anlegten, und auch beym Empfang und Abgeben des Getraides behülflich seyn wollten, damit es desto ordentlicher zugehe. Was das Sommerige Beytragsgetraide neimlich Gersten und Haber anbetrift, könnte solches zwischen Martini und Weyhnachten vollend geliefert und ausgetheilet, oder auch wie einige davor gehalten, mit Geld nach den Preis selbigen Jahres, zu Ersparung der Fuhrlöhner und andern Kosten vergütet, und von denen verunglückten anderwärts erkauffet werden. Damit sich kein Abgang bey Lieferung und wieder Austheilung des Getraids ergebe, so könnte die Erschüttung desselben an gehäuften **Metzen**, die Abgabe aber an **gestrichenen Metzen** geschehen, und es würde demjenigen, welchen GOtt von Wetterschlag behütet, nicht darauf ankommen, solche wenige Uebermaas auch als ein Allmosen herzulassen, weil ja Mäusse und Vögel öfters mehr davon tragen, hier aber jeder die Versicherung hat, daß in gleichem ihn betreffendem Unglücksfall, er sein erschlagenes Getraid vor voll wieder bekäme. Wollte man den Beytrag von jedem verschont gebliebenen Morgen Ackers auf 1. Metzen, oder den 16. Theil setzen, so wäre die Rechnung desto leichter, und würde keinem zu schwehr fallen, seinen Nebenmenschen damit auszuhelfen. Weil auch Taglöhner, Fluhrer und andere, welche mit Meßung des Getraides nichts haben, billig eine Belohnung verdienen, so könnte der Empfänger des Getraids gar wohl vom Simra vier Kreutzer Meßgeld bezahlen.

Wie aber dieser ohnmaßgebliche Vorschlag blos aus christlicher und guten Absicht zu Nutzen sowohl der Herrschaften, als Unterthanen geschiehet, so wird solcher hoffentlich von Niemand als Geizhälsen getadelt werden, die nur von andern nehmen; aber niemand nichts geben wollen, und das Sprüchwort nicht achten: **Alles was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch.** Indeme ja von eines jeden **Willkühr** dependiret, ob er sich, gleich wie bey der Brandsocietät, mit viel oder wenig Morgen Aecker einschreiben lassen, und davon in Unglücksfällen, andern beysteuren, hingegen in gleichem Casu so viel Ersatz erwarten will. Man prätendirt auch nicht, daß dieser Vorschlag **unverbesserlich** seye, sondern glaubt vielmehr, daß dardurch noch bessere Gedanken erwecket werden können, folglich dem Publico daran gelegen ist, solche zum Effect zu bringen.

Ohnmaßgebliche Gedanken, von Verbesserung des Kleebaues, Abstellung der Brachfelder, und Einführung der Stallfütterung.

Es ist zwar dem Landmann alschon verschiedenes aufmunterungsweiß zu erkennen gegeben worden, was vor grossen Nutzen der Kleebau, zu Vermehrung des Futters, und folglich auch, daß bey der Landöconomie so nöthigen Viehestands, in Ansehung der Zucht und des zu Verbesserung der Aecker, erforderlichen mehrern Thungs, verschaffe, und wie

ohnum-

ohnumgänglich es seye, dem Landmann auch hierdurch zu Verbesserung seiner Nahrung, alle dienliche Mittel an Hand zu geben. Es ist auch in ein und andern Aemtern der Anfang auf eine rühmliche Weise damit gemacht, und schon viele Unterthanen dardurch zur Nachfolge bewogen, auch deßwegen die gröste Erkänntnus, durch Ertheilung verschiedener Medaillen bezeiget worden.

Nachdeme aber gleichwohl diese heilsame Absicht bey den meisten Aemtern annoch ohnbefolgt geblieben, vermuthlich weilen die Officiales, deren Pflicht doch hauptsächlich mit ist, vor die Aufnahm ihrer Amtsanbefohlenen zu sorgen, und ihnen durch eigenen Vorgang den Nutzen zu zeigen, selbige aufzumuntern unterlassen haben, weilen der ohnehin schmachtende Bauersmann zaghaft und vorsichtig ist, ohne vor Augen liegende Exempel, etwas neues anzufangen. Ohngeachtet die algemeine Landesverbesserung das einige Mittel ist, den Wohlstand des Landmanns zu befördern. Da man hingegen in allen auswärtigen Herrschaften anjetzo eiferigst bedacht ist, durch öconomische Gesellschaften und Deputationes den Landmann alle dienliche Mittel zu Verbesserung des Feld- und Acker- besonders aber des Kleebaues, zu Erlangung mehrern Futters, an Hand zu geben, und selbige auf alle Weise dazu aufzumuntern, wie die Exempel im Oesterreichischen, Salzburgischen, Bayrischen, der Pfalz, dem Fuldischen, und anderer Orthen, genugsam bezeigen; so wäre es unbillig, den Landmann von diesem so augenscheinlichen Nutzen, die nähere Käntnus vorzuenthalten, fleißige Beamte und Liebhaber der Oeconomie, welche sich das Wohl ihrer Untergebenen zu Herzen gehen lassen, längst erkannt, daß mancher Unterthan bey seinem Hof oder Guth zu viel Aecker, aber zu wenig tragbare Wiesen besitze, hingegen das Vermögen nicht habe, dergleichen erkaufen zu können, deßwegen er sich vermüßigt gesehen, in denen oft etliche Stund weit entlegenen Wiesgründen alljährlich fremde Wiesen, zu Erlangung des Futters, um theuer Geld zu bestehen, und gleichwohl dabey öfters risquiren müssen, daß bey sich ereignendem Guß- oder langen regenwetter, das Futter verdorben, auch wohl gar davon geführt worden, wordurch dann ein solcher Mann doppelt in Schaden gesetzt wird, weil er aus Mangel des bestandenen Futters, das Vieh im Winter nicht ernähren kann, sondern mit Schaden weggeben, und im folgenden Jahr anderes von Juden um theuer Geld erkaufen muß, mithin ihm solchenfalß die Vielheit der Aecker, ohne Dung, mehr schädlich als nützlich ist.

Manche, und sonderlich in Franken, suchen sich zwar, bey ermanglenden Wiesen, dardurch zu helfen, daß sie die Furchen im Korn und Dinkelfeldern ausgrasen lassen, allein es wird rechts und links von den Beetern so viel grüner im besten Wachsthum stehender Saame damit abgeschnitten, daß mancher Schober Getrayd damit verzehret werde. Wann aber durch Vermittelung der Aemter, die Gemeinden, wo es thunlich, dahin gebracht würden, daß die Innwohner gewisse zum Kleebau dienliche Aecker in einem Flur, nach eines jeden Morgenzahl, aussucheten, und dazu destinirten, was grossen Vortheil könnten sich die Leute durch etlichmaliges Abgrasen in der grünen und dürren Fütterung jährlich damit machen, und zugleich ihren Viehstand vermehren, da zumahlen bey wohlfeilen Getraidjahren ein solcher Kleeacker ungleich mehr Nutzen in der Viehzucht, Butter und Dung, als an Getraid einträgt.

 Die

Die dritte Gattung von Landleuthen ist, daß sie zwar bey ihren Höfen und Güttern öfters auf der Höhe magere Wiesen besitzen, diese aber von Natur nichts als Schwertel oder Spitzgras, und bey ermanglenden Dung nur ganz wenig Futter tragen. Diesen könte dardurch abgeholfen werden, wann sie nur die Helfte solcher spröten Wiesen zur Probe umackerten, und mit Klee besäeten, so würden sie aus der Erfahrung überzeugt werden, daß ein Viertel solchen Kleefelds mehr Futter tragen, als die ganze Wiese vormahls eingebracht.

Es sind zwar bisher schon verschiedene Einwürfe gegen den Kleebau gemacht worden, und es ist kein Zweifel, der Geist des Widerspruchs werde noch mehr erregen, zumahl bey denenjenigen, welche nicht gern etwas neues anfangen oder rathen wollen, wann es ihnen nicht gleich auf der Stelle ein Accidens einträgt; Allein alle solche Einwendungen sind, durch den in verschiedenen Fürstenthümern und Herrschaften angeordnete Ackerbauacademien und erfahrne Oeconomien, bereits gründlich widerlegt und abgewendet worden: einige von solchen Einwürfen bestehen darinn:

1.) Durch den Klee, wann solcher zumahl auf die Aecker gebaut wird, braach, verringere man den Acker- und Getraidbau. Allein es ist oben schon erwiesen, daß gut gedüngte Aecker weniger Saamen und Arbeit erfordern, aber doch mehr Getraid einbringen als viel ohngedungte Aecker. Da nun durch Erbauung des Kleefutters mehr Vieh gehalten, so wird auch mehr Dung gemacht; und die Aecker gebessert.

2.) Einwurf, wann der Acker Zehendbar, so werde der Zehendherr nicht ja dazu sagen. Allein man kann leicht ermäßigen, wie viel Garben Getraid ein darneben im Flur liegender Acker gebe, und was solche werth, folglich kann der Zehendherr leicht mit Geld, bey dem Kleefeld indemnisirt werden, und er bekommt durch den besser gedungten Acker mehr Fruchtzehenden. Die Wahl, was der Eigenthümer des Ackers vor eine Sorte Frucht bauen will, ist ihm ohnedem nach den natürlichen Rechten, nicht zu benehmen.

3.) Einwurf. Die Weid, Viehwayde und Schäferey leide durch den Kleebau Schaden.

Dieses wird durch die Natur des Eigenthums, jeden praedii widerlegt, da man um der servitute pascui willen, demselben nicht verwehren kann, sein Feld zu geniesen, so gut er kann: folglich wird der Gemeindherr wohl verbieten können, daß kein Vieh, auf das Kleefeld, so lang es dergleichen ist, getrieben werden darf. Zu dem trägt ein Morgen Kleefeld wenigst so viel Gras, als vier und zwanzig Morgen Brachfeld; wer also nur einen Morgen Landes in dieser mit Klee anbebauten Brachflur besitzt, der erhält davon so viel Futter, daß er sein Vieh so gut darmit im Stall füttern kann, als wenn er solches den ganzen Sommer auf der Braach herum jaget.

Zu dem ist bekannt, daß die Abschaffung der Viehwayd auf den Wiesen, Braachäckern und Hutwiesen schon längst in Engelland, Schweden, Böhmen und Oesterreich, Preußen, Pfalz, Durlach, und im Hohenlohischen rc. zum grösten Nutzen und Vergnügen der Unterthanen aufgehoben, letztere unter dieselbe vertheilt und umgebrochen worden. Der darein gesäete Klee gibt nicht nur reiches Futter durch Saamenkraut, sondern bereichert

reichert auch den Erdboden, durch seine Wurzeln, zu einer einträglichen Getraidernde, welcher ohne Dung mit Nutzen angebaut werden kann. Noch mehrere Vortheile beschreibet die Churpfälzische Gesellschaft zu Lautern vom Jahr 1771. p. 84.

Es gibt Leuthe, welche dardurch mit ihrem Geld wuchern, wann sie junge Kühe kaufen, solche hernach an 10. bis 20. Stuck einzeln, an geringere Guthsbesitzere, auch wohl nur an blose Haußgenossen oder Schutzverwandte, dergestalt in Bestand geben, daß selbige die Küh warten und füttern, und dagegen die Nutzung von selbiger vor ihre Müh und Futter haben, der Eigenthümer der Kuh aber das Kalb vor sein Interesse wegnimmt. Manche lassen auch das Kalb bey der Kuh stehen, bis aus solchem wieder eine Kuh wird, und also selbige zu dritt stehen; sodann erst miteinander abtheilen, dergestalt, daß vors erste der Eigenthümer den vor die Kuh ausgelegten Kaufschilling wegnimmt, und dann beede den Rest miteinander theilen. Wie leicht könnte nun mancher Haußgenoß und Tropfhäußler, dessen Weib bißher zumahl bey ermanglenden eigenen Wiesen, das Gras vor die arme Kuh, auf dem Feld und Rainen oft verstohlener Weiß suchen müssen, sich 2. Bestandküh ernähren, und nutzen, wenn er Gelegenheit hätte, ein Stücklein Kleefeld zu bestehen, und seine Küh zu füttern. Er würde nicht nur die Nutzung, sondern auch durch den Dung einen Acker bestellen, sein Getraid bauen, Schmalz und Butter aber ausser den Land verkauffen, und Geld davor herein bringen können.

Nach Einführung des Kleebaues werden selbst vernünftige Bauern, welche um der dardurch erlangten mehrern Fütterung, Vieh und Dungs willen, die Braach selbst abgeschaft haben, sich sehr bedenken, wenn man sie zwingen wollte, solche wieder einzuführen: wer einmal in solcher glücklichen Gegend gewesen, wo der Kleebau eingeführt und die Braach abgeschaft worden ist, der wird den offenbaren Nutzen nicht aus den Augen verliehren.

vid. Herrn Geheimden Rath Reinhards vermischte Schriften 29. Stück.
Herrn Pfarrer Mayers Fortsetzung der Beyträge ꝛc. 1770. 13. Abhandlung p. 125.

Die Arth des Klees mit a.) der Esparcette tauget auf Bergen und hitzigen Kießboden. b.) Lucern und rother Klee auf ebenen oder Thaläckern.

vid. Patullo Anweisung zu Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, 1763. p. 77.

Nach eingeführten Kleebau bekommt der Unterthan mehrere Fütterung, stärkere Viehzucht, und natürlicher Weise mehr Dung, mit diesen können mehr Aecker gebessert werden, und daraus folgt: daß es sehr unbillig wäre, den dritten Theil der Aecker, alle Jahr blos um des Viehes willen, ohne Nutzen öed liegen zu lassen, da doch der Unterthan seine Steuren und Gaben davon geben muß.

Das sogenannte **Braachfeld** also unbebaut liegen zu lassen, ist auch dasjenige, was bishero noch an vielen Orten wiedersprochen, hingegen in manchen Ländern verworfen und mit vielen gründlichen Beweißthumen glücklich aufgehoben, und das Feld zum Kleebau verwendet worden.

Wann

Wann der Anfang mit solchem Futterbau gemacht worden, so folgt die Abschaffung der Braach auf dem Fusse nach, nur Vogtey und Gemeindherrschaften müssen das flurliche Anbauen der Aecker abschaffen und durch correspondenz mit vermischten herrschaftlichen Aemtern, es durchsetzen, auch die so schädliche Frühlingswiesenhuth mit Ernst hintertreiben, dann eine Sache, wie die Anbauung der Kleefelder und die Abstellung der Braach ist, betrift keine Jurisdiction oder andere Gerechtsamen warum man oft so viel streitet, sondern eines jeden Vogtey und Eigenherrns die ins Abwesen gekommene Güther wieder im Preiß erhöhet, folglich auch seiner Unterthanen eigenes Interesse, welches Kleebauen im Handlohn, Nachsteuer und andern Fällen merklich verbesserte.

Weil aber bey all dem vor Augen liegenden offenbaren Nutzen im Feldbau es manchen schüchternen Unterthanen, schwer fallen würde, ohne vorherige Ueberzeugung, eine neue Bauart einzuführen, so mögte genug seyn, auch nur mit der Helfte, der abzuschaffenden Braach, und dem Kleebau auf solchen Aeckern, eine Probe zu machen, biß ihme die Augen durch den Vorgang anderer geöfnet werden, dann ein wohlgebauter Kleeacker von 1 Morgen, kann des Jahrs 3 mal abgeschnitten und wohl 50 Centner dürrer Klee davon eingeheimset werden. Den Centner nur vor 40. kr. angeschlagen, betrift 33. fl. 20. kr. &c. wie kann man nun das Drittel von einem Morgen Acker nach Abzug des Saamen- und Bauernlehns davon prätendiren? Hingegen 10. Pf. Kleesaamen unter das Winter- und 6 Pf. unter das Sommergetraid gesäet, kostet bey weiten nicht so viel, indem man 1. Pf. rothen Klee vor 12. bis 15. kr. haben kan, und im 2ten Jahr darf man nur ½ Morgen Klee zum Saamen beym 2ten Abschnitt stehen lassen, so erlangt man so viel, daß 20. Morgen mit solchem besäet werden können.

Die beste Proportion eines Guths wäre, alle Jahr ⅔ seiner sämtlichen Aecker mit Getraid, Flachs, welsche Ruben, Rangeres, Erdbirn, Toback &c. und ⅓ mit Klee zu bauen, dardurch würde man mehr Vieh halten, vielmehr Tung machen, die ⅔ der Aecker 2. mahl so gut dungen, folglich noch so viel als von vorig ungedungten Aeckern einernden können, dann auf den animalischen Dung kommt alles an, wovon der Erdboden seinen Reichthum und Tragbarkeit bekommt, und durch den alljährlichen Anbau keineswegs ausgesaugt wird; wo könnten sonst die Gärtner um Nürnberg so grossen Bestand von denen alljährlich bauenden Aeckern geben, und die Küchengärten ohne Braach gebauet werden. Ja in manchen Orten, e. g. im Oberamt Schwabach und Cadolsburg bauet man in die Braach Toback mit grossem Nutzen, und durch das wiederholte Fretten wird der Acker vom Unkraut gesäubert.

Daß ein Fuder Sommermist mehr bessere als 2. Fuhr Winterdung, ist allen Oeconomen bekannt.

Bey den Kleebau ist nur zu beobachten, daß der Acker wohlgetungt, bey trockenem Wetter umgebrochen, mit Frucht besäet, sodann nach geschehenen Unteregen oder Unterackern des Getraids, der Klee oben drauf gestreuet, und durch die Walze unter die Erde gedruckt werde.

Dem

Dem Bericht nach, gibt ein Rheinischer Morgen von 160. Ruthen zu 16. Schuhen, an 3maligen Schnitt, 50. bis 60. Centner dürren Klees. Auswärts angestellte Versuche haben beweisen wollen, daß ein Ochs täglich 25. Pf. und eine Kuh 18. Pf. grünen Klee zur Nahrung brauche, mithin ein Ochs das ganze Jahr hindurch zu seiner Unterhaltung beynahe ein hundert Centner grünen, und eine Kuh 65. bis 70. Centner nöthig habe, so ergibt sich hingegen, daß ein Ochs täglich mit 15. Pfund dürren Klee nebst kurzem Futter, und eine Kuh mit 12. Pf. solchen Klees auf solche Art gefüttert werden kann, folglich ein halber Morgen Kleeacker, welcher 3mal im Jahr abgeschnitten werden kann, für einen Ochsen, und ¼ Morgen für eine Kuh hinreichendes Futter, zur Stallfütterung hervorbringe, auch von einem solchen Stück Vieh ein Morgen Feld überflüßig gedungt werden könne.

Die Aussaat des Lucern-Klees geschiehet im Frühling mit der Gerste, in einem Acker, da dieselbe untergepflüget, und alsdann der darauf gestreute Kleesaamen leicht eingeeget, oder mit einem Rechen oder verkehrter Ege untergeschlaifet wird. Der zum Heu destinirte Klee, wird abgemähet, wann die Knospen desselben gebildet, doch ehe noch einige davon aufgegangen sind. Der Klee wird bey trockener Witterung abgemähet, alsbald wohl gegen eine Behung verstreuet, gegen Abend gewendet, den andern Tag früh nach 10. Uhr mittelst des Rechens, in kleine Reihen gezogen, sodann wann er dörr, des Abends wann der Thau drauf gefallen, und die Blätter wieder welk sind, sachte geladen und heimgeführt, in der Scheure oben auf das Gebälk oder Gabert gelegt, auch wohl Stroh darzwischen gestreuet, daß er Luft habe, auszutrocknen.

Esparcette oder Sainfoin, auch Burgundisches Heu genannt, ist wieder eine andere Gattung Klees, das Nierenförmige Saamkörnlein steckt in einer Hülse und hat eine gelbröthliche Farb. Verträgt jede Art Boden, er mag felsig steinig seyn, die Pflanze dauret länger in schweren als leichten Aeckern. In der Scheure muß der Klee auf den Heuboden Lagenweiß mit Stroh vermischt werden, damit er sich nicht erhitze. Vor dem Winter des sechsten Jahrs wird dieses Kleefeld zum Fruchtbau wieder umgestossen und fruchtbar gemacht.

Von der Milchnuzung.

Zu vollkommener Erlangung der Milch muß die Kuh des Tags 3mal und zwar wann die Kuh vorher bey der Tränk gewesen, jedesmalen rein ausgemolken werden, bißweilen geschwellen, besonders den Erstlingen, die Euter, welche zu curiren, Bier mit Waizenkleyen gesotten, mit etwas Butter vermengt, und laulicht die Euter damit gewaschen werden müssen.

Die beste Milchgeschirre sind, wohl glasurte 8. Zoll hohe Töpfe, oben noch so weit als unten, 2. Maas oder 6. Pfund Milch haltend, der Ort zur Aufbewahrung derselben muß im Winter so warm und im Sommer so kühl seyn, daß die Milch erst am dritten Tag sauer wird, und gerinnet.

Eine Kuh von guter Art mittlerer Gattung, wann sie 3mal gekälbert hat, welche im Sommer im Stall mit grünen, und im Winter mit dörren Klee, welschen Rüben,

Rangeres oder Dickrüben, gefüttert wird, gibt im Durchschnitt, wenigstens täglich 6. Maas Milch, die Maas zu drey Pfund schwer, gerechnet. Von jeder Maas Milch wird der 16te Theil Raum gerechnet, 2. Maas Raum geben 1½ Pfund Butter, und 3. Pfund Butter verschaffen eine Maas reines Schmalz, nach welcher Ausrechnung die Nutzung einer Kuh ohne das Kalb, auf ein Jahr zu ermäßigen ist. Nach einer anderweit gemachten Probe, hat eine Anspacher Maas süsse Milch so 2. Pfund 28. Loth gewogen, einen Schoppen oder ¼ Maas Raum gegeben, dieses in einer Bouteille ausgebuttert, gab 5. Loth Butter.

Ein Stuck Vieh erfordert im Stall 4. Schuh Weitung, das Lager der Ochsen wird vornen, und jenes der Kuh, aus erheblichen Ursachen, hinten 1. Schuh höher gemacht, vor dem Streuen jeder Bund Stroh in der Mitte entzwey geschnitten, im Sommer die Woche zweymal, im Winter einmal die Ställe ganz vom Mist gesäubert, täglich aber zweymal, wann das Vieh zur Tränke getrieben wird, nur mäßig überstreuteten. Das Streuen vor den Ställen, vermehrt auch den Dung, weil bekannt, daß das Vieh, so oft es zur Tränk getrieben wird, es sogleich vor dem Stall die Auswürfe der Natur von sich lässet, gehen aber die Küh gleich vom Stall aus über den Mist, so ist es desto besser.

Weil man aber gemeiniglich mehr auf Exempel als Worte zu gehen pflegt, so habe ich

einige Beobachtungen,

über den Kleebau im Anspachischen, so mir von guter Hand communicirt worden, hieben fügen wollen. Es lautet also:

Als ich am 6. dieß Monats Junii Nachmittags mit einem guten Freund in den hiesigen Feldern gienge, kamen wir unter andern an dem Wasserzeller, oder Neusasser Weg, ohnfern hinter dem Spithal, auf einem mit dem schönsten Klee prangenden niedrig liegenden jedoch etwas abhängigen Acker, von 5. Morgen im Umfang. Die Schönheit und Grösse des so eben zum Theil in die Blüthe getrettenen Klees war ein mächtiger Reiz für uns, ihn näher zu besehen. Wir fanden ihn Stengel an Stengel dick aneinander aufrecht stehend und in der Grösse ohngefehr eine quere Hand länger als eine Nürnberger Ehle, wie sich solches bey Abmessung einiger hin und wieder ausgerissenen und mit nach Hause genommenen Stengel ergeben. Die Leuthe waren eben beschäftiget, solchen zum Theil mit der Sichel abzuschneiden, theils mit der Sense abzumähen, und theils dörrten schon einige das Heu davon. An einigen Orten des Ackers wo vor 8. auch 14. Tägen schon Klee zum verfüttern für das Rindviehe und die Pferde grün heimgeschaft worden, stand schon wieder ein junges Kleegrumat zu resp. ¼ und ½ Schuh lang auch darüber, in der Grösse.

Der Eigenthümer sagte mir, daß weil er schon geraume Zeit her grossen Mangel an Futter für sein Viehe verspürt, so habe er sich im vorigen Jahr entschlossen, diese 5. Morgen Aecker zur künftigen Wiese zu machen und vordersamst Klee darein zu säen. Er sehe aber dermahlen wider seine Erwartung eine solch reiche Erndte darauf, daß er würcklich das Heu und die künfftigen Grumate nicht alle verbrauchen könne, und dahero 4. Morgen davon ohnlängst an verschiedene Liebhabere im Bestand verliehen habe. Der Acker seye im

Sommer

Sommer vor 2. Jahren als das Getraid davon eingeheimset war, umgeackert, und darauf geeget, nachhero mit Dung versehen, dann im Herbst zum zweytenmal gepflüget und beeget worden, in welcher Verfassung solcher den Winter über liegen geblieben. Im ferntigen Frühejahr habe er bey Zeiten den Acker nochmals pflügen und egen lassen; Im Monath April seye dieses pflügen wiederhohlt und zuerst Haber und Sommerwaizen hineingesäet, dieser Fruchtsaame aber untergeeget worden. So bald der Saame ½ Finger lang aufgegangen ware, habe er dann den Kleesaamen erst darzwischen ausgestreuet, und solchen mit einem Rechen und Dornstrauch flach unter die Erde bringen lassen. Auf jeden Morgen habe er 10. Pfund, mithin auf alle 5. Morgen 50. Pf. Kleesaamen ausgesäet, und das Pfund zu 15. kr. erkauft.

Im ferndigen, als im ersten Jahr, da der Haber und Buchwaizen zeitig waren, habe er solche mit dem, indessen auf ohngefehr ½ Schuh hoch angewachsenen Klee abschneiden und heimsammlen lassen, wo dann das Geströhe mit dem Klee vermengt im Winter eine überaus gute Fütterung für sein Viehe und Pferde gegeben.

Nach dieser Ableerung seye zwar im Herbst ohngeachtet sehr trockenes Wetter gewesen, der Klee noch etwas aufs neue herangewachsen, er habe aber solchen nicht mehr abmähen, sondern im Winter mit recht guten Dung überführen lassen.

Im heurigen Frühejahr seye die Wiese von dem Geströhe des Dungs mit dem Rechen wohl gereiniget worden, und seit der Zeit als der Klee etwas in die Höhe gewachsen, habe er sein Viehe und Pferde damit gefüttert. Da er aber solchen obschon mäßig, jedoch einige Tage lang pure und ohne Untermischung eines andern Futters gefüttert, so habe sich an dem Viehe einiger Durchbruch, der ganz natürlich von dem jungen und überaus fetten Klee entspringen müssen, verspühren lassen, ohne daß man seitdem, da er den Klee unter anderes Futter vermenget, das geringste hievon mehr wahrgenommen, vielmehr seye, sein Viehe Gottlob! recht frisch und gesund, schlage auch erwünscht fort, und die Kühe geben viele und gute Milch.

Er habe schon ein paar Wochen her die Kühe nicht mehr auf die Waide treiben lassen, und finde, daß solche viel mehrere Milch geben als sonsten, da die Kühe von der Waide fast hungriger nach Hausse gekommen, als sie aus dem Stalle gelassen worden, wie sich denn selbst die Milch auf den weiten Weg gleichsam wieder verliehre.

Dies Jahr getröste er sich wenigstens noch 2. reichliche Grommaternden, wonach er gegen den Winter hin, das Kleefeld wiederum mit Dung zu überführen und auf kommendes Jahr wie heuer zu tractiren gedenke, wie auch eben so viel Ernden verhoffe.

Gienge hernach im vierten Jahr der Klee aus, so liesse er das Feld zur Wiese liegen, wie sich denn schon ein allmählig anfliegendes schönes Bodengras auf den Grund wahrnehmen lasse.

Der Eigenthümer versichert, daß er einen Theil von seinem Kleeacker vor heuer den Morgen vor 28. biß 30. Gulden verpachtet, den übrigen aber selbst vor Pferd und Rindvieh grün und dürr verfüttert, nur müsse man vorsichtig mit den Klee umgehen und dem

Vieh nicht zuviel auf einmahl geben, auch den dürren wohl trocknen, weil es sonst davon zerplatze und crepire.

Von seinen Kühen gebe eine des Tags 4. Maas Milch und drüber, es wären aber nicht alle von einerley Nutzung, eine gebe viel Milch, die andere lege es aufs Fleisch.

Auf die Verbesserung des Kleebaues, Vermehrung des Futters, und Abstellung der Braach auf den Aeckern, folgt die Stallfütterung, als eines der wichtigsten Stücke der Landwirthschaft. So spröt, hart und unmöglich Anfangs diese Einführung dem Landmann vorgekommen, so haben doch gründliche Vorstellungen und Vorgänge erfahrner Landwirthe, seithero es so weit gebracht, daß man es immer vor unmöglich oder unnüzlich hält, sondern gar viele Dorfschaften haben es eingesehen, sich dazu bequemet, ihre Gemeindwiesen unter sich vertheilt, Urbar gemacht, mehr Futter erlangt, und befinden sich jetzt ganz wohl daben. Es liegt also nicht am Eigensinn der Unterthanen, sondern an dem Zweifel, ob eine Neuerung gut thue, und sie wollen vorhero die Probe sehen, dahero müssen sowohl wohlhabende Privati als hohe Herrschaften auf ihren Meyereygüttern den Anfang machen, mit gutem Exempel vorgehen, und den Dürftigen Beyhülfe leisten, auch den Willigen Prämia austheilen, so wird es mehr als alle Befehle und Zwang helfen.

Weil aber die Unterthanen die billige Einwendung machen werden, wo sie gute Arten von Klee hernehmen sollen, da sie keine Nachricht haben, wo solcher gut zu bekommen und wie theuer zu bezahlen: so möchte die Sache um vieles facilitiren, wann von Herrschafts wegen, der Kleesaamen an denen Orten, wo er am besten und wohlfeilsten zu haben, i. e. in Carlsruh, im Bambergischen, Jtzgrund rc. beschrieben, und dann denen Aemtern, welche Specificationes über die Morgenzahl der von den Unterthanen anzurichten gewillten Kleeäcker, einzuschicken hätten, nach Advenent 1. oder 2. Pfund gratis mitgetheilt werden, auch denen fleißigen Beamten eine silberne Medaille wegen des Kleebaues von 1 fl. am Werth, ertheilt würde.

Von der Brodbackerey.

An Orthen, wo eine gute Policey ist, muß der Beck von 2. Pfund Mehl 3. Pf. Brod liefern. Auch nach Köhlers Rechenmeister von 3. Pfund Mehl 4. Pf. Brod.

Es wird zwar an vielen Orten das Brod unversehens aufgezogen, allein die Becker wissen durch bekannte Präsente theils Raths- oder Gerichtsdiener dahin zu disponiren, daß man ihnen geheime und schleunige Nachricht vorher gebe, damit sie die zu leicht gebackene Weck oder Brod sammeln, durch subtile Einsteckung einiger Stücklein Eisen oder Bley also zurecht machen können, daß sie bey der Visitation nicht nur richtig, sondern auch theils noch überwichtig befunden werden. An theils Orten werden die Backöfen nicht gepflastert, sondern nur mit Letten oder Thon beschlagen.

Man hat auch Backöfen von gegossenem Eisen zu Ersparung des Holzes.

An vielen Orten sind Gemeindbackofen, in welchen die Einwohner wechselsweiß entweder selbst backen, oder ihren Teig dem Gemeind- oder Heimbecken liefern, der ihnen dagegen

gegen das Brod verschaffet, und da wird ihm vor das Holz und Mühe 1. kr. vom Laib bezahlet. Man erspahret viel Holz damit, als wann jeder seinen besondern Backofen heitzen muß. Zu Nürnberg soll die Ordnung gemachet seyn, daß der Becker von 1. Centner Rockenmehl 135. Pfund Brod wohl ausgebacken liefern muß. Anderwärts werden auf 4. Pf. Mehl 5. Pf. Semmel gerechnet. Wieder anderwärts von 5. Pf. Mehl. 7. Pf. Brod.

Von 90. Pfund Mehl werden 3. Pf. Kleyen gerechnet.

An vielen Orten, wo die Policey recht besorget wird, stellt man alle Jahre in jedem Amt gleich nach der Ernde eine Probe an, wie viele Metzen reines Getraid aus 1. Schober von jeder Sorte Getraid ertroschen werde, es sey Kern, Korn, Gersten oder Haber, hernach wird 1. Simra von jeder Sorte gewogen, und zur Policeykammer eingeschickt, auf diese Probe ist ersichtlich, wie viel das Getraid von jedem Schober ins Mees giebt, oder wie viel es wieget. Dann man findet, daß es in einem Jahr schwerer auch leichter, als im andern ist, wiederum differirt das Gewicht in einem Amt gegen das andere, nach dem schwehren und leichten Boden, um ein merkliches, da ein Simra Nürnberger Maas, hier um 20. 30. bis 40. Pfund mehr wieget, als im andern, welches eine grosse Differenz bey dem Mahlen und Backen ausmacht.

Anno 1769. wurde in Anspach eine Mahl- und Backprobe auf das allersorgfältigste angestellet, und befunden, daß:

1. Nürnberger Simra Korn in Franken gewachsen — — 442 Pfund,
— — — an der Altmühl — — 432 Pfund,
— — — auf den Sand — — 424 Pfund,

Gemischtes- Gült- und Zehendgetraid:

an der Rezet — — — 419 Pfund
an der Bibert — — — 408 Pfund
an der Tauber — — — 404 Pfund
gewogen, thut ein gemeines Simra — — 421 Pfund.

Hievon $\frac{1}{16}$ vor des Müllers Mütz abgezogen mit — $26\frac{1}{4}$ Pfund
von 2. Metzen Kleyen à 12 Pf. — — — 24 Pfund
Abgang beym Mahlen — — — — $9\frac{3}{4}$ Pfund
verblieben zum Verbacken — — — — 360 Pfund.

1. Centner Mehl hat 135. Pfund wohl ausgebackenes Brod gegeben, thut also 1. Simra — — — — — — 486 Pfund Brod.

Bey dem weissen Getraid, nemlich Kern oder Waizen ist der Unterschied des Gewichts eben so wie bey Korn, und hat ein gemeines Simra 442 Pfund gewogen, vor Mitz und Abgang 38 Pf. abgezogen, verbleiben 4 Centner 4 Pf. Mehl.

Daraus wurden gemahlen:

199 Pfund Semmelmehl.
98 Pfund Mittelmehl.
42 Pfund Nachmehl.
65 Pfund Kleyen.

404 Pfund.

So viel ist gewiß, daß 5. Pfund Mehl 7. Pf. Brod geben. Die Becken haben sonst geliefert:

Von 1. Simra Kern	—	—	370 Pfund weiß Brod.
Von 1. Simra Korn	—	—	490 Pfund Brod.
		auch	510 Pfund Brod.

Dagegen ihnen 1. fl. Backerlohn bezahlt worden.

Der Müller hat geliefert:

Von 1. Simra Kern	—	—	12 Metzen Mundmehl.
— — —	—	—	16 Metzen Bollenmehl.

Wann das Simra Kern kostet

10. bis 12. fl. so gilt die Metz Kleyen				—	—	11. kr.
14. fl.	—	—	—	—	—	12. kr.
16. fl.	—	—	—	—	—	13. kr.
18. fl.	—	—	—	—	—	14. kr.

Aus welchem allen erhellet, was die Becken und Melber vor Profit vom Simra haben.

Nachricht von dem Anbau des sogenannten Johanniskorns, aus des Herrn Pfarrer Maiers zu Kupferzell siebender Fortsetzung der Beyträge zur Landwirthschaft, p. 339.

Das Johanniskorn ist kein anderes als ganz gemeiner Roggen, oder ordinaires Korn, welches nur darum Johanniskorn heißt, weil es gleich nach Johannis des Täuffers, so den 24. Jun. ist, gesäet, und nicht lange nach Johannisfeyertag in folgendem Jahr, wieder geerndet werden kann. Dieses Korn wird in einem bis Sommer Johannis, durch öfteres pflügen, und genugsam gewöhnliches Düngen, zur Ansaat bereiteten Acker, gesäet, und dann so dem Wachsthum überlassen. Nach einer kurzen Zeit ist es oft 6. bis 8. Zoll hoch gewachsen, alsdann kann man den Saamen bis in den Herbst, bey guter Witterung 2. bis 3mal abschneiden, oder mähen, und grün mit Vorsicht verfüttern, wovon die Kühe viele und sehr gute Milch geben. Im folgenden Frühjahr wiederholet man das Abschneiden des in jene Höhe gewachsenen Saamens noch einmal, und lässet ihn, ohne weiter etwas daran zu thun, fortwachsen.

Not. Im Herbst und Winter darf aber weder Schaaf noch Rindvieh darauf gehütet werden. Dieses Korn wird an Halm und Aehren dem Winterkorn ganz gleich, und der Ertrag in die Metzen noch grösser seyn.

Die

Die Probe ist unter andern auch im Fuldischen mit gutem Nutzen gemacht, und zum weitern Bau folgende Anleitung gegeben worden.

1.) Wähle dir ein zur Winterfrucht schon bestimmtes gutartiges Feld, dünge es wohl, und bereite den Acker wie andre Wintersaat.

2.) Um Johannis bis zu Ende des Brachmonats ackere es endlich zum Säen, dann nimm

3.) recht gut von allem Dreck wohl gereinigtes Korn oder vorm Jahr gezogenes gemeines Winterkorn.

4.) Säet man sonsten auf einem Morgen Acker von 360. Ruthen, 4. Metzen Saamkorn, so säe hier nur 3. Metzen darauf aus, und ege solchen wie gewöhnlich unter; bey welcher Aussaat also 1. Metzen erspahrt wird.

5.) Ist der Saamen 7. bis 8. Zoll hoch erwachsen, so wird er abgegraset und frisch verfüttert, welches bis in den Herbst 2. 3mal geschehen kann.

6.) Den Winter über wird dieser Saamacker ruhig gelassen, und nur von der Schaafehut verwahret.

7.) Hat dieser Saame im folgenden Frühling wieder 7. bis 8. Zoll im Wachsthum erreicht, so kann er nochmahl mit Vorsicht gegraßt, oder gesorgt und verfüttert werden, dann läßt man ihn schoßen und Aehren tragen.

Die von diesem Versuch zu erwartende Vortheile sollen folgende seyn:

1.) Erspahret man 1. Metzen Saamen auf einen Morgen Ackers.

2.) Man bekomme etlichemahl grünes Futter vor das Vieh.

3.) Man kann nach dem abgrasen ohne Schaden auf den Acker gehen, die Disteln und andre Unkräuter ausstechen, und auch mit dem Vieh verfüttern.

4.) Die Halmen werden durch das Abschneiden vermehrt und stärker.

5.) Man wird ehe mehr als weniger in die Schober und Metzen bekommen.

Ist das nicht Vortheil genug?

Fleißige Bauersleute können damit eine Probe in ihren Gärten oder Peunthen machen, wenn sie ein paar Beethe umreissen, die Erde durch etlichmaliges Egen fein klar machen, und an die Ege jene Walze von ½ fudrigen runden Holz anhängen, dabey das Scharren der Henne zu vertreiben. Die 2. Beethe mit Dornen oder Reißig belegt, so wird man mit dem Abgrasen oder Mähen das ebene Feld haben, und manches Korn unter die Erde kommen, welches sonst blos auf dem Erdboden zum Fraß vor die Mäuse und Vögel liegen bleibt.

Weiterer Vorschlag von der Stallfütterung und Vertheilung der Gemeindwaasen, oder Viehhuthen.

Vermöge der in des berühmten Herrn von Münchhausen herausgegebenen nützlichen Tractaten, der Hausvatter genannt, und besonders in der 12ten Abhandlung, ist offen

offenbar erwiesen, daß die Stallfütterung des Rindviehes an sich selbst, weit vortheilhafter seye, als wenn man das Vieh auf die Wayde, zumahlen auf Kuppelwayden treibe, es haben sich zwar bisher noch immer verschiedene Hindernüsse hervor gethan, unter andern, 1.) daß die Bauersleute schwerlich daran zu gewöhnen seyn werden, allein nicht nur in ganz Engelland und im Preußischen, jetzt auch im Schlesien, ist es längst vor gut befunden worden, die Gemeindheiten i. e. Gemeindwaasen abzutheilen und nutzbar zu machen. Da hernach solcher Theil zu Kleewiesen gemachet, nach den Gemeindrechten abgetheilet und einzeln genutzet werden kann. Dann eine Quadratruthe Graas giebt dem Vieh im Sommer mehr Nahrung, als das Heu von einer Quadratruthe im Winter. Solche Kleeplätze dörfen nur mit gemachten Furchen abgetheilet werden, womit das Vieh bis zur Erndte gefüttert werden kann, nach der Erndte treibet jeder sein Vieh auf die Stupfel, und wenn das Gras von diesen ist abgefressen worden, so werden auch die Wiesen von Grommet leer und kann das Vieh bis Simon und Judä darauf gehütet werden, indessen giebt es allerhand Abgang von Kraut, Rangeres, Ruben, und dergleichen, dessen Ueberfluß in den Kufen eingesalzen, beschwehret, oben mit Laimen bestrichen, und auf den Winter verwahret wird, hierdurch würde das Wiesenfutter, welches ohnedem in manchen Ortschaften, wegen Mangel der Wiesen rar ist, ersetzet, anstatt bishero die Kornfelder im Sommer in den Furchen abgegraset, und oft das ½ vom Getraid grün verfüttert wird, an dessen statt nur bey jedem Hof oder Gut ein Morgen Land zu Kleefeld gemacht werden darf, welches mehr einträget, als manche Tagwerk Wiesen, die vor der Zeit abgegraset werden müssen, wenn schon das Vieh auf die gemeine Huthwasen getrieben wird, wo es den Dung verliehrt, oft weit getrieben wird, und im Aus- und Eintreiben hungerig nach Haus kommt, und doch erst im Stall gefüttert werden muß, worzu der Knecht oder die Magd das Graas von dem Garten oder Wiesen abmähen, heimtragen, und die Zeit verliehren müssen; nicht zu gedenken, daß bey der Stallfütterung die Kühe mehr Milch geben, und durch mehreren Dung die Mühe des Stallfutters doppelt bezahlen, auch dardurch kann im Frühling einige grüne Fütterung erlanget werden, wenn der Rocken und Dünkelsaame wegen seines fetten Wachsthums gefergt und abgeschnitten wird: daß das Vieh in dem Stall sich steif stehen werde, ist unerheblich, weil man alle Früh, Mittag und Abends das Vieh aus dem Stall zur Tränk treibet, da indessen der Stall gebutzet und frisch eingestreuet, mithin selbiges im Hof frische Luft schöpfen, und sich Bewegung genug machen kann. Das Austreiben des Viehes, zumahl, wenn es früh morgens und bis spät Abend geschiehet, verursachet offenbar die entstehenden tödlichen Seuchen und Viehsterben, da der fallende und auf den Wiesen wie Spinnenwebe liegende schleimige Thau das Vieh augenscheinlich anstecket, gelbes Wasser in der Herzkammer, und binnen Jahr und Tag das Sterben verursachet, wovon unsägliche Proben vorhanden sind: wartet man aber mit dem Graasabmähen bis Nachmittag, da die Sonne solche giftige Nebel wieder zerstreuet, oder verzehret, so cessirt das ungesunde Wesen, und das Vieh bleibt lebend.

Es

Es ist zwar bekannt, wie ungern der Landmann von einer so lange eingewurzelten Gewohnheit abgehet, und sich von allen Neuerungen tausend Hindernüsse vorstellt, allein die Sorgfalt erfahrner Cameralisten und Oeconomen hat schon in manchen Reichen und Ländern sich über alle solche Vorurtheile hinaus geschwungen, und die weissesten Verordnungen der Landesherren haben den guten Effect gehabt, daß auch in unserm Franken und Schwabenland schon viele Dorfschaften von dem grossen Nutzen der **Stallfütterung und Vertheilung der Gemeindegüther** überzeugt worden, jene eingeführt, die Hutwaasen vertheilet, und sich wohl dabey befunden. Denn einmahl ist es richtig, von ergiebiger Stallfütterung wird der Viehstand vermehret, dieser verbessert Aecker und Wiesen, daraus folget eine reiche Erndte, mehrere Loosung, und dann die Verbesserung der ganzen Oeconomie.

Von wohlfeiler Erbauung geringer Bauernhäusser von Laimen oder Thon.

Im vorigen Stücken ist erwehnt worden, wie schädlich und kostbar die Erbauung grosser Bauernhäusser seye; jetzo wollen wir einige Nachricht geben, wie dergleichen Häusser im Brandenburgischen, Sächsischen, Schlesischen, auch in Mähren, Böhmen, so gar in Pohlen, erbauet werden. Eine Wohnung 48. Schuhe bis 50. lange, und 30. breit, wird hinlänglich seyn. Zu Erlangung der Baumaterialien muß man durch den Erdbohrer *) guten Laimen oder Thon suchen; dann einen Klumpen mit Strohgurken und Weyherschlotten oder langem Heu, auch Flachseicheln, Spreuer rc. darunter mischen, wohl durcheinander tretten, wie es die Schlürer machen, und diese Mischung einige Tage so auf einander liegen lassen. Wer sich einige Ziegel- oder Backensteinmodel verfertiget, kann von solch wohlgearbeiteten Laimen Ziegel und Backensteine machen, welche an der Sonne bald trocknen, und unter Dach nach einiger Zeit hart, und zum Bauen tüchtig werden, die man Egyptische Ziegel nennt. Man kann auch solche Backstein oder Ziegel in einer Grube mit Reißig, Stroh und Spänen brennen. Der Grund muß bis 3. Schuhe hoch von der Erden mit Spänen oder Laimen statt des Kalchs von dar an, 2. Schuhe dick bis hoch aufgeführet werden, jedoch so, daß die Wände schief aufgeführet, und unten 2. oben aber nur 1½ Schuhe dick werden. Das Dach muß gegen der Abendseite 2. Schuhe lang überstehen, damit das Regenwasser nicht auf die Wand tropfe, und unten herum wird 3. Schuhe weit vom Haus ein Graben geführet, daß das Regenwasser weglauffe, wenn die 4. Wände also aufgemauert sind, so werden die Mauerlatten darauf gelegt, und die Balken eingemauert, die Decken am untern Stockwerk geschliert, vorhero aber mit Schlierscheitern ausgestückt. Die Dachsparren nur von starken Stangen, oder Dreylingshölzer in die Balken eingezapfet. Die Schlöte werden auch nur von ungebrannten Backen-

*) Siehe des Herrn Marquis von Turbilly praktischen Unterricht von Brechung ungebauter Felder.



Backensteinen aufgeführet, aber auf die Brandmauren gesetzet. Alle 4. Wände des Hauses können mit einem dünnen Kalchwurf bedecket und so vermachet werden, daß sie gut aussehen, und vor dem Regen sicher sind. Es dienet aber zur Dauerhaftigkeit, wenn in die noch weiche Wände, kleine Stücke von zerschlagenen Backen- und andern Steinen auch Ziegelstücken eingedrucket, und dann erst mit Kalchmertel verworfen werden.

Die Fenster und Thüren werden nur klein, und oben zugewölbet, oder mit Holzspitzen verwahret. Das ganze Haus kann inwendig an Wänden und Riegeln von weichen Holz, ohne Zimmermannsarbeit gebauet werden, ohne daß es viel kostet. Auch die Stallungen von dieser Art sind viel wärmer als die steinernen Wände, und vor Menschen und Vieh tauglicher, und man kann die Probe auch an den Scheuern, Schwein- und Hünerställen auch Holzschupfen machen. Es ist diese Bauart so gut und nöthig befunden worden, daß schon viele Bücher davon geschrieben, und die Nutzbarkeit derselben gezeiget worden, man kann solches in des Herrn Krünizens Oeconomischen Encyclopedie 2. Theil pag. 808. noch mit mehrern Nutzen nachlesen.

Von dem Mißbrauch des Eichenholzes.

Nichts ist mehr zu bewundern, als die grosse Verschwendung des Bau- und sonderlich des Eichenholzes bey Unterthanengebäuden. Ohngeachtet der Mangel des Eichenholzes sonderlich jedermann vor Augen lieget, so daß der jetzige noch stehende Vorrath an ausgewachsenen Eichen, keine 30. Jahre mehr fortdauren wird, weil mehr als ein hundert Jahr erfordert worden, bis eine Eiche 2. Juderig wird, die man jetzo verschwenderischer Weise zu Schweinställen und Trögen, Viehbaaren, Schwöllen und Säulen an den Scheuern, Zaunstückeln, und sonst auf mancherley Art anwendet, worzu noch kommt, daß in manchen Herrschaften die noch vorhandene schöne Eichen denen Holländern und andern Holzhändlern zwar um theuer Geld, als eine Forstrevenüe verkauffet, dardurch aber ganze Wälder ruiniret werden, sogar der Eichreißen, oder jungen Stämmlein, ganz und halb dergleichen wird nicht geschonet, die doch vor die zukünftigen Landeseinwohner gespahret werden sollen, denn da werden solche im besten Wachsthum stehende gesunde Stämmlein zu Scheuerthoren, Fenster, Riegeln, und Dohlfüttern verwendet. Fragt man, wie ist aber obiges Bauwesen zu führen, wenn kein Eichenholz mehr dazu verwendet werden soll; so beweisen die Exempel anderer Länder, und sonderlich die königl. Preußische Bauanstalten, besonders der Bauernhäuser auf dem Land, daß es gar wohl möglich seye, wirthschaftliche Wohnungen zu bauen, ohne daß man die Eichen, oder so viel anderes Bauholz dazu nöthig hat, anstatt in vielen Orten die Bauernhäusser und Stallungen zweygädig mit Eichenholz gebauet werden, wäre ein einstöckig oder eingädiges Gebäu gut genug, von laimernen Wänden, mit Quecken und Stroh vermenget, und da die Unterthanen ohnedem nur ärmer werden, so erspahren sie mit dem Holz auch viele Kosten beym Bauen, da viele Herrschaftliche Hölzer ohnedem sehr zusammen gehen, die kostbaren Kir-

chen

chen und Thürme auch viel Holz erfordern, wo es oft nicht nöthig wäre. Die Ursache ist weil niemand in den Geistlichen oder Gotteshauspflegen darauf siehet, wenn am Thurn oder Langhaus einige Ziegel fehlen, die mit etlichen Groschen eingestossen werden könnten, anstatt, daß man den Regen verschiedene Jahre so lange eindringen lässet, bis das Gebälke verfaulet, und die Decken herab fallen. In Ländern wo man keine Baustämme mehr hat, hilft man sich aus Noth auf eine andere Art; Schwellen und Säulen werden von geschnittenem weichen Holze gemacht, die Schweinställe und Tröge von Steinen erbauet, die Sockel oder Fußgestelle an Gebäuen von Steinen 2. Schuh hoch aufgemauert, und von den Zieglern bey dem immer theuer werdenden Holze, die Backsteine und Dachziegel nach Egyptischer Art, nur wohl an der Sonne und unter Dach getrocknet, und dann innwendig die Wände, Schlöte, und Dächer damit vermauert, und gedeckt, wovon das 1000. nur halb, oder den dritten Theil soviel, als die gebrennte kosten, und also vieles erspahret wird.

Nota. Bey hellen Tagen und starker Luft, werden sie in 6. Tagen so trocken, daß man sie vermauern kann, jedoch je länger sie im Sommer trocknen, je besser ist es: die Schlöte können auch nur von solchen ungebrannten liegenden Backsteinen aufgemauret werden, sie müssen aber nicht auf die Balken, sondern auf gute Brandmauern gesetzet werden. Mit einem Wort, wenn die Bauern grosse Häusser bauen, so erlangen sie dadurch weiter nichts, als daß sich bey Völkermärschen die Officiers bey ihnen einquartieren, wovon sie aber selten einen Nutzen haben.

Wie das kostbare Eichenholz mit Sparsamkeit zu nutzen.

Ein gutes Mittel, Holz ohne Umhauung der Eichbäume zu bekommen, ist, 1.) wenn die Aeste an den Bäumen von unten auf bis gegen den Gipfel abgehauen werden, jedoch, daß einen halben Schuh lang vom Stamm der Ast stehen gelassen werde. Wer sich des bekannten Maisels bedienet, da die Aeste damit abgestossen werden, ehe sie gar zu dick werden, kann nach Art der Holländer diese Arbeit leicht verrichten, und aus Brennholz Baueichen ziehen.

2.) Das Bau- und Werkholz recht vest zu bekommen, ist das beste Mittel, die Bäume, so man im folgenden Jahr abhauen will, im Frühling zuvor, von der Rinde unten hinauf, so weit man langen kann, abzuschelen, welches am besten geschehen kann, wenn im Frühling die Eiche ausschlägt, und die Blätter in der grösse eines Dreybäzners sind, hierdurch erlangt man hinlängliche Rinde zum Lohe machen vor die Rothgerber.

3.) Die abhauende junge Aeste, woran das Laub noch ist, geben nicht nur ein Gras vor Wild und zahmes Vieh, sondern auch die Reiße, wenn sie gehackt und auf der Mühle gestampft werden, geben das beste Lohe zu dem Sohlleder. Die krummgewachsene Eichen taugen am besten zu Knieholz in die Schiffe, und werden sehr theuer bezahlet. Sowohl die klein geschnittene Eichen, als dergleichen Sägspähne dienen zum schwarzfärben. Derjenige

jenige runde Auswuchs an den Blättern der Eichbäume ist unter dem Nahmen der Gall, äpfel bekannt, und zur Dinten und färben dienlich.

Das bereits gebrauchte Gerberlohe taugt am besten in die Gewächshäuser, Melonen und Ananas zu ziehen, und endlich braucht man die Loheballen zur Feuerung. Eichenlaub gesammlet, und auf dem Heerd gedämpfet tauget zum Fleisch räuchern, und giebt solchem einen sehr guten Geschmack.

Der an alten Eichen wachsende Schwamm ist unter andern gut zur Blutstillung auf frische Wunden gelegt.

Von Pflanzung junger Bäume.

Man will hier nicht vom pflanzen wilder Stämme und dem Holzwachs überhaupt Erwähnung thun, denn dieses gehöret eigentlich vor die Forstbediente, deren Amt und Pflicht es ist, dafür zu sorgen, sondern wir bleiben bey den zahmen oder Obstbäumen, die so nothwendig und nützlich als jene sind. Wie höchst nützlich das Kern, und Steinobst allen Hauswirthen seye, ist bekannt, nicht nur in Franken ist das Frühobst eine ganze Ernde, wenn auch der Weinstock mißräth, und der arme Hecker fast allein von der Obstlosung leben muß: ja ganze Ortschaften lösen, wenn die Zwetschgen gerathen, zu etlichen 1000. fl. aus solchen Obst, so roh, gedörret, und zu Brandewein gebrennet wird. Die Zwetschgenbäume stehen auf den Ackerfeldern in Reyhen, und thun den Getraidwachsthum keinen Schaden. Wir dörfen nicht an die bekannte Bergstrasse gehen, wo solche zu beeden Seiten von den alten Einwohnern mit Nußbäumen besetzet sind, und wie sie noch im Stande erhalten wurden, grossen Nutzen brächten. Wir dörfen nur die Viehwaiden im Würtenbergischen ansehen, welche mit so vielen tragbaren Obstbäumen prangen, daß es eine Lust anzusehen ist. Das Vieh hat keinen Schaden thun können, weil man sie Anfangs mit Pfählen versehen, und mit Dornen eingebunden hat. Unsere eigene Landsleute geniessen dato den Fleiß ihrer Vorfahren, die fruchtbare Bäume gesetzet, oder die hier und dar in den Hecken vor sich aufgewachsene Wildlinge abgebelzt haben, so daß man zur Herbstzeit viele Wägen Obst zu Markt fahren und tragen siehet, wovon Auswärtige sowohl als diesseitige Unterthanen ihre gute Loßung haben. An Herrschaftlichen Anstalten und Ausschreiben fehlet es nicht, daß jedes neue paar Ehelente ein paar Obstbäume setzen und erhalten solle, allein wer siehet darauf daß es geschiehet? Niemand, denn es trägt keine Accidentien ein, es werden auf Herrschaftliche Kosten an denen Landstrassen und Chausseen auf beyden Seiten fruchtbare Bäume mit vielen Kosten gesetzet, und denen Gemeinden der Nutzen davon offerirt, nur daß die Unterthanen solche erhalten sollen. Aber die Feindseeligkeit theils Nachbarn, erlaubet nicht, daß ihre Unterthanen sich derselben annehmen. In der Türkey würde man dergleichen Animosität nicht erleben.

Wäre es dann nicht eine Sache, daß die jezo lebende Unterthanen auch mit Ernst angehalten würden solche Baumzucht zu ihren und ihrer Kinder Nutzen anzufangen, und zu befor,

besorgen, sonst wäre es die gröste Nachläßigkeit vor die jetzlebende, und unverantwortlich für die Nachkömmlinge. Am ersten muß man vor eine Baumschule bedacht seyn, welche in jedem Kirchspiel an einen bequemen Platz von nur ¼ M. groß eingezäunt, die Kern eingesäet, vom Schulmeister gegen den Genuß des Baumschulgarten besorget, und nach etlichen Jahren gepelzt oder oculirt, bis 6. Schuhe hoch gezogen, und dann an die eingepfarrte mit der Verbindung ausgetheilet werden, solche Stämmlein in ihren Gärten oder auch auf Gemeindwaasen zu setzen, jedem seine Nummer von Blech zu geben, und zu zeigen, welchem Hofbesitzer die 2. oder 4. Bäume, die er gesetzet, zugehören, die er aber auch setzen beyfahlen und mit Dornen einbinden muß, weil die Bäume zu seinem Hauß gehören und mit verkauft werden können. Auf solche Art hätte jedes Gemeindrecht seine eigene Bäume, auf der Gemeinde, sie könnten solche ihren Kindern zeigen, solche in acht nehmen, und den Hirten bey Straf befehlen, daß er nicht blos da stehen, das Maul aufsperren, und das Vieh an den Bäumen Schaden thun ließe, es kommt auf einige Jahre an, so wird ein jeder das Vergnügen haben an seinen Bäumen das erste Obst zu sehen. Ich habe selbst vor einigen Jahren manche 100. Bäume als Spießruthen gesetzet, und nun hat man den Nutzen, daß bey fruchtbaren Jahren, zu 50. und mehr Gulden aus dem Obst erlöset werden. An manchen Orten stehen noch so viel wilde Obstbäume, daß man solche in der Gemeinde verleihet, es werden daraus Aepfel- und Birnmost gemacht, und die Kerne weggeworfen oder dem Vieh gegeben, diese dörften nur gesammlet werden, so hätte man Aussaat genug in die Baumschulen. Alle Herrschaften dringen jetzt auf die Oeconomie und Nahrungsverbesserung der Unterthanen, warum wird nicht auch über dem Ausschreiben gehalten, und warum befolget man solche nicht? Darum, weil man nicht gleich die Aepfel von den gepflanzten Bäumen herunter nehmen kann, wie von der heurigen Aussaat das folgende Jahr. Allein dazu gehört die obrigkeitliche Quasivormundschaft und der Herren Beamten Pflichtnisse, ob es schon nichts einträget.

Wenn der Schulmeister bey Cultivirung der Baumschule seine Schulkinder mitnähme ihnen zum Ausjäten, dann beym Oculiren und Beltzen einige Nachricht gebe, so würde er ihnen Lust machen, in alten Jahren Bäume zu pflanzen, und nachzuziehen, welches eben so viel Nutzen schaffen wird, als wenn er ihnen den Sirach 2mal auswendig lernen ließe.

Von Anlegung einer grossen Baumschule.

Man nehme einen Morgen eingezäunten Landes, welches von den Haasen gesichert ist den Morgen zu 120. Ruthen, und die Ruthe zu 16. Schuhe gerechnet, soviel als ein kleiner Frankenmorgen, theilen solchen in Reyhen zu 2½ Schuhe ein, so würden 70. Reyhen heraus kommen, in jeder Reyhe, wenn ein Baum von dem andern 1½ Schuhe zu stehen käme, müssen 117. Bäume gesetzet werden, das wären überhaupt 8190. Bäume. Von Zeit derer Kernsäung an, kann man in Zeit von 10. bis 12. Jahren von diesen 8190. Stücken ohngefehr 7000. Hochstämmige und Zwergbäume ziehen. Für den

Abgang rechne ich 1190. also beynahe 1200. Stücke. Von diesen 7000. Stücken könnte man ziehen 2000. Zwergbäume und 5000. Hochstämmige, diese würden folgendermassen verkauffet werden können.

2000. Zwergbäume à 15. kr.	—	—	—	—	333. Thlr.
5000. Hochstämmige à 22½ kr.	—	—	—	—	1250. —
				Summa,	1583. Thlr.

Oder man könnte wenigere Zwergbäume e. g. nur 1500. solcher und 500. lauter Birn-Pyramidenbäum ziehen, welche anjetzo stark Mode sind, und sehr gesuchet werden, alsdann würde die Rechnung so heraus kommen:

1500. Zwergbäume à 15. kr.	—	—	—	—	250. Thlr.
500. Pyramyden à 30. kr.	—	—	—	—	166. —
5000. Hochstämmige a 22½ kr.	—	—	—	—	1250. —
				Summa,	1666. Thlr.

Die Kosten solche Bäume 12. Jahre zu unterhalten, würden sich, ein Jahr in das andere gerechnet auf 20. Thlr. belaufen thut, 240. Thlr. Diese von obigen 1666. Thlr. abgezogen, so bleiben überschüßig 1426. Thlr., thut in einem Jahr 118. Thlr. rein Geld, und so viel trägt ein Morgen Ackerland jährlich als Baumland ein, nach Abzug aller Unkosten.

Wenn hingegen ein Morgen Gartenfeld nahe bey der Stadt liegend verpachtet wird, so kann er höchstens jährlich 6. Thaler oder 9. fl. tragen, an entfernten Orten aber kaum 3. bis 4. Thlr. thut in 12. Jahren 72. Thlr. Welch ein erstaunender Unterschied zwischen 72. und 1426. Thlr. und dieses darf man fast für gewiß rechnen, denn für den Abgang sind 1200. Bäume gerechnet, dies macht beynahe den 6ten Baum aus, welches ein grosser Verlust wäre, werden aber die ledigen Stellen gleich wieder besetzet, so kann man viel weniger schadhafte Bäume rechnen, auch ist die Zeit nicht zu kurz angesetzt, die Bäume so groß zu ziehen, nemlich 1. Zoll dick und 6. Schuhe hoch bis zur Crone, und wenn gute Früchte oder Sorten auf die jungen Stämme gebelzet oder occuliret und sodann in einen gedruckten Catalogum gebracht werden, wie die Bäume aus Paris, Leipzig, und der Orthen, davon doch aus allerhand Ursachen die wenigsten in unsern Land bekommen, so werden sich Liebhaber genug finden, und am debit kein Mangel seyn, die Aepfel könnten ungefehr seyn, Pepin, Pigeon, Borstörfer, Calville, Reinette u. s. w. Die Birn heißet, Birn Blanc, Bergamotte, Virgouleuse, St. Germain, Colmar, Crasanne, Pfalzgrafer rc.

Wollte man einen besondern Gartenknecht dazu halten, so würde freylich 20. Thlr. mehr, als oben angesetzet, erforderlich seyn, allein es erträget alles. Man suche sich dazu einen jungen gelehrigen Taglöhner aus, der bey einem Hofgärtner als Knecht gearbeitet, und gelernet hat, dieser muß die Kern, wie die Pflanzen in Reyhen säen oder stecken und nach dem 7ten Abschnitt in die grosse Baumschule verpflantzen; Das ausjäten des Unkrauts

Unkrauts können ein paar alte Weiber im Sommer verrichten. Nach 5. Jahren unterweisse man den Taglöhner im Pfropfen und Occuliren, er müste sehr dumm seyn, wenn er dieses nicht in einer Stunde lernete. Beym Verkauf der Bäume könnte man ihm vors Ausgraben 2. Pfenninge vom Stuck reguliren, die übrigen Kosten rechne ich, vor Pfähle, Stangen, Baumwachs, Bast, zum Behacken der ganzen Baumschule, welches etwan des Jahres 3mal nöthig ist, braucht er etwan 8. bis 10. Tage, das wäre 24. bis 30. Tage, zum Pfropfen auch so viel, und rechne noch 20. Tage zur unbestimmten Arbeit in der Baumschule, als Abnehmung der Rauber, Setzung der Pfähle, deren Anbindung und so weiter, nur daß er die Baumschule nicht verwildern lasse, und anderer Arbeit nachgehe,

Wenn nur in jedem Amt dergleichen grosse Baumschulen angeleget, und von denen Herrn Beamten besorget würden, so würde der Nutzen vor gnädigste Herrschaft groß seyn und ihnen vor ihre Mütze auch ein Douceur gegeben werden können.

vide öconomische Encyclopedie.

Allerhand Bäume zu pflanzen.

Erlen werden durch Säung des Erlensaamens oder Knospen im trockenen Land erzogen, vornehmlich auch durch Einsteckung junger Sproßlinge in die Erde, an feuchten Orten, und kann man um die Wiesen, Hecken davon ziehen, sie wachsen bald, ihr Holz taugt zum Absatz, schwarzfärben, besonders die Rinde, das Laub ist sehr gut, vor die Schaafe, jeder Hausvatter sollte seine Wiesen und Gärten damit bepflanzen; das Erlenholz ist auch sehr gut in Caminen zu brennen, Malz dörren.

Frische Erlenblätter auf die blosse Fußsohle geleget, vertreibet sehr balden die Müdigkeit.

Ein sparsames Mittel wohlfeile Betten vor arme Leute zu schaffen.

Es ist bekannt, daß arme Leute nichts bessers, als eine bequeme Ruhestätte des Nachts vor ihren abgematteten Cörper nöthig haben. Federbetten und Matrazen von Pferdehaaren werden ihnen wohl nicht zu Theil, daher müssen sie sich der Stroh- oder Spreuer-Säcke statt der Matrazen bedienen. Aber auch diese sind öfters zu kostbar für sie.

Die Natur hat daher ein Mittel verschaft, dessen sie sich bedienen können, und das ist der **Moos** in den Fichten und Tannenwäldern. Man macht diese Moossäcke, eben so, wie die Säcke von Pferdthaaren, sie werden hin und wieder durchgestochen, und formiren ein ebenes und plattes Bett. Die Mäusse nißten nicht darein, wie in Stroh, und man hat nicht zu fürchten, daß es Flöhe und Wanzen zu ihrer Wohnung machen werden; wenn man nach einiger Zeit wahrnimmt, daß sich die Moossäcke zusammen setzen, so darf man

man sie nur in die Luft legen, mit Stecken klopfen, so hebt sich das Moos wieder wie im Anfang, endlich halten sie auch 20. Jahre aus, ehe man neues Moos hinein zu stopfen nöthig hat. Im August und September, wenn das Moos in den Waldungen im stärksten Wachsthum ist, suchet man an einem heitern und trockenen Tage, das längste und weicheste Moos aus, säubert es sogleich von der gröbsten Erde, und besonders von seinen holzigen Wurzeln, man bringet es auf einen trockenen Getraidboden, breitet es aus, daß es im Schatten trocknet, damit sich die überflüßige Erde von den Wurzeln leicht absondert, dennoch aber die Würzeln nicht spröde oder zerbrechlich werden. In diesem Zustand legt man es auf Hurden, und klopfet es sanft mit einem Stecken, wobey man zugleich alles harte davon abzupfet. Wenn das Moos also bereitet ist, so kann man Bettsäcke davon voll stopfen lassen, die etwa 5. Zoll dick sind, und sie hin und wieder durchstechen, damit sich das Moos nicht zusammen balle: weil aber der warme Dunst von dem Menschen, sich hinein ziehet, so ist es nöthig, daß die Bettstatt oder der Ort, worauf der Moossack lieget, unten etwas hohl liege, welches durch aufgespannte Gurten oder Stricke geschehen kann, damit der Moos oder Bettsack unten Luft habe. Zu dem muß man nicht vergessen, an warmen Tagen diese Säcke an die Sonne zu legen, und auszulüften, welches auch wohl im Winter an recht hellen Tägen, nüzlich ist. Dieses ist aber nicht vor vermögliche, sondern arme Leute geschrieben; andere die sparen wollen, können es auch vor Stallknechte, denen man nicht gerne Federbetten giebt, gebrauchen. Siehe physicalisch- und öconomischen Patrioten, Hamburg 1758. in 4.; ist also nichts neues oder ungewöhnliches, auch thut es dem Holzwachs keinen Schaden, denn das Moos dungt keineswegs, wie einige vorgeben, sondern dessen Wurzeln saugen vielmehr den Boden aus, und verhindern den Holzwachs.

Ein untrügliches Mittel, wider den Kornwurm, aus der öconomischen Encyclopedie.

Man läßt nemlich in den Sommermonathen May, Juni und Juli in einem Sack eine gute Quantität Ameißen aus den Wäldern holen, wie man sie im Hauffen findet, mit oder ohne Eyer, ungefehr ein paar Metzen voll, nachdem der Kornboden gros und derer Kornhauffen viele sind, auch der Wurm häuffig oder nur einzeln da ist, schüttet sie bey Seite auf den Boden, an Oerter, wo man eben nicht nöthig hat, hinzuzutretten, so greiffen diese die Kornwürmer, sowohl den weissen als schwarzen an, und suchen sie überall, sogar in dem Kornhauffen auf, bis sie alle getilget sind. Es müssen hierzu die grossen Feldameissen genommen werden, als welche stärker zum Angriff sind, hurtiger fertig werden, und sodann sich alle wieder verliehren, weil sie in Gebäuen zu leben, nicht gewohnet sind, auch ihre Nahrung allda nicht finden. Da die Ameißen sich nur etliche Tage auf dem Kornboden aufhalten, es seye dann, daß man etwas Honig mit Wasser dahin stelle, so muß man wieder frische dahin bringen, bis alle Würmer vertilget und keine mehr zu finden

finden sind. Die Ameißen sind auch Feinde der Wanzen und der Raupen, als welche sie herabziehen und todt beissen.

Die Ameißen in Menge, und ohne viele Mühe zu bekommen, gräbt man eine Bouteille mit einem engen Hals aufrecht in den Haufen, worein sie alsdann kriechen, und nicht wieder heraus können. Andere nehmen weißgeschälte Stäbe, legen solche auf die Ameishaufen, woran sie sich einbeissen, und streiffen alsdann die Ameissen mit der Hand in einen glasierten Topfe; oder man beschmiert eine flache Schüßel inwendig ein wenig mit Honig, reisset einen Ameishauffen von einander, stürzt die Schüßel umgekehrt darauf, daß gleichsam der zerstörte Ameißhauffen damit zugedecket wird, so werden in gar kurzer Zeit alle Ameißen da hinein kriechen, die man mit einer Federn in einen andern Topf kehren muß, worinnen etwas Brandewein ist, und solchergestalt kann dieser Fang so oft wiederhohlet werden, bis man deren so viel hat, als man gebrauchet. Die Eyer zu bekommen, setzet man eine irrdene Schüßel in einen Ameißenhauffen, bedecket solche mit Laub, so tragen sie ihre Eyer alle darein, schläget mit einer Ruthe an die Schüßel, so lauffen die Ameißen alle davon, und lassen die Eyer zurücke; andere schütten die Ameißen mit samt den Eyern in ein Gefäß mit Wasser, so lauffen sie auch davon und lassen die Eyer liegen; trockener Gampfer an den Ort gelegt, wo sich die Ameißen aufhalten, vertreibet sie in kurzer Zeit, auch sollen keine Motten und Schaben in die Kleiderkästen kommen, wenn etwas Gampfer hingeleget wird. Die schädlichen Ameißenhauffen zu vertreiben als solche mit einem Pflug tief genug auszuheben, die lockere Raasenerde auf einen Hauffen zusammen führen, und verbrennen, der Platz aber wo solche gestanden, wird mit Asche oder auch Kalch bestreuet.

Von dem Gebrauch verschiedener Kräuter und Wurzeln.

Das Kraut, Schaafgarbe genannt, wächset in Wiesen, Haberfeldern und im freyen Land, ist ein gutes Mittel wider giftiger Thiere Stich, auch bey Vernaglung der Pferde wenn es zerstossen, und aufgeleget wird, und überhaupt ein vortrefliches Wundkraut.

Den üblen Geruch unter den Achseln zu vertreiben, nimmt man von dem Mark der Artischockenwurzeln, eine Unze, Erde 2. Loth, läßt es in anderthalb Kannen Wein, bis aufs drittel einkochen, und trinkt davon nach der Mahlzeit.

Kalmus, diese Wurzel wächst wie ein Schilf und Rohr in Teichen und Lachen, überhaupt in feuchtem und schwarzen Grund, vornehmlich aber in Gärten, und freyem Felde. Die Soldaten und andere, welche öfters das ungesundeste Wasser trinken, müssen diese Wurzel bey sich tragen, und in ihr Getränke legen; man pfleget die Wurzel auch trocken einzumachen, und mit Zucker zu mischen, wie die Wegwartwurzel.

Wenn ein Bündel **Knoblauch** an die Aeste eines Baums gehänget wird, so soll es die Vögel vertreiben, daß sie den Früchten keinen Schaden thun. Wenn man den Hünern die Zunge mit Knoblauch reibet, so wird der Zipf, oder Pip damit curiret. Zerschnittener

Knoblauch hinter die Ohren geleget, stillet auch sogleich die Zahnschmerzen. Ingleichen soll der zerriebene Knoblauch in der Hand gehalten, das Schluchsen vertreiben.

Gauchheil, oder Anagallis, welche die Kräutersammler wohl kennen, ist ein vortrefliches Mittel, wenn jemand von wüthenden Hunden, oder andern Thieren gebissen worden, und dieses wird sodann als Pulver eingenommen. Man sammlet es vom neuen bis alten Johannistag, Mittags von 11. bis 12. Uhr, es hat purpurrothe Blumen, läßt es an einem schattigten, aber nicht dumpfigten Ort langsam trocknen, verwahret solches hernach in Schachteln, welche innwendig mit Papier beleget sind, wenn nun ein Mensch von einem wüthigen Thier ist gebissen worden, so gebe man ihm von diesen gepülverten Kraut 1. Quintlein schwer, oder 3. bis 6. Messerspitzen voll ein Gauchheilkrautwasser, oder auch nur in Thee, lasse ihn einige Stunden darauf des Essens und Trinkens enthalten. Des andern Tages, oder eher, kann man das wiederhohlen. Es ist dieses bewährte Mittel in verschiedenen Fürstenthümern und Herrschaften durch den Druck bekannt gemacht und dabey befohlen worden, solches Kraut jährlich in jedem Dorf zu sammeln, und ein Pulver daraus zu machen, und dann sofort trocken zu verwahren.

Angelicawurzel gekauet, und in die hohlen Zähne gethan, stillet derselben Schmerzen, auch äusserlich gebraucht lindert es die Magenschmerzen.

Anissaamen, hat so viele Tugenden, daß man ihn in der Arzeney die Seele der Lunge und das Labsal der Eingeweide nennet. Er hat die oberste Stelle unter denen sogenannten 4. grösten warmenden Saamen, vertreibet die Blähungen, befördert die Verdauung, wenn er nach der Mahlzeit genossen wird, stillet das Gurren im Bauch, und das Schluchsen. Den mit Zucker überzogen des Morgens gegessen, verbessert den übelriechenden Athem. Nach der alten Regel der Scholae Salernitanae heisset es: Emendat visum, stomachum emendat anisum. Zertheilet die Wunde, stillet die Colic, thut das beste bey denen Clystieren. Zum Anisbrandewein nimmt man ein halb Pfund guten Thüringer Anis, zerquetschet ihn im Mörsel, 1. Loth weissen Weinstein, 1. Maas ordinairen Brandwein.

Gänßerig, ist ein trefliches nutzbares Kraut in den Apotheken wider den Nierenstein. Das Kraut in Wein geleget, vertreibet die Gelbsucht. Auf die Fußsohlen geleget, thut es dem weiblichen Geschlecht viel gutes. Auf die Brüste gebunden, vertreibet es die Milch, und zertheilet die Knollen. Ueber die Stirne geleget, stillet es das Nasenbluten.

Vor alle Schaafkrankheiten dienet der Schäfer Geheimnuskraut, zu latein Petasides genannt, dessen Wurzel klein unter das Futter geschnitten, vor alle Krankheiten hilft.

Nachricht vom Bierpräuen.

Dazu wird erfordert

1.) gutes Getraid, nemlich Gersten, Waizen, und Haber.
2.) Weiches Fluß- oder Regenwasser.
3) Gute grobe Körner, wohlgebutzter Körner an Haber ꝛc.

Als

Alle 3. Sorten von ersteren, müssen tüchtig, wohlgewachsen, vollkörnig, und nicht beregnet oder ersticket seyn.

Regen- und Flußwasser, ist besser zum einweichen und sieden, als Bronnenwasser. An dem Hopfen ist viel gelegen. Ein gutes Getraid muß zu tüchtigen Malz gemacht, in laulicht Wasser eingeweichet, auf dem Schwelkboden muß es wachsen und keimen, dann wird es an die Dörre gebracht, und allmählig abgedörret, jedoch immer ist es besser, je dünner das Malz aufgeschüttet wird, denn je heller und weisser wird es. Gerstenmalz giebt kühles, Waizen aber hitziges Bier, drum meliret man es. Haberbier ist gesund und kräftig, so lange die Gerste in der Weig liegt, so muß das Wasser etlichemal abgelassen, umgerührt, und frisches daran geschüttet werden. Der Hopfen ist ein wesentliches Stück beym Brauwesen, dessen Gewächs und Beschaffenheit ist verschiedentlich. Hier zu Land hält man den Langenzenner, Spalter, und Absperger Hopfen vor den besten, auch der Böhmische ist gut, es liegt viel daran, daß der Hopfen zur rechten Zeit abgenommen, auf dem Boden getrocknet, sodann in Stübigen vest eingetretten, und vor der Luft und Feuchtigkeit wohl verwahret werde, thut man ihn zu bald von den Stangen herab, so bleibet die Dollen oder Knopf zu, und giebt übles Bier, wartet man zu lang, bis der Hopfen die Blätter aufgemacht, so flieget der gelbe Staub als das Beste und aromatische davon, und der Hopfen hat schlechte Kraft mehr. Alle zum Malzen gebrauchende Früchte dörfen nicht über ein Jahr alt seyn. Gerste vom mageren Land ist allezeit besser, als die von fetten und gepferchten Aeckern, unreife Gersten tauget gar nichts, Zehend- und Gültgetraid ist nicht so gut, als was auf einem Boden gebauet wird, altes, nemlich jähriges Malz ist besser, als ganz junges. Wenn man es in die Mühl zum Schroten führen will, so muß es 24. Stunde zuvor mit einem Gießer voll Wasser mäßig besprenget, und umgerühret werden, sonsten verstaubet sich zu viel, wird es aber zuviel eingenetzt, so schmiert sich das Malz auf die Mahlsteine. Am besten wird man vor dem stehlen der Müller verwahrt, wenn das Getraid in die Mühlen, oder das Malz aus derselben gewogen, und der Abgang bestraffet wird; zu grobes Malz tauget nicht, weil nicht alle Körner zerrissen werden, zu klares Malz macht, daß im Einweigen solches als ein Teich zu Boden fällt, und unkräftiges Bier giebt; die Malzkörner thun einige von den Malzbrechen weg, weil es bitteres Bier geben soll, diese taugen eingeweigt zum Füttern des Viehes, und auch zum Dung auf die Wiesen.

Wenn das Malz gebrochen, so darf es nicht über ein paar Stunde, zumahlen im Sommer in Säcken gelassen werden, sonsten erwarmet es, und giebt sauers Bier.

Wenn das Malz von der Maischkuffen gethan worden, so muß solches Anfangs, bey einen Drittel hoch mit laulichtem Wasser angefüllet seyn, zu heiß und zu kalt ist beydes schädlich, hernach wird es vollends mit siedendem Wasser angebrühet und bey einer halben Stunde lang recht herum gerühret, daß die Kraft oder Hülse gehet, wenn das Bier und Malz miteinander im Kessel gesotten wird, so muß man es fleißig auf dem Boden umrühren, daß sich das Malz nicht anlegt, und verbrennt. Daben ist die Nachläßigkeit des Feuers wohl in acht zu nehmen, deswegen soll man klein gespaltenes Holz, und keine ganze

Scheute unter den Kessel legen, wie faule Bräuknechte thun, und hingegen wird der Kessel währenden siedens bedeckt, so bleibt die Kraft beysammen, und steigt nicht sowohl im Dunst auf. Zu Auflösung des Hopfens, müssen auf 1. Pfund 30. bis 40. Maas Bier von der ersten Würze genommen werden.

Ein gutes tüchtiges weises Bier zu prauen, darf man zu einem Nürnberger Simra Malz nicht mehr als 16. Eymer Wasser nehmen, und zum braunen nur 12. bis 13. Eymer, was drüber geschiehet, ist verbotten, und giebt schlechtes Bier. Manche schütten hernach, wenn alle Wurz oder Bier abgelassen, auf die Tröber noch halb so viel Wasser, und lassen die noch übrige Kraft vollend herausziehen, es auch sieden, nehmen den schon gebrauchten Hopfen dazu, und machen ein Nachbier oder sogenannten Covent. Mit vier Schock Wellen oder Reißig kann man so viel als mit einer Klafter weichen Holz ausrichten, wann der Praumeister acht hat. Von dem Kessel kommt das Bier auf die Kühlung, wird allda beständig umgerühret, daß es bald kühl wird, hernach wird es in die Kufen gelassen, und wenn es noch laulich, ihm die Höfen gegeben, sonach in den Keller gelassen, und allda in die parat liegende Fässer gefüllet, diese aber voll gefüllt und etwas schreg geleget werden müssen, daß die Höfen bald heraus schieben kann, welche in dem Trog verwahret, nach einiger Zeit das klare Bier davon abgelassen, zum fernern Auffüllen gebrauchet, und dann, wenn es keine Höfen mehr schiebet, die Fässer wohl zugespundet und verführet, die Höfen aber sogleich verkauft werden. In den Privathaußkellern muß aber das Bier wenigstens 2. oder 3 Tage ruhig liegen gelassen, der Spund geöfnet, das leere mit frischem Bronnenwasser aufgefüllet, die Höfen vollend heraus geschoben, und dann das Faß mit einem hohlen Spunt, welcher 6. Zoll lang, zugemacht, in diesem ein Loch eines Federkiels dick, gebohret, mit einem Zwicker verstopfet, und so oft man Bier heraus lassen will, muß dieser Zwicker so lange auf. alsbald darnach aber wieder zugemacht, und der Spunt gar nicht geöfnet werden, geschiehet dies nicht, und das Bier wird zu bald angestochen, so wird es schaal, und man schmähet auf den unschuldigen Präumeister, oder die Mägde trinken zu viel Bier, und damit sie in der Rechnung bestehen, füllen sie das Faß mit so viel Wasser, als sie ungebührlich ausgetrunken, und dann folget ja freylich zuletzt ein sehr schlechtes Bier. Eine Ursache, daß das Bier im Sommer bald sauer wird, ist auch mit, wenn leere Bierfässer lange auf der Gassen stehen bleiben, dardurch versäuern, und der Praumeister schwankt und brühet solche nicht vorher wohl aus, mit Wasser, worinnen Wachholderstrauch gesotten worden, aus welcher Unterlassung nichts als schlechtes Bier alsdann folgen muß.

Von den Dächern auf den Gebäuden.

Von der Proportion der Dächer auf den Häussern, ist zu merken, daß solche bey Scheuern und Stallungen eine Ausnahme finden, wo sich die Grösse des Daches nach der Fütterung des Viehes und Strohes richten muß. Die Proportion der gemeinen Dächer zu finden,

finden, geschiehet also: Man nimmt die ganze Breite des Hauses zur Grundlinie an, theilet solche in 2. gleiche Theile, errichtet aus deren Mitte eine Perpendicularlinie, und theilet darauf die Helfte der Grundlinie in 3. gleiche Theile, davon man die Weite eines Theiles nimmt, und solche 4mal in die aufgerichtete Linie träget, sodann von beyden Enden der Grundlinie 2. schiefe Linien bis zum 4ten Theil ziehet, so hat man die Höhe des Daches, die Sparren richten sich nach der Länge und Schwere des Daches. Man hat aus der Erfahrung, daß zwey in der hohen Kante aufeinander gelegte Hölzer der Last einen beynahe unglaublichen Widerstand leisten, als wenn solche auf die breite Seite geleget werden, 2. also gelegte Latten werden den Beweis im kleinen geben. Die Ziegeldächer gehören zwar ohne Widerspruch in die Classe der guten und dauerhaften Dächer, allein es wird auch vieles darzu erfordert, wenn sie dieses Lob mit Grunde verdienen sollen.

Die Ziegel müssen aus gutem Thon gemacht, dieser wohl gebächert, gereiniget, getretten, und wohl ausgebrannt seyn, die Güte der Ziegel wird aus ihrer Festigkeit, Leichtigkeit, und reinem Klang beurtheilet, wenn ein Ziegel gewogen, ins Wasser geleget, nach einiger Zeit herausgenommen, und wieder gewogen, schwehrer als vorher befunden wird, so ist er nicht recht ausgebrannt, folglich untüchtig, verfaulet nach Jahr und Tagen auf dem Dach, und der Eigenthümer hat doppelte Kosten; die Ziegel müssen ihre Proportionirte Breite und Länge haben, sonsten wenn Ziegel von zweyerley Modeln auf das Dach eingestossen werden, verursacht es Lücken, und wenn die Wetterseite nicht wohl mit Kalchmerthel verkrötet, so muß das Gebäu Schaden leiden; anstatt des verkrötens nehmen einige Waldmoos, und stopfen es zwischen die Latten anstatt des Kalchmertels, noch andere nehmen zerstossene Flachseicheln auch den Abgang von gedachten grossen Spitzen, machen ein Gemeng von Laimen, und verstreichen damit die Ziegel zwischen denen Latten, welches das beste Mittel ist.

Zu den Thurndächern sind die glaßierten Ziegel die dauerhaftesten, aber auch kostbarer als jene; es giebt auch zweyerley Dächer, doppelte, und einfache, erstere werden 6. Zolle weit gelattet, ein einfaches Dach aber wird 8. Zolle weit gelattet, die Ziegel dichte neben einander geleget damit zwischen zwey allezeit eine Schindel geleget, um die Wetterseite wird Moos verstecket, diese Dächer sind leichter und haben weniger Ziegel nöthig. Ein ordinaires Dach mit Ziegeln zu bedecken, gebühret dem Maurer von 1000. Stücken 37½ kr. Lohn, denn es kann und muß ein Mann in 10. Stunden 500. Ziegel eindecken, und also in einer Stunde 50. Stücke.

Siehe Herrn von Heims entdeckter Vortheil von Ziegeldächern.

Mittel gegen die Bräune der Schweine.

Man nimmt vom Frühjahr an, da die Schweine ausgehen, bis in den Herbst auf ein Schwein von einem halben Jahr und darüber, wochentlich einmal eine Hand voll Holzasche, für jüngere Schweine oder Ferkel eine halbe Hand voll, und laß solche unter gutes

Futter gemenget die Schweine einfressen. Den Winter hindurch braucht man es alle Monathe nur einmal; es schadet auch nicht, wenn man den Schweinen alle Wochen einmal obige Portion Asche giebet, das Mittel ist zwar gering, aber desto nüzlicher, denn was könnte nüzlicher gegen die Halsentzündung und alle Fälle dienlicher seyn. Ist nach 17 jähriger Praxi zuverläßig.

Mittel wenn die Pferde von Würmern geplaget werden.

Giebt man ihnen die Blätter vom Buchsbaum klein geschnitten unter dem Haber und Heckerling zu fressen. Buchsbäume, Buchs ist das einige, welches wie ein Stein im Wasser zu Boden sinket.

Einige Mittel wider die Hüneraugen.

Die Beschwerlichkeit rühret von engen Schuhen her, weil nun der Strumpf so nahe an den Zehen lieget, so verursacht er das Einwachsen der Nägel, und eine Härte, wo der Strumpf zu genau anliegt, dies zu verhindern nimmt man eine starke bis 3. Zoll lange Stecknadel, bindet einen starken Faden daran, stecke solchem mit Vorziehung des Strumpfes ein paar Zolle zurück, schliesset damit in die Schuhe, und ziehet die Nadel hernach wieder heraus, zu dem Oberleder des Schuhes aber soll man dünnes und geschmeidiges Leder nehmen.

Ein anderes.

Man nehme Hauslauch, das auf den Dächern wächset, ziehe die oberste Haut davon ab, binde diese abgezogene Hauslauch auf das Krähenauge, kratze alle Morgen und Abends stark an demselben, lege das Hauslauch wieder auf, und brauche dies einige Tage, so wird das Hüneraug vergehen. Ingleichen, man schneide die Wurzel derer Hüneraugen bis auf den Grund aus, doch daß es nicht bluten möge.

Vom Anbau des Buchwaizen oder Heydel.

Der Buchwaizen ist eine Pflanze, welche auf leichten und sandigten Boden wächst, und ist als ein Küchengemüs bekannt und nüzlich; wenn solcher auf einem Acker gebauet wird, vertreibet er die Quecken, und wenn nach ihm Korn auf dem Acker gebauet wird, so wird solcher so rein, daß man sich verwundert, er hat breite Blätter, und bedecket den Acker fast ganz. Die Saatzeit des Buchwaizen geschiehet bey trockenem Wetter 8. Tage vor oder nach Urbanitage, wenn aber das Getraid vom Hagel erschlagen wird, und der Acker frisch umgepflüget werden muß, säet man mit Vortheil Buchwaizen darein, und bekommt fast eine eben so reiche Erndte, der Buchwaizen, wenn er im Herbst noch blühet, und abge-

mähet

mähet wird, ist ein treffliches Futter vor das Vieh. Die Buchwaizenblüthe ist die beste Nahrung vor die Bienen, deswegen bauet man ihn gerne nahe an die Bienenstöcke; der Siberische Buchwaizen ist der beste und nützlichste, und verträgt solcher grosse Kälte, er dienet zu künstlichen, weil er so häufige Schößlinge und Blätter ansetzet, und in 2. Jahren Saame davon gezogen werden kann.

Butter zu machen, der dem Holländischen ganz gleich ist.

Man nimmt in dieser Absicht ein Pfund etwas alten Holländischen Käs, säubert ihn von aller Unreinigkeit, rühret ihn hernach unter soviel Raum oder Sane, als zu ungefehr 8. Pfund Butter erfordert wird, wenn der Käs mit dem Raum etwas verrühret worden, daß er keine Knollen mehr hat, so mischet man vollend alle übrige Sahne oder Raum, und buttert solchen im gewöhnlichen Butterfaß oder Raumfäßlein, so beständig umgedrehet wird, aus, es wird dieser Butter eben so gut, schön, fett, wohlschmeckend, als der würkliche Holländische Butter. Solchem eine gelbe Farbe zu geben, so nimmt man in Holland die Ringelblumen, zerreibet die gelben Blätter mit etwas Raum, biß dieser ganz goldgelb geworden, alsdenn wird dieser Raum durch ein Tuch geseigt, und das Butterfaß zum andern Raum geschüttet, so bekommt man gelben Butter, wie der Holländische.

Nota Wenn ein wenig gestossener Zucker, Alaun, oder Seife in das Butterfaß geworfen wird, so kann man keinen Butter zuwege bringen, man mag sich auch bemühen, wie man will, deswegen ist sich in acht zu nehmen, daß nicht böse Leute einen Possen dabey spielen.

Böckelfleisch einzusalzen.

Man gebraucht ein gutes Weinfaß, darein ein halber oder ganzer Centner gehet, bruhet es wohl aus, bestreichet den Boden und Seiten mit Salpeter und Salz, leget alsdann das Fleisch schichtenweis drein, gebrauchet aber zu 100. Pfund Rind- oder Schweinenfleisch 5. Pfund recht abgetrocknetes Salz, und 4. Loth wohl zerstossenen Salpeter womit das Fleisch gerieben, und so schichtenweis eingeleget, unter und mitten mit Wachholder und Lorbeerblättern auch Roßmarin und Salbey bestreuet, alsdann wird das Faß zugespundet, und wohl verwahret, daß keine Lacken oder Brühe herauslauffen kann, in ein kühles Ort gestellt, täglich umgewälzet, auch das Faß manchmal umgestürzet, damit die Brühe alles Fleisch befeuchte, anstatt des Fasses kann man auch ein Fleischstübchen nehmen, einen Deckel darauf, solchen wohl beschwehret auf das Fleisch legen, die Brühe durch einen Zapfen alle Tage ablaufen lassen, und das Fleisch übergiessen, wozu auch frische Läcke genommen werden kann, wenn die erste zu wenig ist; Rind- und Schweinenfleisch in einem Stübig thut nicht gut, das Rindfleisch darf nur 3. Wochen in solchem Böckelfaß liegen, das Schweinen Fleisch aber 8. Tage länger. Damit man den Fleischstübig nicht allezeit eröfnen

eröfnen darf, wenn etwas zum verspeisen heraus genommen wird, so sind die kleinen Fäßlein besser, damit weniger Luft zum Fleisch kommen kann, um desto mehr Läcke oder Brühe zum bespritzen des Fleisches zu bekommen, nimmt man zu 4. Maas Wasser 2½ Loth Salz, läßt die Vermischung so lange kochen, bis ein Theil eingesotten, und das Fleisch aufgelöset ist, die beste Zeit zum Einböckeln, ist die Zeit gegen den Winter, wenn man beym Kochen des Fleisches findet, daß es etwas zu scharf seye, so darf man es nur etliche Stunden zuvor in frisches Wasser legen.

Nachricht von dem Dotterbau, woraus ein gutes Oel zum Brennen und Eßen zu schlagen.

Der Dotter wächset gemeiniglich als ein Unkraut unter dem Lainsaamen, und wird ehe der Flachs gerupfet wird, ausgejätet, daß aber aus solchem Saamen ein so reiches und nuzbares Oel zu erlangen seye, hat noch niemand als der Herr Author in dem 3ten Jahrgang Hannoveranischen Magazins pag. 351. 606. und 1498. angemerket: man säet solchen Saamen im Frühling mit dem Flachs oder Gerste, wird nach der Zeitigung, entweder mitgeschnitten oder allein gebauet, ausgerauffet, gedroschen, und sodann auf die Oehlmühle gebracht, wo das Oehl die Baukosten richtig ersetzet, da das Leinöl eine Zeit her so hoch am Preis gestiegen, daß der Centner bereits vor 28. bis 30. fl. gebotten wird, so ist es wohl der Mühe werth obigen ergiebigen Dotterbau mehrers zu beherzigen.

Mittel, daß kein Wild auf einen Saam- oder Krautacker, auch nicht auf die Wiese komme.

Nimm 2. 3. Loth Asa foetida, bestreiche damit alte Lumpen, und hänge solche auf Stecken 3. Schuhe hoch um den Acker oder Wiese, je alle 10. Schritte einen, so wird man keinen Schaden vom Gewild, es seye rothes oder schwarzes Wildpret, spühren.

Mittel wider den Brand in dem Getraide.

Man weichet das Saamgetraide entweder in See- oder Salzwasser, und wo dieses nicht, in Kalchwasser, welches allemal den nemlichen Effect thut, aber nur etliche Stunden lange, säet es hernach mit Asche vermischet aus.

Vom Haberbau.

Es giebt verschiedene Sorten Haber, als: Grauhaber, Schwarzhaber, Sichelhaber, Weißhaber, Türkischer Haber, unter allen aber ist der Englische Haber der schwerste, Mehl-

Mehlreicheste und beste; wenn man den Saamen von dorther gut bekommt, er ist so schwer als die Gerste, und darf man den Pferden nur die Hälfte zu fressen geben. Die beste Zeit ist den Haber zu säen, im Februar, wenn nur der Boden offen, und der Schnee weg ist, daher das Sprüchwort kommt:

Je eher in den Boden, je eher heraus.

Item: Den Haber säe im Hornung wohl,
So werden deine Scheuern voll.

Der Wild, oder Flughaber ist ein Unkraut und sehr hart zu vertreiben. Wenn der rechte Haber 4. Zoll hoch gewachsen, so lassen verständige Landwirthe eine hölzerne Walze darüber wegfahren; dardurch bekommt die Pflanze frische Erde, ihr Wachsthum wird merklich befördert, der Boden eben gemacht, daß die Mäher in der Erndte desto genauer an dem Boden hinweg hauen können, dann die Sense ist allemal besser als die Sichel, bey Einerndung dieser Frucht. Beym Binden werden die Hauhecheln ausgeworfen, damit sich weder Menschen noch Vieh an diesem unnützen Kraut stechen mögen. Der Haber wird am besten in der Kühlung oder beym Mondschein gemähet, um welche Zeit auch die Garben erst gebunden und alsdann eingeführet werden. An einigen Orten pfleget man den Haber unter das Gerstenmalz zum weissen Bier zu mengen. Es ist solches geschmacker, gesunder, und von schöner Farb. In Breßlau ist das blosse Haberbier sehr Mode. Habergrüze giebt in der Haushaltung gutes, ja vortrefliches Gemüs.

Den Pferden soll man vor Michaelis keinen neuen Haber zu fressen geben, denn er stopft, daß sie nicht pferchen können, auch die Drußen darvon bekommen. Gesottener Haber den Kühen gegeben, oder Wasser worinnen solcher gesotten worden, verschaft vielmehr Milch.

Haberstroh wird den Stutten und Göltenvieh, anstatt des Heues vorgeleget, den Pferden werden die Zähne davon stumpf. Haberschroth ist vor die Jagdhunde am gesündesten, etliche rohe Haberkörner gegessen stillet das Sodbrennen.

Wenn ein Pferd nicht Stallen kann, so siede man genugsamen Haber zum dritten Theil ein, und gebe ihm solchen ein.

Ein bewährtes Mittel zu Heilung der abscheulichen Krankheit des Krebses.

Man nimmt von dem sogenannten Schiffstheer, womit die Schiffleuthe ihre Schiffe verstreichen, welcher zwar eigentlich aus Norwegen kommt, aber auch in Franken aus alten Fornenen Stöcken in den Theeröfen geschmaucht und gebrennt wird, legt solchen alltäglich über den Schaden, wie ein Pflaster, so wird es solchen curiren.

Die so schädliche Disteln auf den Aeckern zu vertreiben.

Man darf nur die Disteln auf den Braachäckern den Sommer über mit der Sense 2mal abmähen ehe sie zur Blüthe und Saamen kommen, so wird man solch Unkraut bald ausrotten.

Vom Mist oder Dung.

Der Dung ist unstrittig das Fundament der ganzen Landwirthschaft zu nennen, ja als die Quelle aller Reichthümer des Ackerbaues.

Er wird entweder aus dem mineralischen und Erdenreich selbst, oder aus dem vegetabilischen und Pflanzenreich, oder aus dem animalischen und Thierreiche genommen, jedoch gebühret dem Mist, der aus dem Thierischen und Pflanzenreich entstehet, vor allen andern der Vorzug. Man hat natürlichen und durch Kunst zubereiteten Dung.

Der letztere wird erzielet, wenn bey den Stätten, oder auch geringern Orthschaften, an etwas abgelegnen Gegenden, viereckigte Kästen von Quatern oder Holz 12. Schuh im Quadrat, frey von der Sonne, eingefaßt, und in solche allerley Unrath, Gassenkehrig rc. durch den Moder- oder Karrenmann zusammen geführet und geschüttet, oftmahls mit Mistlauche auch Saifenwasser und Wäschlauche, nebst der Asche, dann Blut von Thieren begossen wird; man kann auch Kalch, Fichtennadeln, Tauben- Hüner- und Gänsemist, Erlenlaub, Holzerde, Sägspähnen, Bohnen, und Erbesstroh, darunter, ja die Erde von Abtritten oder Priveten, wo eingestreuet worden, nehmen, ingleichen thun die Tröber von ausgepreßtem Obst oder Weintrauben, Disteln, Farrenkraut, Schelfen von Rüben, Wurzeln rc. nicht weniger was von Viehgeflügel abgehet, thut ungemeine Dienste dazu. Alsdann bedecke man das angefüllte Magazin mit Laimenerde rc. Wer den Kühstalladel oder Urin in einer Grube des Hofes verwahren, und den Ablauf aus dem Stall dahin leiten kann, ohne daß Regenwasser dazu komme, sonach diese Mistlauche im Febr. auf die Aecker und jedoch mit etwas Teich- oder Flußwasser vermischt, führet, wird grossen Nutzen davon bekommen, sowohl auf Aeckern, Wiesen, als Würz- oder Küchengärten. Die Mistlauche oder Gauge ist die Goldgrube bey einem Bauernhof, nur daß kein Regen oder anderes Wasser dazu komme, welche sie entkräftet, dahero thun diejenige übel, welche ihre Miststätte so anrichten, daß solche über, und die beste Kraft auf die Gassen lauft, anstatt man solche zu verwahren, mit einem dicken Pfahl Löcher in den Dung stossen, und die Mistlauche dahinein giessen sollte, um die Kraft des Mists dadurch zu verstärken.

Wer trockene Erde in einen Viehstall, es sey vor Rind- oder Schaafvieh, streuet, und solche durch den Urin des Viehes anschwängern läßt, bekommt vielmehr des besten Dungs. Das sogenannte Dungsalz, wovon ehedem so viel gerühmet worden, hat sein Renomee längst verlohren, dagegen lobt man den aufgestreuten Gips, und das sogenannte Salzbezig, wo dergleichen in der Nähe zu haben. Salpeterasche und Küchensalz sind bekannte

kannte aber kostbare Mittel zur Besserung der Aecker und Wiesen. Das Schaafpferchen der Aecker, weiß jeder Hauswirth, mit wie viel Schaafen, und in wie viel Nächten ein Morgen Acker gepferchet werden könne. Manche halten es mit denen Schäfern, daß sie ihre Heerde den Mittag über auf einen Acker einige Tage stellen, wovon der Besitzer auch grossen Nutzen hat.

Noch andere Dinge, als Stücklein Leder von Schustern, wollene Flecke von Schneidern, Ofenruß, Hornspähn von Pferdhufen, Klauen des Viehes, gestossene Beine, Schwitzhaar der Gerberenen, Blut von Thieren. Einstreuung in die Privetten und Cloaqnen, da vernünftige Bauern sich heut zu Tag nicht mehr schämen, den Menschentung aufzuladen, und auf ihre Felder zu führen, all solche Stücke geben guten Dung.

Noch viel mehrern und bessern Dung ist die längst aus der Erfahrung angepriesene **Stallfütterung**, wodurch offenbar weit mehr Dung erlanget wird, den das Vieh beym Aus- und Eintreiben und auf der sogenannten Weyd verliehrt, deswegen auch solche **Stallfütterung** schon vielen Herrschaften anbefohlen, und bey den meisten Dorfschaften eingeführet worden, es mögen auch noch so viele Einwendungen dagegen geschehen.

Wer Gelegenheit hat, Schlamm und Weyhererde im Herbst auszuschlagen, im Winter frieren und austrocknen zu lassen, sodann im Frühling auf seine Wiesen zu führen, wird Klee genug bauen; welche Art Fütterung jetzo dergestalten Mode wird, daß man an vielen Orten ganze Aecker voll Klee bauet, und mehr dann noch so viel Futter, als auf einer ungedungten Wiese bauet.

In der Nürnberger Zeitung des 1777. Jahrs vom 19. November, wird gemeldet, daß der rühmlichst bekannte Herr Canonicus Wöllner in Berlin, dem auch berühmten Landwirth, Herrn Pfarrer Meyer, zu Kupferzell, einen Versuch zu Düngung des Ackers **ohne Düngen**, zur Prüfung zugeschickt, wir haben aber noch nicht das Glück gehabt, etwas davon zu lesen, sondern überlassen vorstehendes zur Prüfung.

Bewährtes Mittel gegen das eingerissene Sterben der Geiße.

Man gebe einer jeden Geiß einen Morgen um den andern zu 3. wiederhohlten malen etwa einen halben Löffel voll gemeinen Kochsalzes ein, sowohl denen schon Kranken, als auch den noch gesunden.

Präservativmittel gegen die Hornviehseuche.

Ehe man im Frühling das Hornvieh auf die Waide treibet, so soll man jedem ein Stücklein Hering in den Hals stecken, und zu fressen geben; um Johannis und Bartholomäi soll man einem erwachsenen Stuck Vieh 2. Loth, einem jungen $1\frac{1}{2}$, und einem Kalb 1. Loth Salpeter eingeben, dies reiniget das Vieh ganz ungemein.

Von Reparirung zersprungener Glocken.

Man darf nicht glauben, daß die Risse einer zersprungenen Glocke, gleich die Umgiessung derselben erfordern, wodurch manchem Heiligen Corpore so grosse Kosten verursachet werden; das beweiset folgendes Exempel: Als nach Kaiser Carl VI. Tod, ein ganzes Jahr alle Glocken eine Stunde lang geläutet werden musten, so zersprung die gröste Glocke in Fürth, da wo der Schwenkel aufschluge. Ein Uhrmacher allda feilte den Sprung ganz aus, verhängte die Glocke so, daß der Schwengel auf einer andern Seite anschlug, dadurch bekam die Glocke ihren natürlichen Klang wieder. Wer mehrere Nachricht davon verlangt, der kann sie bey dem Geistlichen des Orts bekommen. Siehe Hannoveran. Magazin 1767

Probate Kitt zu denen Oefen.

1. Pfund Silberglett	—	—	—	8.	kr.
1. Pfund Kupfervitriol	—	—	—	7½.	kr.
1½. Pfund Feilenspähn	—	—	—	4.	kr.
½. Pfund Glaßmehl	—	—	—	½.	kr.
½. Pfund Kieselsteine	—	—	—	½.	kr.
½. Pfund Ziegelmehl	—	—	—	½.	kr.
1. Pfund Knoblauch	—	—	—	2.	kr.
¼. Maas Weineßig	—	—	—	2½.	kr.
				25½.	kr.

Diese Stücke werden klein gestossen, mit dem Eßig angefeuchtet, sodann mit einem Pensel der Ofen, nachdeme die Fugen gut ausgesäubert worden, eingestrichen, und wird vorstehendes Gewicht zu 3. Oefen hinlänglich seyn.

Vor das Miserere eines Menschen.

Nimm: 1. Loth Senneblätter
1. Loth Manna.

Beedes wird eine viertel Stunde lang in ½ Maas Wasser gekocht. Dann nehme 4. Loth feinen weisen Zucker, stosse solchen klein, und röste ihn in einer Pfanne daß er braun wird; dann nimm von obigen 1. Löffel voll, schütte es in den Zucker, und laß es wieder aufkochen, thue 2. Loth Baumöl darunter, und schütte jetzo alles mit dem obigen durcheinander, und lasse es dem Patienten auf zweymal laulicht austrinken.

Fränkische ökonomisch-landwirthschaftliche Manchfaltigkeiten.

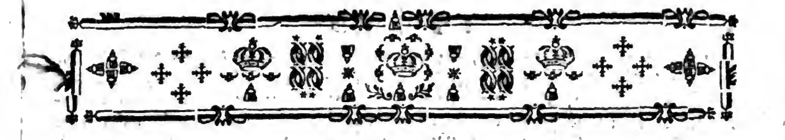


Des zweyten Bandes fünftes Stück.

Schwabach,
Gedruckt und verlegt von Johann Gottlieb Mizler, Hochfürstl. privil. Buchdrucker.
1780.

Innhalt.

1) Von der Saat.
2) Flachs wie die schönste Seide zuzubereiten.
3) Einige wenige der untrüglichsten Wetterregeln.
4) Untersuchungen und Nachrichten von dem bisherigen mannichfaltigen Leinwandbleichen, nebst genauer Anzeige einer neuen Art, die ungebleichte Leinwand wohlfeil zu einer lieblichen Weise zu bringen; desgleichen wie solche im Holländischen zu Harlem, Flandern, Ravensperg im Preußischen tractirt wird.
5) Von der Kunst Pferde zu kennen.
6) Vortheile bey dem Pottaschensieden.
7) Das Sauerkleesalz zu machen, womit man die Dintenflecken aus dem weissen Zeug bringen kann.
8) Unschlitlichter, die lange brennen.
9) Mittel wider den weissen Kornwurm.
10) Ein anders wider den schwarzen Kornwurm.
11) Ein leichtes Mittel die Wanzen zu vertreiben.
12) Ein ander Mittel gegen die Wanzen.
13) Von Erhaltung der Victualien im Sommer, bey Mangel guter Keller oder Gewölbe.
14) Guter Glasleim.
15) Zerbrochene Gläser, Krüge, Töpfe ꝛc. behende zu leimen.
16) Holz vor Feuer zu bewahren.
17) Daß eine gemeine Lampe noch einmal so lange brenne, als sonsten.
18) Daß das Oel im Brennen nicht rauche noch ruse.
19) Ochsen, Kälber, Schöpsen oder Hämmel binnen Monatsfrist über die massen fett und mast zu machen.
20) Eisen mit Zinn zu löthen.
21) Messing zu löthen.
22) Kupfer zu löthen.
23) Wagenschmierflecken aus den feinsten tüchenen Kleidern auszumachen.
24) Ein Wasser zu machen, womit man aus Zeug und tuchenen Kleidern, die Wein- und Urinflecken, wenn es auch von Ratten und Mäusen seyn sollte, ausmachen kann.
25) Die blauen Flecken aus den gemeinen Kleidern zu machen.
26) Ein Pulver zu machen, womit alle Fett- und Schmalzflecken aus dem Sammet- Seidenzeug- und tüchenen Kleidern können auf das reinste ausgemachet werden.



Von der Saat.

Bey der Saat hat man hauptsächlich auf vier Stücke sein Augenmerk zu richten, nämlich:

1) Auf die Wahl des Saamens.
2) Auf die Zubereitung desselben.
3) Auf die Säezeit, und
4) Auf die Art zu säen.

Daß die gute vorsichtige Auswahl des auszustreuenden Saamens eine Sache von grosser Wichtigkeit sey, wird niemand in Abrede stellen. Denn zur Aussaat muß man den besten Saamen aussuchen.

Diesen aber erlanget man von demjenigen Getreid, welches am reinsten und gesundesten auf dem Feld in der Ernde befunden wird, und welches man, ohne im Regen gelegen zu haben, einbringen kann. Die Eigenschaften eines guten Saamens bestehen darinnen, daß er recht zeitig, völlig, schwer, goldfärbig, groß, ohne Runzeln, durchsichtig, rein, wohlriechend und jung seye. Wie dann ganz natürlich zu vermuthen ist, daß Körner vom stockenden und verbutteten Getreid, wenn sie runzlicht und übelriechend sind, nothwendig an der kränklichen Verfassung der Pflanze Theil nehmen, dahero kann freylich nicht so schönes Getreid von solchen erbauet werden, als es aus dem Saamen starker und gesunder Pflanzen wächset.

Bey einem guten Saamen ist demnach vor allen Dingen darauf zu sehen, daß selbiger in der Reife seine behörige Vollkommenheit erlanget habe, daß bey der Reinmachung die reinsten und vollkommensten Körner getrennet, und die zur Saat bestimmte, so bald nach der Ernde, als man nur immer dazu kommen kann, ausgedroschen werden, damit selbige vor der Ausstreuung recht austrocknen, zu welchem Ende sie auf dem Boden dünn auseinander geschüttet, und fleißig gerühret werden müssen, da man dann nachgehends am gewissesten die beste und stärkste Pflanzen zu erwarten hat.

Um aber die stärkste, und folglich auch die schwerste Körner, die ohnstrittig zum Saamen die besten sind, von denen abzusondern, die dazu nicht wohl taugen, und sie zugleich von allem Unkraut zu reinigen, lässet man durch einen starken Mann mit einer brei-

ten hölzernen Schaufel das Getreid aus allen Kräften gegen einen Winkel der Scheuer, oder noch besser auf einem breit gediehlten Boden hinwerfen. Alle leichte, kleine und verschrumpfte Körner, die nicht tüchtig zur Saat sind, desgleichen der Saame des Unkrauts, der nicht so schwer als derbes und gesundes Getreid ist, fallen nicht weit, was aber dick, groß und schwer ist, fliegt über das übrige hinweg, fällt weit davon nieder, und ist mit leichter Mühe zu sammeln.

Man muß aber auf die Ausdreschung dieser Körner besonders nach der Art, wie sie gemeiniglich mit Dreschflegeln auf den Scheurentennen verrichtet wird, sorgfältig Acht geben, denn dadurch werden öfters viele Körner so zerschmettert, daß es nicht möglich ist, daß etwas davon wachsen könne. Und wenn die Frucht nicht durchaus trocken und hart ist, so entstehet daraus noch mehr Unheil, inmassen alsdann desto mehr durch die Dreschflegel zerquetschet wird, zu dem Ende lässet man die Saamkörner lieber aus denen Aehren heraussuchen, oder über einen Balken eine Hand voll aus den aufgebundenen Garben auf ein- zwey- bis dreymal schlagen; hieraus werden eine Menge Körner zusammenkommen, die man zum Saamen nehmen kann, die also ausgeschlagenen Aehren kann man wieder zusammenbinden, und nach der Zeit mit dem Dreschflegel zu anderm Gebrauch ausdreschen.

Andere lassen wohl gar ihr Saamengetreid auslesen. Allein dies mag wohl im Kleinen, aber nicht im Grossen möglich seyn. Das Saamenlesen dienet auch nur dazu, daß man das Unkraut und etwa die zerschlagene und anbrüchige Körner absondern kann, daß aber alle ungesunde oder zum Aufgehen untüchtige Körner könnten gefunden und ausgelesen werden, ist nicht möglich, dann es kann unmöglich ein jedes Korn also betrachtet und erkennet werden, ob es die Saammutter noch, oder nicht, in sich habe.

Ein vorsichtiger Hauswirth wählet sich schon auf den Halmen die Frucht, wovon er das Korn zur künftigen Saat nehmen will. Denn man siehet auf den Halmen am besten, ob die Frucht am vollständigsten ausgewachsen, ob sie geil und übertrieben seye, ob der Grund, worauf er wächset, fetter seye, als der, wohin er gebracht werden solle, ob sich der Saame auf den Boden schicke rc. und man lässet zum Saamen schon in der Erndte das reinste und beste Getreid besonders legen, gemeiniglich aber nimmt man solches vorzüglich von denen Feldern weg, wo das Erdreich stark und gesund ist. Dann in dieser Erdart ist das Getreid besser genähret, schwerer und zur Vegetation tüchtiger, als im leichten Erdreich, wiewohl auch zugleich mit darauf gesehen werden solle, daß man von dem Getreid, auf welches im Brach- oder Heumonat viel Regen gefallen, keinen Saamen nehme, weilen die Körner, die im Regenwetter aufgewachsen, und reif geworden sind, niemalen von guter Eigenschaft seyn sollen.

Gemeiniglich wird zur Regel vorgeschrieben, darauf zu sehen, daß der Saame dem Alter nach nicht über ein Jahr habe, weilen, wenn vieles von der Generirungskraft evaporiret, nur die Helfte aufgehet. Jedoch solle alter Waizen, welcher ein Jahr lang gele-

gelegen hat, weit besser, als frischer Saame, gerathen, und dieses wird insgemein als das sicherste Mittel gegen den Brand angepriesen.

Die Meynungen sind zwar noch sehr unterschieden, ob der frische oder alte Saame vorzuziehen seye. Einige behaupten das erstere, andere das letztere, es wird aber weder die eine Meynung überhaupt anzunehmen, noch die andere schlechterdings zu verwerfen, sondern in diesem Stück auf den Unterschied und auf die Beschaffenheit der Himmelsgegend und des Bodens vielmehr zu sehen seyn. Dann das ist ausgemacht, daß der alte Saame, wenn er wohl getrocknet ist, in nassen Jahren, und wenn der Herbst lang dauert, mit grossem Nutzen gebraucht werde. Weil er trocken ist, so faulet er nicht so leicht durch Feuchtigkeit, und kann folglich auch nicht so leicht von den Würmern verletzet werden. Ueber dies kann er auch besser Wurzel schlagen, weil man ihn früher säen kann, und die Wurzeln können alsdann der Kälte besser widerstehen. Wenn man hingegen trockenes Wetter und einen spaten Herbst vermuthet, so scheinet frischer Saame dienlicher: dann dieser schlägt wegen der Feuchtigkeit, welche er noch in sich hat, geschwinder aus, und kann behörig Wurzeln machen, ehe ihn die Kälte des Herbsts überfället, wenn nicht der Winter gar zu bald einbricht. Dieses gehet aber nur auf die Winterfrucht; bey dem Sommerbau hingegen ist der neue Saame dem alten, ohne allem Zweifel vorzuziehen.

Man giebt ansonsten die Regel, man solle mit dem Saamen aller Arten von Feldfrüchten ändern. Vielleicht aber hat man die Ursachen, die dieses Verfahren höchst vortheilhaft machen, nicht sattsam in Betrachtung gezogen. Manche Gewächse halten sich in dieser Gegend besser, als in jener, sie wachsen in der Verfassung am besten, die man für sie die natürlichste nennen kann. Kranke Gewächse bringen ihren Saamen niemals zur Vollkommenheit, und diesem muß es ohne Zweifel zugeschrieben werden, daß der Saame, der in einer Himmelsgegend gesammelt wird, die der Pflanze nicht gemäß ist, dasselbe Gewächs nicht so vollkommen hervorbringt, als anderer Saame, der in einem ihrer Natur gemässen Land erbauet wird.

Noch eine Hauptursache, warum man gerne andern Saamen nimmt, ist diese, weilen gewisse Arten des Unkrauts an manchen Orten besonders gerne aufwachsen, und anderwärts nicht so leicht fortkommen. Wenn man also selbst erbauten Saamen säet, so vermehret er das Unkraut, das besonders auf dem Felde wächset. Nimmt man hingegen Saamen vom andern Boden, so befindet sich das Unkraut, welches man auf seinen eigenen Boden bringt, nicht aus dem Boden, der ihm am besten gemäß ist, und wird folglich dem Getreid am wenigsten Schaden thun. Die Erfahrung hat guten aufmerksamen Hauswirthen schon längstens bestärket, daß man den Saamen von einer benachbarten Markung mit weit vorzüglicherem Nutzen gebrauche, als den, der in dem nämlichen Feld gewachsen.

Was die Vorbereitung des Saamens anbelangt; so hat man in der Haushaltungskunst den Gebrauch, Getreid einzuweichen, sehr zeitig eingeführt, ob aber eine gewisse

 Kraft

Kraft in denen verschiedenen Einweichungen stecke oder nicht, können rechte Versuche am besten entscheiden. Von manchen will zwar das Einweichen des Saamengetreids nicht allein von gar keiner Nothwendigkeit, sondern auch dazu von keinem Nutzen gehalten werden, weilen die überflüßige Erfahrung zur Genüge lehre, daß der Saame von GOtt schon also in seiner Natur geseegnet seye, daß er seine Kraft zum Aufgehen und Wachsen, wann anders gute Witterung einfället, an sich habe, und man daher am besten thue, wenn man den Saamen ohne Quellen und Künsteleyen zu einer bequemen Witterungszeit in den Acker bringe, und nach der etlichtausendjährigen Art damit verfahre. Bey dem allen aber wird jedannoch das Einweichen des Saamgetreids in so weit für dienlich zu achten seyn, daß es von Unflath, von mancherley Saamen des Unkrauts, und von solchen leichten geringen und ungesunden Körnern, die nicht zum Säen taugen, frey gemacht, und so zubereitet wird, daß die Saamkörner zum voraus wohl befeuchtet werden, und viel besser ausschlagen, als ganz trockenes Getreid, woferne nach der Saat dürres Wetter einfallen sollte.

Eben deswegen hat man um so grössere Ursache das Einweichen mit allen Gattungen des Sommergetreids zu versuchen, da man sich nicht darauf verlassen kann, daß auf die Frühlingssaat so bald ein Regen erfolge, als wenn im Herbst gesäet wird. Je später demnach das Sommergetreid gesäet wird, desto nöthiger dürfte das Einweichen seyn. Die vollkommene Reinigung des Saamgetreids durch das Einweichen ist vielleicht größtentheils die Ursache, warum so vorbereitetes Getreid am wenigsten geneigt ist, rußigte Aehren hervor zu bringen. Das ist sicher, daß alle Laugen, deren man sich gemeiniglich bey dem Einweichen bedient, das Aufkeimen des Korns befördere, selbiges vor vielen schädlichen Zufällen, vor dem Rauben der Vögel, der Feldmäuse, der Schnecken und andern Insecten, nicht minder vor dem Schimmel bewahre, den Saamen stärke, die überflüßige Säfte verschlinge, und die Säure in der Erde zerstöre, sonderlich aber hält man diejenige Lauge, in welcher Kalk das Hauptwerk ausmachet, dem Ansehen nach vor eine von denen kräftigsten, und solle es hauptsächlich bey denen frischen Waizen-Saamkörnern überaus dienlich seyn, wenn sie vorher in eine von Kalk gemachte, und mit Kochsalz vermischte Lauge eingeweicht werden, indem die Insecten in denen Körnern, woher der Brand kommen solle, davon zerplatzen.

Gemeiniglich bestimmt man die Säezeit auf einen gewissen Monat, als bey der Wintersaat, da die beste Zeit drey Wochen vor, und drey Wochen nach Michaelis seyn solle, ohne zu betrachten, ob die Erde in gehöriger Verfassung zur Aufnahme des Saamens seye. Eben so wenig kann jemand mit Grund der Wahrheit versichern, daß eine frühzeitige Saat, die man größtentheils anpreiset, allemal und überall eine reiche Erndte beschleunigen werde.

Bey dem Säen in Frühlingszeiten ist ohnstrittig die beste Zeit, wenn die Bäume ihre Knospen ausbreiten, und niemand kann in Abrede stellen, daß eben die Kraft, die das Laub an denen Bäumen hervorbringt, auch die Feldfrüchte zum Wachsthum befördere, hingegen geben die Bäume im Herbst, wenn sie ihr Laub verlieren, wiederum ein all-

allgemeines Zeichen zur Saat, immassen die Natur andeutet, daß sie alsdann die Erde wider die Strenge des Winters verwahret, und mit dieser Düngung fruchtbar gemacht habe.

Eine sattsam gemäßigte Witterung, da es weder zu heiß, noch zu kalt, weder zu trocken, noch zu naß ist, hat vor allen andern einen grossen Einfluß in den Zustand der Erde, ist wesentlich nöthig, und muß sehr wohl in Obacht genommen werden, wenn man säet. Doch eine genaue Zeit, die für diese Arbeit am dienlichsten seyn möge, kann auf keine Weise unveränderlich fest gesetzt werden, sondern es wird allezeit dabey auf die dazu kommende verschiedene Umstände ankommen. In manchen Jahren ist die Witterung mehr oder weniger trocken. Eine hinlängliche Reihe wohl angestellter Versuche giebt in solchem Fall zwar die beste Anweisung, indessen wird die Säezeit doch niemalen auf eine gewisse Woche festgesetzet werden können.

So muß man zum Exempel, wenn man einen trockenen Boden besäen will, nasses Wetter abwarten, woferne der Saame von der Beschaffenheit ist, daß er es vertragen kann. Hingegen bey nassen Ländern trockenes Wetter erwählen. So sind auch alle Arten von Getreidsaamen im starken Boden besser in trockenen Tagen, als in feuchten zu säen. Wann man in trockenen Tagen den Saamen in Acker bringen kann, und es folgt bald ein warmer fruchtbarer Regen darauf, da ist zum Aufgehen die beste Hoffnung. Auf leichten Feldern ist das Gegentheil. Unter andern soll man den Waizen im nassen Wetter säen, dann vor dieses Korn ist das Wetter nie zu naß, so lange noch das Viehe durchkommen kann, hingegen soll der Roggen beständig in den trockensten Zeiten gesäet werden. Dieser kommt zur rechten Zeit ohne Regen auf, der Waizen aber, wenn er in trockener Zeit gesäet wird, liegt sechs Wochen oder noch länger, ehe er aufkommt, wenn kein Regen fället.

Alles Saamgetreid überhaupt bekommt am besten, wenn es in trockenem Wetter gesäet wird, nur der schwarze Haber machet von dieser Regel eine Ausnahme, denn er erfordert sehr viel Nässe, und wird ohne solche nicht gut fortkommen.

Ausserdeme kommt es auch darauf viel an, daß ein kaltes Land früher besäet werden muß, als sandigtes und warmes: mageres besäet man am spätesten.

Felder an der Sommerseite in einer warmen Gegend dörfen nicht so frühe bestellet werden, als magere gegen Norden, oder im Grund gelegene Stücke, Felder, die den Sommer über geruhet haben, soll man am ehesten besäen; hingegen andere, worauf den Sommer über in der Brach etwas angebauet war, bis auf die letzte Zeit liegen lassen u. d. m.

Alle diese Umstände zeigen zur Genüge, wie ungegründet es sey, wenn man sich mit dem Säen an gewisse Tage, oder wohl gar an gewisse nichts wirkende Himmelszeichen, oder an den Mondwechsel binden wollte, inzwischen wird es doch allemal vor besser gehalten, die Wintersaat eher zu früh, als zu spät, zu bestellen, woferne es anders die Witterung zulassen will, denn die Gewächse haben mehr Zeit zu Kräften zu kommen, und sich zu bevestigen, ehe der Winter kommt, und sind solchergestalten desto eher im Stande,

 die

die Strenge des Winters abzuhalten. Ihre Wurzeln sind alsdann länger, und folglich vester in der Erde, daher stehen sie desto weniger in Gefahr, durch den Frost ausgezogen zu werden.

So viel hingegen die Sommersaat anbelanget, so halten zwar die meisten Hausväter die späte für die beste, solche pflegt auch gemeiniglich prächtiger im Strohe zu stehen: die Frühesaat aber wird jedoch mehrentheils am besten in die Metzen geben. Ueberhaupt aber soll man das Getreid nicht in die Erde bringen, woferne die Beschaffenheit der Witterung nicht günstig ist. Gesetzt auch, daß die rechte Jahrszeit zu säen vorhanden wäre, dann obgleich zum Säen eigentlich ein schöner Tag und recht gutes trockenes Wetter zu wählen ist, so ist es jedoch unumgänglich nöthig, daß man, wann das Wetter sehr heiß und die Erde sehr trocken ist, vorher einen gelinden Regen noch abwarte; ansonsten taugt das Säen des Morgens sehr frühe nicht, und insonderheit thut dem Winterkorn der Nebel und Thau, so es einschluckt, grossen Schaden. Noch schlimmer aber ist es, wenn man, da es die Nacht gefroren hat, oder etwas Schnee gefallen ist, dennoch darauf säet.

Die Art zu säen, ist eine Sache von der größten Wichtigkeit, daß jedes Saamkorn tief genug, und nach der besten Art in die Erde gebracht werde, doch fehlet es noch an Versuchen, mit völliger Gewißheit zu bestimmen, wie tief eine jede Art von Getreid in verschiedenen Erdböden liegen müsse, so viel lehret indessen die Erfahrung, daß einerley Saamen im leichten Boden tiefer, als im schweren gesäet werden müsse, und daß Körner, die zu tief liegen, um in einem trockenen Jahr aufzugehen, im warmen und feuchten Wetter ausschlagen können. Unter zehen Ackerleuten verstehet kaum einer recht, wie man bey dem Säen zu Werk zu gehen habe. Ein Säemann muß keinen Fehler an der Hand haben, und die Finger alle gleich gut rühren und öffnen können; er muß sich einen gewissen Gang und Wurf angewöhnen; die auswerfende Hand muß mit dem fortschreitenden Fuß gleiche Zeit und Maas halten; er muß den Saamen weder zu dick noch zu dünn ausstreuen; er muß jede Sorte Saamen recht tractiren können, und verstehen, wie nach Beschaffenheit des Saamens und des Landes, dieser Saame dick, jener dünn, dieser nur mit vier Fingern, jener mit der ganzen Hand, dieses Stück geschwind, jenes aber langsam umgangen werden muß. Der Wurf muß in die Höhe geschehen, und je höher der Säemann den Wurf thut, desto besser ist es, wo mehrerley Saamen von unterschiedener Grösse auf ein Feld gesäet werden solle, muß er jeden besonders ausstreuen, und wenn man ganz kleinen Saamen ausstreuet, pflegt man Asche und Sand darunter zu mischen.

Dieses sind lauter solche Dinge, die bey einer gleichen Saat auf das genaueste beobachtet werden müssen, wiewohlen bey dem allen die Ungleichheit der Saat doch nicht allemal vermieden werden kann. Dann selbst auch bey dem geübtesten Säemann geräth nicht allemal ein Wurf wie der andere, sondern man findet manchmalen, daß einige Körner auf etliche Zoll weit von einander, hingegen andere in grosser Menge dicht auf einander liegen. Die Weite seines Schritts, die Weite von dem Auswerfen seiner Hand, die

die Art und Weise, die Finger zu öffnen, indem er das Korn fahren läßt, und endlich die Spannung der Nerven, die zu dem Wurf angewendet wird, sind Dinge, die sich nicht bey einem jeglichen Wurf auf gleiche Weise bestimmen lassen.

Viele vermeynen zwar, daß wenn der Erdboden nicht überall mit Keimen von Getreid gleich im Frühling bedecket seye, man keine gute Ernde zu hoffen haben könne, dahingegen wann man nur viel Saamen auf den Acker streue, man alsdann auch viel zu erndten bekommen werde, es ist aber weit gefehlet. Auf einem fruchtbaren Acker wird der Saame anfänglich zwar sehr vortrefflich aufgehen, nach einiger Zeit aber wird sich die Saat selbst verhindern, weilen sie nicht behörig wurzeln und die Halme auftreiben kann, überdies nehmen sich die Halme unter einander die Nahrung, ersticken, und können nicht so schöne und reichliche Früchte tragen, als sie ausserdem thun würden. Wann man aber nicht allzudicke säet, bekommt man dicke Halmen, diese verhindern, daß sich das Korn nicht leget. Die Körner werden desto dichter, schwerer und zahlreicher, und das giebt eine grössere Menge Mehl. Hauptsächlich muß man hieben auf die Natur und Eigenschaft des Grunds und Bodens Acht haben. Dann je besser der Grund ist, desto weniger Saamen hat man vonnöthen, weil er desto häufiger und reicher zusetzet, und desto stärker Halmen treibet. Hinwiederum giebt man diese Regel, daß man die Hand im Herbst voll, im Sommer aber weniger nehmen soll, wiewohlen bey Schnee und Froß auch etwas reichlicher gesäet werden muß.

So viel muß bey dem Säen allemal beobachtet werden, daß die Pflanzen Platz zum Ausbreiten haben müssen, damit sie desto mehr Stengel treiben können, und man daher den Saamen nicht nach dem Maas, womit man ihn abmisset, sondern nach der Menge der Körner, die in diesem Maas Platz haben, berechnen muß. Dann die Körner von manchem Gewächs sind viel grösser als andere von einem andern Feld, wann sie gleich von einerley Gattung der Früchte, und vielleicht auch wohl eben so gut sind. Wer dieses nicht in Betrachtung ziehet, wird vielleicht öfters bald zu dick, bald zu dünn säen.

Gemeiniglich giebt man diese Regel, daß wann man wissen will, ob man reichlich genug gesäet habe, man ohngefähr die Finger in der Hand ausstrecke, und also die flache Hand samt den Fingern in die Erde auf das besaamte Feld drucke, hernach aber in Acht nehme, wie viel Saamenkörnlein ohngefähr in der Handform liegen. Bey Waizen und Korn sollen sechs, nicht über sieben oder acht, auch nicht unter vier und fünf seyn. Bey Gersten am meisten neun, und am wenigsten sieben ꝛc. was sich nun zwischen ihre gesetzte Zahl hält, dasselbe ist das rechte Mittel.

Die gewöhnliche Art den Saamen breit zu streuen, kann nicht durchgängig der Absicht, den Saamen gebührend in die Erde zu bringen, gemäß seyn, und muß allerhand Unbequemlichkeiten mit sich bringen. Der Saame wird etwann ein Raub verschiedener Vögel und Thiere; er liegt so weit oben, daß die Sonne ihn öfters verbrennet, oder ein langsam fortdauerndes Regenwetter, anstatt ein gutes Wachsthum zu befördern, die Körner erweichet und aufsprenget. Der Saame wird ferner ungleich gesäet, wegen Ungleichheit der Hände, womit die Säeleute ihn einfassen, ein grosser Theil fällt zusammen

men in Löcher, wo der Erdboden durchaus ungleich ist rc. Bey so nachtheiligen Umständen erwählet man, besonders für Wintergetreid, die Art unter der Furche zu säen, da man die Hälfte des Saamens breit ausstreuet, und ihn alsdann einackert, nachgehends die andere Hälfte darauf säet, und ihn eineget. Doch wider diese Gewohnheit lässet sich eben so viel einwenden, als wider die vorige, die gleiche Eintheilung, die durchaus auf dem Felde statt finden sollte, kann nirgends ungewisser seyn, als wann der Saame breit, und alles zusammen auf einmal gesäet wird.

Wie es denn allezeit besser ist, wann der Saame auf starkem und zähem Lande mehr eben bleibet, auf leichterem hingegen untergesäet wird.

Am besten ist es, sowohl bey dem Saamen- als Wintergetreid, wann der Saame ohngefähr zwey bis drey Zoll tief in den Acker kann gebracht werden. Dieses kann mit dem Unterpflügen bey allem und jedem Saamen in gleicher Tiefe nicht möglich gemachet werden, der Saame wird zwar zusammen in die Furche gestrichen, und mit der Erde bedeckt, welche der Pflug auf- und an die vorstehende Furche anleget. Die meisten Körner kommen zwar tief in die Erde, aber viele bleiben auch noch hoch und seicht liegen.

Um nun diesen Ungemächlichkeiten auszuweichen, hat man eine gewisse Art von Säemaschinen erfunden, womit man dergestalten säet, daß der Saame theils weit genug, und theils tief genug in die Erde kommen solle. Wiewohlen sich auch bey dieser manche Schwierigkeit findet, gestalten ein Säemann sich allemal mit dem Auswurfe des Saamens, sowohl nach der Güte und Stärke des Saamens, als auch ob der Acker geil, stark, mager oder leicht ist, somit auch ob er dick oder dünne den Saamen werfen soll, richtet. Mit der Maschine aber kann nicht geschehen, sondern dieselbe läßt den Saamen, nachdem die Löcher groß oder klein sind, und der Saame groß- oder schwachkörnigt ist, und ob es geschwind oder langsam gehet, fallen, so daß die Maschine den Saamen dem Land selten, wie es nöthig ist, wird mittheilen können. Im übrigen wird das Walzen der Saamfelder als ganz nützlich angepriesen, da man die grobglössigten Stücke, auch wohl, wenn der Saamen meist aufgegangen, und zwar, wenn es zuvor ein wenig geregnet, und dann wieder abgetrocknet ist, überwalzen lässet. Das Walzen soll im Herbst die Pflanzen vor den verderblichen Zufällen des Frosts, und im Frühling vor den verderblichen Zufällen der Hitze verwahren. Die Walze zerbricht die Schollen, machet das Erdreich eben, indem sie die Erde zusammendrücket und fest machet, giebt sie derselben den nöthigen Zusammenhang, die Pflanzen aufrecht zu erhalten, die Zwischenräume der Oberfläche machet sie kleiner, jedoch ohne dieselbe zu zerstöhren, in diesem Zustand keimen die Saamen viel besser, weil sie besser von der Erde eingewickelt sind, die ersten Wurzeln laufen nicht Gefahr, entblösset zu werden, und die leichte Erden behalten die Feuchtigkeit und ihr frisches Wesen in der Tiefe viel länger.

Endlich ist noch mit anzumerken, daß so gar der fruchtbarste Boden nicht immerfort im Stand seye, einerley Getreid zu tragen, sondern man muß mit dem Anbauen der

Früchte

Früchte abwechseln. Dieses hat auch seinen Grund, und ist im Ackerbau eine Sache von grosser Wichtigkeit.

Flachs wie die schönste Seide zuzubereiten.

Man nimmt Flachs, der zum Spinnen schon fertig ist, und ziehet solchen Abends handvollweis nach einander durch frischen durcheinander gerührten Kühkoth, und schlägt ihn die Nacht darinnen ein, lässet ihn stehen bis den andern Tag, alsdann siedet man solchen eine Viertel- bis halbe Stunde in gemeiner Lauge (doch ist es besser, wenn die Lauge aus Weiden- oder Lindenholzasche gemacht worden), nach der Kochung thut man ihn heraus, und waschet solchen mit reinem Wasser ab, breitet ihn hernach hübsch auseinander auf einem reinen Ort, bey recht schönen Tagen und Sonnenschein, lässet ihn aber niemals recht trocken werden, sonst wird er gelbe, sondern begiesset ihn allemal mit reinem Wasser. Den andern Tag darauf siedet man eine Lauge mit schwarzer Seife, und ziehet den Flachs durch, und breitet ihn wieder aus einader an einen saubern Ort, und begiesset ihn wieder, daß er nicht trocken werde. Den dritten Tag wird eben so verfahren, mit Durchziehung durch die Lauge, mit Ausbreitung an einem reinen Ort, und mit Begiessen. Auf den Abend des dritten Tages läßt man den Flachs trocken werden, und schwinget solchen aus, wie sonst gebräuchlich, ziehet ihn durch die Hechel. Was abgehet, kann eben als Flachs zum Spinnen gebrauchet werden, wenn es durch kleine Hechelgen, so nur eine Reihe Zähne haben, geschiehet. Des Nachts darf der Flachs die drey Täge über niemals trocken werden, sondern man muß solchen an einem Ort, wo er feucht bleibt, verwahren. Auf diese Art bekommt man Flachs, der recht herrlich, weiß, und so zart und milde ist, als die schönste weisse Seide.

Einige wenige der untrüglichsten Wetterregeln.

Man betrachte die Wolken, von welcher Plaga oder Gegend der Welt selbige herziehen, daraus kann man erkennen, was vor ein Wind regiere, mithin was man ohngefähr vor Witterung daher zu hoffen habe. Kommen nun die Wolken von Abend oder Mittag, so ist man so Winters als Sommerszeit vor Regen nicht sicher, welcher um so viel näher und gewisser zu erwarten stehet, je weniger die Wolken zertheilet, und je dichter hingegen dieselben beysammen, auch je finsterer und dunklerer sie sich präsentiren, oder der Himmel gleichsam mit einer Decke überzogen, eine durchaus dunkle Farbe zeiget, wenn zumalen der Wind zuvor gestürmet, und nunmehro sich geleget hat.

Im Gegentheil, so man siehet die Wolken von Morgen oder Mitternacht herziehen, so hat man Hoffnung zu bald erfolgendem schönen Wetter, wenn anderst der Ost- (Morgen-) oder Nord- (Mitternacht,) Wind so lang anhält, daß er die vorhin vom West-

(Abend-) oder Süd- (Mittags-) Winde ihm zugetriebene Wolken alle kann zurückjagen, und er nicht vor der Zeit vom Mittags- oder Abendwinde wieder überwältiget wird.

Bisweilen bringt auch der Morgenwind zur Sommerszeit Regen, im Fall die Wolken zuvor in so ungeheuerer Menge und Dicke bey ganzen Wochen hinter einander durch den Abendwind ihme sind zugejaget worden, daß er sich deren beym Zurücktreiben nicht bemeistern kann; welches aus Beobachtung der vorhergegangenen Witterung und Windes zum voraus zu präsumiren stehet.

Zu Winterszeit bringet der Morgen- und besonders der Mitternachtswind Frost und Kälte, gar selten Schnee; hingegen der Nordwestwind insgemein Schnee; der West- oder Abendwind, ingleichen der Sud- oder Mittagswind aber Thau- und Regenwetter. Wunderselten fället ein zumalen dauerhafter Schnee mit dem Westwind, es wäre denn bey einem über die Massen harten und anhaltenden Winter, welcher sich bald zu erkennen giebt. Ueberhaupt geben zur Winterszeit, ohne auf den Zug der Winde insbesondere zu regardiren, hellgraue Wolken Schnee, dunkelgraue hingegen Regen zu erkennen; auch verräth sich zur Winterszeit der West- oder Regenwind sogar durch den wässerigten Geruch.

NB. Der Abend- West- oder Regenwind regieret die meiste Zeit über, ein Jahr ins andere fünf, sechs, acht bis neun Monate, zusammengerechnet; nach diesem der Ostwind, zu drey, vier, fünf bis sechs Monat; hiernächst der Nordwind, bey zwey, drey bis vier Monat; dann der Sudwind zu drey, vier bis sechs Wochen. Die Zwischenwinde mit untergerechnet.

Wenn der Sudwind eine geraume Zeit an einander fortbläset, so bringet er nebst unleidlicher Hitze, zur Sommerszeit allerley tödtliche Seuchen, wo nicht gar Pestilenz.

So die Sonne hell aufgehet, hat man selbigen Tags schön Wetter zu erwarten, obgleich zur selbigen Stunde noch der übrige Himmel ganz mit Wolken umhängt wäre, genug, wenn nur die kleine Revier ihres Aufganges in selbigem Zeitpuncte sich aufgekläret hat; gehet sie aber auf mit einer gewölkten Morgenröthe, oder gar in dicken Wolken, so bekommt man selbigen Tags, zur Sommerszeit Regen, etwann auch Schnee, zur Winterszeit (ausgenommen, wie es zu Zeiten sich zuträget, wenn es dauerhafte, gewölkte ganze Tage giebt ohne Regen und Schnee) oder wenn im Sommer solche Wolken schwarz und finster anzusehen, Gewitter, obschon zur selbigen Stunde der übrige Himmel noch durchgehends klar und hell sich erzeigte.

Hingegen Abendröthe giebt auf den folgenden Tag schönes Wetter zu hoffen; gehet aber die Sonne in finstern Wolken unter, so bekommt man noch in selbiger Nacht Regen. Der Sonnen heller Untergang bedeutet, daß das heitere Wetter werde continuiren.

Unter-

Untersuchungen und Nachrichten
von dem bisherigen
mannichfaltigen Leinwandbleichen,
nebst
genauer Anzeige einer neuen Art, die ungebleichte Leinwand wohlfeil zu einer lieblichen Weise zu bringen.

I.

Einige allgemeine Begriffe von der Fäulniß.

§. 1.

Alle natürliche Körper des Pflanzen- und Thierreichs bestehen aus erdichten, wässerichten, ölichten und salzichten Theilen.

Ihr Unterschied beruhet theils auf dem verschiedenen Verhältniß der Vermischung dieser Theile, theils auf der verschiedenen Aneinandersetzung, Vereinigung der kleinesten Theile in und an einander.

Sowohl die verschiedene Anlegung und Aneinandersetzung als das vermehrte oder verminderte Verhältniß der mancherley vesten Theile hangt von dem Bau der Körper ab, der ihnen nach gewissen Endzwecken ihres Daseyns und Nutzens in der Welt von der Natur gegeben worden. Eine Ziege und ein Schaaf, wenn sie gleich beyde einerley Futter, einerley Lebensunterhalt geniessen, haben doch sehr unterschiedene Haare, Klauen, Hörner, Fleisch und Bein. Gehen wir zum Pflanzenreich, so sehen wir auch da, wie vielerley Reiser auf einem wilden Stamm gesetzt, aus einerley Saft so verschiedene und mancherley Blätter, Rinden, Obst und Säfte geben können. Der Saame z. E. eines fibrösen Gewächses wie Flachs, und der Saame eines saftigen Gewächses wie Poralac in einerley Erde gepflanzet, mit einerley Wasser begossen, bauet sich unter seinem Wachsthum nach der innern Natur einen seiner Gattung gemässen eigenen Körper.

Alle Theile der Körper von Thieren und Pflanzen sind der Fäulniß, und durch diese der gänzlichen Zernichtung unterworfen. Oefters aber gehet ein Theil in die Fäulung geschwinder über als der andere. So sind die festen Theile nach dem Maas ihrer verschiedenen Vestigkeit, weniger der Fäulniß unterworfen als die flüßigen, als die Säfte,

welche viel leichter, viel geschwinder faulen. Zur Fäulniß wird vorzüglich eine innere Bewegung erfordert. Diese innere Bewegung entsteht bey einem Verhältnißmäßigen Grad der Wärme, Luft, und einer hinreichenden Menge wässerichter Theile in dem todten Körper, so bald, als die Umtreibung der Säfte (durch welche sonsten die genaue Verbindung der Theile verschiedener Art erhalten wird), und so bald sich die einander von Natur nicht leicht zusammenschickende ölichte, wässerichte, salzichte, erdichte Theile trennen, in eine ganz andere Beschaffenheit und Verhältniß gegen einander übergehen.

§. 2.

Eine allzugeschwind überhandnehmende Fäulniß der Säfte kann auch die festern Theile mit angreifen. Die Bewegung wird auch oft so groß, daß eine Hitze entsteht, die nebst der Schärfe der entwickelten Salze, auch die zähesten Theile zerfrißt. Schränkt man aber die Fäulung so ein, daß sie nur die Säfte allein in eine andere, und wegen der Entwicklung der Salze im Wasser leichter aufzulösende, oder sich in eine der Luft verfliegende Beschaffenheit bringet; daß ferner die kleinste verfaulte Theile abgespült und hinweggeräumet werden. Daß die Menge der faulenden scharfen Theile niemals zu dem Verhältniß der gegenwärtig wässerigten Theile zu viel anwachsen, sondern von letztern allezeit aus einander gesetzt werden, so bleiben die festen Theile unbeschädigt zurück.

Je nachdem nun der Bau der festen Theile beschaffen ist, so läßt sich auch die Fäulung eher von den festen Theilen abhalten. Ist der Bau so beschaffen, daß nur je ein kleiner Erdstaub an den andern durch die kleberichten Säfte zusammengesetzt ist, so zerfällt der feste Theil, so bald der Kleber durch die Fäulung zerstöret ist, zu einer schwarzen Erde. Haben aber die festen Theile einen solchen Bau und Gewebe, daß sie als Fibern, oder als Canäle von Natur zu mehrerer Dauerhaftigkeit dienen, so behalten sie doch auch nach Zerstörung der zwischenhangenden Säfte eine Dauer, so sind die Häute, die Haare der Thiere, die Rinden, oder Theile derjenigen Gewächse beschaffen, deren Fibern wir zu einem Gewebe zu nutzen pflegen.

II.

Wie uns die Natur das Weißmachen der Leinwand gelehret.

§. 3.

Die schweflichte, ölichte, harzigte Theile, und was sonsten unter dieser Gattung begriffen, geben allen Körpern und derselben Theilen eine Farbe, besonders aber zeigt sich bey diesen färbenden Theilen, daß sie sich nicht im Wasser auflösen lassen; hingegen, daß die

die Salze besonders die laugenhafte, sowohl flüchtige als feuerbeständige ein Mittel sind, sie mit dem Wasser zu verbinden. Die Fäulniß macht diese Salze, besonders die flüchtige, laugenhafte, los. Diese können in die ölichte, harzigte, fette, schweflichte Theile wirken, sie auflösen, daß sie sich im Wasser abwaschen, und in der Luft verfliegen können. Je mehr von den färbenden Theilen, das ist, von den harzigten, ölichten, fetten und schweflichten Theilen aufgelöset und im Wasser ausgewaschen werden, oder in der Luft verfliegen, desto weniger bleiben dergleichen Theile in dem natürlich festen Körper hangen; sind alsdenn alle diese färbende Theile aufgelöset und ausgewaschen, so bleibt der feste Theil immer ungefärbter, das ist, weisser zurück.

Läßt man solche Körper in der Nässe und Feuchte einige Zeit, so entstehet bey ihnen eine Fäulung. Die Fäulung setzt bey ihnen die Theile aus einander, die Salze werden los, diese machen die kleberichten Theile dem Wasser auflösend und der Luft ausdünstend, ein Regen, ein Thau, mit abwechselnder Ausdünstung und Austrocknung raubet immer die schärfern Theile wieder weg, damit sie sich nicht anhäufen, und die festen Theile angreifen können, es wird also alle Tage etwas von den färbenden und leicht faulenden Theilen entzogen, und endlich mussen die festen Theile ohngefärbt zurückbleiben. Sind die festen Theile so beschaffen, so nennet man sie weiß; diese ganze Behandlung dieses Vorgangs wird im gemeinen Leben bleichen genennt.

§. 4.

Bleichen ist also eine Sache der Natur. Faulholz, ein Holz, wovon das Faulbare, die Säfte durch eine gelinde Fäulung und wiederholte Ausspülung der faulbaren Theile nach und nach aufgelöset worden, wird weißlich, oft ganz weiß. Vergleichen wir dieses Holz mit dem Flachs, so finden wir, daß der Bau der Flachsfiebern von Natur weicher, zärter ist, als der Bau der Holzfasern, daß das faule Holz seinen Zusammenhang gänzlich verlieret, welchen der Flachs in der Fäulung behält, wenn anders die Fäulung nicht zu heftig ist.

Wann man ein Tuch der verschiedenen Abwechslung der Sonne, der freyen Luft, des Thaues und Regens aussetzt, so wird es ohne weitere Kunst weiß, oft gelbweiß, wie das faule Holz, worzu aber beynahe der ganze Sommer erfordert wird. Ein solcher Bleichplatz kann auch auf diese Art nur einmal überlegt werden, mithin nicht mehr als den dritten Theil Nutzen abwerfen. Sehen wir auf die Witterung, so ist diese in manchen Sommern sehr unterschieden. Ein Tuch, das blos durch die Wirkung der Sonne und Luft, wie das faule Holz weiß werden sollte, würde eher vermürben, als ganz weiß werden.

Um diese schädliche Vermürbung abzuwenden, und das Tuch schneller und schöner weiß zu machen, ist man der Natur durch Kunst zu Hülfe gekommen.

III.

Wie weit es die Kunst und Geschicklichkeit in Weißmachung der Leinwand gebracht.

§. 5.

a) Die gemeine Art zu bleichen durch Nachahmung der Natur.

Beym Weißmachen der Leinwand durch Kunst hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß durch eine dünne Lauge die gröbsten Unreinigkeiten herausgewaschen werden, damit die Sonne und der Thau desto eher in die Leinwand dringen, und darinn wirken kann. Dieses Auswaschen und Auslegen in die Sonne muß verhältnißmäßig wiederholt werden, damit, so oft die Luft den braunen Unrath in den Tüchern wieder in einige Fäulniß gesetzt hat, diese faulbare Theile alsdann leichter ausgewaschen werden, ehe sie die zähen Fibern des Flachses angreifen, und mit sich in die Fäulung reissen oder vermürben. So wenig wir also läugnen können, daß die Natur selbst uns das Bleichen gelehrt, so gewiß sind wir in der Erfahrung mit Schaden klug worden, daß die verschiedene Witterung, und so mancherley Umstände, unsere Absichten zwar allezeit erfüllen, indem das der Witterungsfäulung allein ausgesetzte weiß wird, aber auch nach diesem Unterschied die festen Theile mürbe mache, mehr oder weniger angreife und zerstöhre. Um so mehr ist eine genaue Beobachtung nöthig, welche Anleitung giebt, was vor eine Witterung unsern Absichten am gemässesten sey.

So gab uns die Natur ferner an die Hand, daß ein abwechselndes Ausdünsten und Wiederbenetzen unsere Absicht bey dem Bleichen der Leinwand am besten beschleunige; wir ahmten ihr daher nach. Wir besprengten unsere Zeuge mit Wasser, so oft sie wieder trocken waren.

§. 6.

Dieses mag unstreitig die älteste, die nächste Art zu bleichen, und der Natur nachzuahmen seyn. Auf diese Art werden wenige Theile zumal in die Fäulniß gesetzt, durch das öftere Begiessen werden die gröbsten Theile abgewaschen; faulen wieder neue, so werden dieselben eben wiederum so behandelt, wie die erste, und wird so abwechselnd fortgesetzt, bis alles ausgefault ist.

b) Allgemeine Art die Leinwand mit Laugensalz weiß zu machen.

Wie die Untersuchung der Naturwissenschaft nach und nach gewachsen, so hat man auch gefunden, daß diese Art der Fäulung ziemlich langsam ist, und daß ohne sie die Salze eben

eben diejenigen Theile, welche sich in der Fäulung von selbst aus einander setzen, geschwinder auflösen können, die festen Theile eben so wenig zerstöhren. Die Wäscherin wird daher zuerst dem Naturforscher es abgelernet haben, mit Laugen zu waschen, bis es der Bleicher im Grossen angefangen. Auf den meisten wohl eingerichteten Leinwandbleichen wird jetzo das Tuch nicht mehr der Natur gemäß, ohne Kunst gebleichet, sondern beym Waschen der Leinwand wird ein Laugensalz in das Wasser gebracht, welches das meiste von den faulbaren Theilen auflöset. Damit aber das Waschen mit Laugensalz nicht allzukostbar wird, so läßt man die Leinwand in eine besonders darzu wohl eingerichtete Walke bringen, durch welche die erst von der Spinnerin und dem Weber hineingebrachte fettigte ölichte Theile sehr leicht ausgewaschen werden, und die Leinwand zu einer angenehmen Weise gelangen kann, alsdann erst der Sonne und Regen auf einige Zeit ausgesetzt, welche jährlich viel Holz und Asche, die zum Waschen und Bäuchen doch nöthig ist, ersparen. Eine gut eingerichtete Walke kann der Leinwand nicht schaden, wenn besonders solche Walke in hölzernen mit einem frischen Zufluß vom Wasser versehenen Trog lauft, wenn sie mit hölzernen Stimpfel versehen ist, die von einem Wellbaum und Wasserrad so bewegt werden, daß sie gegen einen halben Schuh entfernet bleiben von dem Grund des Troges, und so lange fortsetzen, bis alles Unreine im Wasser ausgewaschen, und das Wasser rein ablauft.

Die Zubereitung der Lauge und ihre rechte Anwendung bey der Leinwand, (wie das Bäuchen genennt wird) erfordert eine besondere Einrichtung. Grosse Züber oder Schäffer werden mit noch ungebleichtem Tuch vollgefüllt, darauf wird ein grobes Tuch gebreitet, und darauf eine gewisse Menge Asche gestreut, neben dem wird das siedende Wasser aus dem benachbarten Kessel, bis der Zuber voll ist, fleißig begossen. Dieses an der Asche und dem Tuch eine Zeit lang gestandene Wasser oder Lauge (worinn ein Laugensalz von der Asche enthalten) läßt man alsdann ablaufen in den Kessel, um es wieder zu erwärmen. Aus dem Kessel wird dieses Wasser wieder siedend in den mit Leinwand und Asche gefüllten Zuber einigemal gepumpt, wie bey dem Bäuchen der Wäscherin im kleinen. Durch dieses öftere Aufgiessen wird die Lauge in einem zur Auflösung immer geschickten gleichen Grad von Wärme, der dem Sieden am nächsten kommt, erhalten. Es werden immer neue, zum Vereinigen sehr dienliche Salztheile aus der Lauge dadurch ausgezogen, bey dem öftern Uebergiessen der Lauge über Leinwand, bleibt immer wieder ein Theil des aufgelößten Schmutzes in der Asche hangen, und beym Durchsäugen durch die alte Asche wird immer wieder etwas gereinigte Lauge zu weiterer Auflösung der schmutzigten Theile geschickt gemacht. Damit aber das Tuch nicht durch die Lauge oder das im Wasser aufgelößte Laugensalz verderbt wird, so sucht man die in der Leinwand noch steckende Lauge durch das Aufgiessen des frischen Wassers aus den Tüchern zu bringen, ehe dieselbe auf der grünen Bleiche ausgebreitet wird.

Wenn dieses nicht sorgfältig beobachtet wird, so kann eine solche scharfe Lauge die festen Theile angreifen, die dünneste Lauge kann beym Eintrocknen scharf werden

und

gleich, Buttermilch, oder saure dünne, mit etwas Wasser vermengte Milch, oder statt derselben eine Säure aus Kleyen, Roggenmehl und Wasser. Ist die vermittelst einiger durchlöcherten Decken niedergedruckte Leinwand etliche Stunden gelegen, so steigen Luftblasen auf in der Oberfläche, der in sieben Tagen zu Boden fällt, wobey aber eine innere öfters von einem starken Grad des warmen Wetters entstandene Bewegung sich zeiget. Nach dieser Gährung wird die Leinwand ausgewunden, mit Seifenwasser ausgewaschen, und so dazu gelegt, daß der Rand zuerst mit Seife und warmen Wasser der Länge nach kann gerieben werden, bis zum zulänglichten Anfüllen. Hierauf kommt die Leinwand in die nach und nach zu verstärkende Lauge, welche nichts seifenhaftes mehr enthalten darf, als das, was sie von der Leinwand bekommt. Aus der Lauge kommt die Leinwand zu bewässern, wie zuvor, nur daß man die Ränder bedeckt, und sie mit Seilen niederziehet, damit sie nicht zerreissen; Hierauf bringt man sie in die Säure, wascht sie aus, seift sie wieder ein, bringt sie abermal in die Lauge, und bewässert sie. Dieses Geschäffte mit der Leinwand muß so lange abwechselnd fortgesetzt werden, bis die Leinwand weiß ist. Um der Leinwand eine angenehme blaulichte Farbe und Stärke zu geben, wird sie geblauet und gestärket. Diese Stärke darf nie so dick seyn, als diejenige, welche die Wäscherin zum weissen Zeug machen.

II. Bleichart zu Harlem.

§. 9.

So bedienen sich also bey dem Leinwandbleichen die Holländer mancher Zusätze von andern Körpern, ausser der gewöhnlichen Aschenlauge. Die Buttermilch ist eines von ihren vorzüglichsten Zusätzen, da das holländische Vieh ungleich mehr Milch als anderes giebt, auch in ungleich grösserer Anzahl daselbst angetroffen wird, da mancher Bauer auf den Dörfern um Harlem funfzig bis sechzig Stück haben kann, davon die Buttermilch alle zu dortigen Bleichen, oft mehr als etliche tausend Aymer angewandt wird.

Die Harlemer Bleich ist eine von den berühmtesten in Europa, theils weil die alldort gebleichte Leinwand die vortrefflichste, lieblichste Weise erhält, theils auch weil die Leinwand am meisten allda geschonet wird. Die Ursache der vortreflichen Weise der in Harlem gebleichten Leinwand, wird vorzüglich von den meisten Kunstverständigen der rußischen Potasche, die sie meist von Archangel erhalten, und dem Wasser aus Dünen zugeschrieben. Das Seewasser ist eigentlich dieses Wasser aus Dünen, es lauft durch Dünen oder Sandbergen, deren es häufig um Harlem giebt, sehr rein und durchgesetzt, als ein vollkommenes und süsses Wasser. Wie nicht ein jedes Wasser zum Bleichen dienlich, wenn sonst die Behandlung des Waschens und Bleichens einerley, davon zeigen manche Bleichen Deutschlands. Wenden wir uns zu der berühmten Bleiche bey Urach im Herzogthum Würtemberg, welche in einer angenehmen, mit vielen waldigten Bergen umgebenen Gegend angelegt ist, so sehen wir daselbst viele reine Quellwasser fliessen. Diese Gewässer bringen nicht nur die

graue

graue Leinwand auf dortiger Bleiche zu einer lieblichen Weisse, sondern auch weiß Zeug und Hausgeräth von Leinwand ist ungebleicht, blos gewaschen in diesem reinen Quellwasser um ein vorzügliches weisser als an andern Orten.

Die in Harlem eingeführte Potasche, ist eine feine Asche von Weinhefen, die als getrocknet in der freyen Luft in Gruben verbrannt worden, damit das flüchtige Salz der Weinhefen verfliegt, und ein sehr feuerbeständiges Salz zurückbleibt, welches eine so feste, derbe, brennende, auflösende, eröffnende, beizende, und so vorzüglich reinigende Asche giebt. Um die Menge dieser so theuern Potasche auf eine wohlfeile Art zu vermehren, hat die Harlemer veranlasset, die Dauben der mit Potasche gefüllten eichenen Tonnen zu Asche zu verbrennen. Weil sie diese Asche viel schärfer, und mit mehr vitriolischem Salz angefüllt fanden.

In Hessen macht man daher einige Zeit eine solche Asche von Eichenholz, es wurde auch ein Commerce mit dieser Potasche zwischen Holland und Hessen getrieben, so lange bis die Holländer fanden, daß die rußischen Eichen ungleich besser dazu dienten, als alle andere.

Diese sehr harte Asche von Eichenholz, lassen die Harlemer von diesen äussersten Theilen Europens in Fässern eingestampft kommen, wo sie dieselbe mit Schlegeln zerschlagen, sieben, und in grosser Menge mit dem erwünschten Nutzen zum Leinwandbleichen anwenden. Sie kochen eine Lauge von dieser Potasche in kupfernen Kesseln, so lange bis sie so helle ist, wie Wein. In diese siedendheisse Lauge bauchen sie die schon in einer andern Lauge gebauchte Leinwand acht Tage, worauf sie gewaschen und gewalkt wird. Etliche Aymer Buttermilch schüttet man in die Erde eingemauerte Gefässe, legt Stücke Leinwand hinein, auf diese wohl eingetretene Stücke gießt man wieder Buttermilch. Ist so abgewechselt worden, bis zum Vollwerden des Fasses, so presset man die Tücher mit Brettern, und einem darauf gerichteten Pfahl wohl ein. Sind diese Leinwandstücke noch nicht allenthalben durch die saure Milch nach sieben Tagen ganz weiß worden; so weicht man sie wieder ein, wascht sie alsdann jedesmal mit scharfer Seife, sodann auf dem Spülplatz wohl aus, ehe eine solche ausgewaschene Leinwand zum Bleichen auf dem begrasten Bleichplatz wohl kann ausgebreitet werden. Bey trocknem Wetter besprengt man die Leinwand vermittelst grosser schmalen sichelförmig gemachten Schaufeln mit dem Wasser, das aus den Duinen in die allenthalben auf dem Bleichplatze angebrachte Wassergräben fließt. Dieses öftere Besprengen mit hellem reinen Wasser giebt der Leinwand den völligen Glanz; denn das Trübwerden wird durch die tiefe Gräben, die man öfters reiniget, verhindert. Der größte Theil von auswärtiger Leinwand, die zu Harlem gebleicht wird, kommt aus Schlesien und Overyssel, wo der Flachs in grosser Menge und Länge wächset. Alle diese ausländische, zu Harlem gebleichte, weiß und glänzend gemachte Leinwand, wird für holländische verkauft, die schon vor vielen Jahren für die schönste und kostbarste Art von Leinwand gehalten werden.

§. 10.

Das Behandeln der Leinwand mit Milch, Buttermilch, ist zwar eine späte Erfindung, aber eine nützliche, welche der Leinwand eine gute Farbe giebt, und die erdigten Theile darinn auflöset. Es wird daher diese animalische Säure, diese Molke oder Wadecke, wo sie in Menge zu haben ist, sehr von denen Bleichern aufgesucht. Einige ziehen zwar das saure Kleesalz (das von Sauerklee, acetosella, erhalten wird) der Molke und der sauren Milch vor, weil sie durch Schlagen, Treten und Stampfen im Wasser ganz rein muß aus der Leinwand gebracht werden, da sonsten die darauf folgende Päcke, und das in der Asche stehende Alcali, die aus den Molken zurückgebliebene erdigte Theile fest bindet, und Flecken in der Leinwand daraus entstehen. Das saure Kleesalz aus dem Planzenreich löset die erdichten Theile schneller auf, und während dem Bleichen wird die Leinwand zu einer frühen Weisse gebracht. Auf einen Aymer Wasser werden nur zwey Loth Sauerkleesalz genommen, und also weniger Saures in einer grossen Anzahl Wasser mit einem eben so grossen Nutzen, als mit der Molke oder sauren Milch.

III. Die Bleichart in Flandern und Ravensperg.

§. 11.

In Flandern sucht man die Leinwand durch einige andere Zusätze auf eine einfachere Art zu bleichen. Die vom Leineweber überbrachte Leinewand wird im warmen Wasser gewaschen, damit die darinnen enthaltene Schmiere herausgeht, alsdenn kommt sie in starke Lauge von Asche und Rettigwurzeln. Ist die Leinwand wohl ausgewaschen, in reinem Quellwasser mit schwarzer Seife eingeschmiert, so wird die Leinwand an der Luft bey schönem hellem Wetter und Thau auf dem Gras ausgebreitet, an der Sonne begossen, acht Tage lang liegen gelassen, bis sie weiß ist.

In der Grafschaft Ravensperg, besonders in den Städtchen Bielefeld und Herforden suchen sie auf eine besondere Art ihre Leinwand oder Linnen zu bleichen, die hier angeführt zu werden verdient.

Man steckt die zu bleichende weisse Linnen sechs bis acht Tage ins Wasser, worauf es gewaschen, geklopft, und alsdann drey bis vier Tage auf die Bleiche gelegt und begossen wird, darauf wieder gewaschen, 24 Stunden gebäckt, geklopft, gewaschen, wieder gebleicht, und so lang fortgesetzt, zehn bis zwölfmal, bis das entweder dichte oder dünne Linnen völlig weiß ist. Dazwischen legt man es in die Molken, vier Stück zu zwanzig Ellen erfordern ein Aymer Molke. Liegt das Linnen so im Faß, so werden bey jeder Lage eine halbe Hand voll Salz und Waizenklee dazwischen gestreut, und das mit einem Deckel versehene Faß vierzehn Tage lang mit einigen schweren Steinen beschwert; in welcher Zeit die Molke zu gähren, und die Leinwand es anzunehmen anfängt. Die Leinwand wird alsdenn wohl ausgewaschen, und bekommt eine sogenannte Schier bey drey bis vier Stunden, die aus heissem Wasser und Seife besteht, wodurch die Linnen vollends rein und schier wird, doch

muß

muß die Linnen noch einmal ausgewaschen und gebleicht, alsdann erst gerollt, gefalten und appretirt werden.

IV. Neu erfundene Vortheile und Maschinen bey dem Weißmachen der Leinwand.

§. 12.

Andere Kunstverständige haben mit Vortheil Leinen, Wollenzeug und Etoffe mit indianischen Castanien (Marron d'Inde) gebleicht. Die geschälte und getrocknete Castanien, kann man auf einer Reibe oder Mühle ganz fein zu Mehl mahlen, in Regen- oder fliessend Wasser, und zu einem zerquetschten Teig bringen, der sich im Wasser leicht auflöset. Ist die Leinwand darinn 10 bis 12 Stunden gelegen, so vertritt dieser Saft die Stelle einer Seife, weil diese Frucht viele zusammenziehende, alaunartige, laugen- und seifenhafte, auch ölichte Säfte in sich enthält. Wird sie siedendheiß gebraucht, so haben nicht nur die Bleicher bey der Leinwand, sondern auch die Strumpf- und Zeugwalker vieles erspart an dem fernern Bleichen, das dadurch in ein angenehmes Blau fällt. Nach einem gelinden Reiben werden alle Hanffibern, die eine Zeitlang in diese Lauge eingeweicht waren, weiß, und viel weisser, als vom Waschen im blossen Wasser. Das Salzigte und Oelichte in diesen Castanien lößt das am Hanf noch hangen gebliebene Harz völlig auf. Das Zurückgebliebene mit Kleyen vermengt, giebt ein Futter für das Federvieh, und die Asche giebt eine dienliche Lauge.

Endlich hat man gesucht das Leinenzeug durch besondere Waschmaschinen zu einer besondern Weise zu bringen, und es von seinen unreinen Theilen zu befreyen.

Stender hat alsdann in einem Zuber eine Trille oder Hilse in der Mitte desselben durch den Deckel angebracht, vermittelst dessen das darinn gelegte Zeug, leinenes gefärbtes und ungefärbtes in dem Zuber mit Wasser angefüllt, durch diese Trille herumgeschmissen, und dadurch herumgetrieben wird, um die unreinen Theile los zu machen; damit aber diese Trille der Hilse leichter herumgeht; so hat einer Namens **Schahler** die starke Reibung des Trillers durch Räder zu erleichtern gesucht. Diese Maschine läßt sich auch auf Bleichen im Grossen anbringen, wenn man nicht auf die dabey verknüpfte Unkosten zu sehen hat.

Eine ausführliche Beschreibung von dieser Waschmaschine nebst derselben Verbesserung hat uns der berühmte D. **Schäfer** zu Regensburg im Jahr 1767 gegeben. *)

Manche Umstände hindern öfters alle bisher erzählte Körper beym Bleichen im Grossen einzuführen, theils daß man solche Körper nicht allenthalben in Menge haben kann, theils daß sie durchs weite Führen zu kostbar werden, ingleichen auch, daß die Handgriffe, solche Körper recht anzuwenden, zu behandeln, nicht allgemein bekannt sind,

 daß

*) Die Beschreibung dieser Waschmaschine nebst der Abbildung in Kupfer, ist bey Verleger dieses Calenders vor 24 kr. zu haben.

daß ihr Gebrauch mit manchen Weitläuftigkeiten verbunden, daß manche gar unnöthig sind, und dergleichen mehrere Hindernisse.

V. Vermischte Beobachtungen nebst einigen neuen Versuchen.

§. 13.

Nachdem der Vortheil, die laugenhaften Salze mit Kalk zu schärfen, bekannt worden; so haben ihn gewisse Bleicher zu ihrem Nutzen anzuwenden gesucht. Diese an sich nützliche Salze mit Kalk vermischt, kamen nach und nach in unvernünftiger Knechte Hände, deren Herren nicht achtsam, und der Sache nicht kundig waren; die unvorsichtigen Versuche solcher Leute machten diesen Vortheil ganz verschreyt; es wurden daher von manchen solche Bleichen, besonders vom Frauenzimmer, vor schädlich erkannt. Verschiedene Kaufleute, nebst manchen andern, machten sich, aus Mangel besserer Einsichten, von den schädlichen Folgen, welche die üble Anwendung, und nicht der Kalk vor sich hervorgebracht, gleichsam ein Gesetz daraus, daß man keinen Kalk zum Bleichen gebrauchen soll; ja es ist an manchen Orten nöthig gewesen, wegen der übeln Anwendung des Kalks, daß die Bleichknechte es beschwören mußten, sie wollten nicht gescheider bleichen als ihre Vorfahren, und weil sie den Kalk nicht vernünftig zu gebrauchen wissen, ihn gar weglassen.

Dieses Vorurtheil, in Ansehung des Kalkgebrauchs beym Bleichen, ist fast allenthalben so weit eingerissen, daß es allemal verdient von einem Naturforscher genau untersucht zu werden. Folgende gemachte Versuche werden die Unschädlichkeit des Kalks beym Bleichen, auf rechte Art gebraucht, genug beweisen.

Es wurde eine gewöhnliche sehr starke Lauge von Asche verfertigt, ein Theil davon blieb lauter, der andere Theil hingegen wurde mit Kalk geschärft; in beyden so zubereiteten Laugen wurden unter gleichen Umständen ein gleich langer und gleich starker Faden von etlichen Ellen gekocht. Ein Stück davon wurde nur getrocknet, ohne die Lauge auszuwaschen, und aufgehängt, die andern zwey Fäden, davon der eine in der geschärften Kalklauge, und der zweyte in der allein gelassenen, doch scharfen Aschenlauge gelegen, wurde sogleich fleißig mit frischem Wasser ausgewaschen, getrocknet, und auch zum Anhängen einer Waagschaale, wie die andern Fäden, zurechte gemacht.

Die Stärke eines jeden Faden wurde hierauf durch das Anhängen der Waagschale, und der darein gelegten Gewichte, genau untersucht. Der in scharfer Kalklauge gekochte und getrocknete Faden trug am wenigsten Gewicht, der in der einfachen scharfen Aschenlauge gekochte und getrocknete, trug kaum etwas mehr, beyde als naß trugen gleiches Gewicht, und beträchtlich viel mehr als getrocknet. Die ausgewaschenen Fäden trugen kaum etwas weniger, als der vor sich blos unbehandelte beschwerte Faden. Die in der geschwächten Kalklauge waren, zeigten sich ungetrocknet stärker, als die trockenen unbehandelten Fäden. Die mit der Lauge getrocknete und unausgewaschene Fäden, waren

fast

fast eben so mürbe, als die mit der scharfen Lauge getrocknete: hingegen diejenige, welche in der geschwächten Lauge gesotten worden, und mit Wasser ausgewaschen waren, hatten gar nichts gelitten, sie trugen gleiches Gewicht mit den unbehandelten Faden. Diese und mehrere dergleichen Versuche beweisen also, daß die Schärfe einer simplen Lauge fast eben so viel, als eine mit Kalk geschärfte Lauge schaden könne; daß eine um so schwächere Lauge mit Kalk gar nicht schade, wenigstens nicht mehr, als eine stärkere, ohngeachtet sie geschwinder bleichet.

§. 14.

Man könnte einwenden, die Salze wirken nur als aufgelöset, also sollten sie naß mehr schaden als trocken. In viel Wasser aber ausgebreitet greifen sie nicht an. Wenn die Tücher trocken sind, wegen dem wenigen Wasser; so bleiben doch die Salze in einerley Menge, mithin wirken sie wie die starke Lauge. Da sie öfters eintrocknen, wenn sie sich gleich von jedem Thau und Feuchte auflösen lassen, vermittelst ihrer Neigung zur Feuchtigkeit; so wirken sie doch zu wiederholtenmalen desto schärfer und schädlicher. Nun frage es sich, wäre es nicht klüger, mit einer schwachen Aschenlauge und Kalk unter gewissen Handgriffen zu bleichen, vermittelst welcher die Knechte solche Lauge immer gleich stark zu machen, im Stande wären, und die Hälfte Asche, Holz, Zeit und Mühe ersparen könnten, als mit mehr Asche und anderm vielen Aufwand die Tücher länger umzuschleifen, eben dadurch mürber zu machen, und mehr anzugreifen?

Warum sollte man Bedenken tragen, mit so wenig Kalk, als man nöthig hat, (da ein paar Pfund auf einen Aymer genug sind) die erste molzigte Lauge wieder zu reinigen, und sie zu neuem Gebrauch tüchtig zu machen.

Die Erfahrung lehret vielmehr, daß es Länder giebt, wo das Holz rar, die Asche theuer, und dieser Weg zu bleichen, bey ihnen unthunlich ist, wo sie sich mancher andern Mittel und Zusätze bedienen, wie wir schon oben gehöret haben, solchen kann der Kalk, wenn man klug damit umgeht, dienlich seyn. Unter die besondern Versuche gehöret auch noch, daß man mit Vitriolöl, mit Salzgeist, mit Scheidwasser die Körper weiß machen, und eben so unschädlich bleichen kann; der Grund davon erhellet leicht aus den oben schon angeführten Sätzen. Da diese sonst nützliche Körper zu hoch in Ankauf sind, und man leichtere Wege einschlagen kann, die das nämliche leisten, so hat man diese Art bisher nicht so allgemein gemacht.

§. 15.

Das Thierreich zeiget uns eben so vorzügliche, wo nicht dienlichere Körper zum Bleichen, die nicht nur unschädlich sind, sondern sehr schnell bleichen. Als die Seife, die Galle von allen Thieren, in so ferne dieselbe seifenhafter Natur ist. Die Galle kann sehr wohl zum Waschen, Bleichen, Reinigen der Leinwand gebraucht werden, da sie nicht einmal die Farben der gemahlten Cottunen und Zizen verderbt, da sie gelinder als die

die Seife ist, nur Schade, daß sie zu kostbar, und nicht in Menge zu grossen Bleichen kann angeschafft werden.

Bey den Holländern und Indianern, auch bey den Cottundruckern treffen wir einen zum Bleichen, zum Weißmachen der Leinwand, eben so nützlichen Körper, als die Galle an, nämlich den Vieh- besonders den Kühkoth. In Schlesien brauchen sie vorzüglich zum Bleichen den Kühmist und Kalk.

So bleicht man auch zu Lawal in Britannien damit. Die frisch gewebte Leinwand wird in warm Wasser geweicht, wohlgewaschen, getrocknet, wieder mit laulichten Wasser gewaschen, alsdann in Kühmist, der in warmen Wasser zerrieben, getaucht, 24 Stunden darinnen liegen gelassen, wieder in warmen Wasser ausgewaschen, fünf bis sechs Tage lang in Thau gelegt, an der Sonne begossen, und so wiederum von vornen angefangen, bis solche Leinwand höchstens in zehen Tagen schön weiß und wohl gebleicht ist.

§. 16.

In Schweden hat auch ein königlicher Kapellmeister von Roman, das Bleichen mit Kühmist angerathen, und viele vortheilhafte Versuche damit gemacht, so daß die Leinwand so weiß gebleicht worden, als die holländische, ohne röthlicht oder gelb zu werden. Man darf nach seinem Vorschlag den Viehmist in See- oder Flußwasser thun, das Leinenzeug 24 Stund darein legen, alsdann aushängen, ohne es abzuspülen (welches aber nicht rathsam), wenn die Sonne scheint, so soll man die Leinwand des Tags einmal in eben dergleichen Wasser, darinnen es zuvor gelegen mittunken. Diese Lauge soll nachgehends durch das mehrere Hineinthun des Mists verstärkt werden. Am besten ist es vor die Mistgrube eine Vertiefung zu machen, damit auch die Pfütze davon in die Vertiefung lauft, wenn es regnet, und zugleich viel von solchem nützlichen Wasser mit leichter Mühe gewonnen werde. Der Viehkoth wirkt bey dem Bleichen wie die Galle auf die Leinwand. Es wird täglich die Galle der Thiere ausgeschieden, und unter dem Koth derselben, nachdem sie bey der Dauung ihre Dienste gethan, ausgestossen. Im Viehkoth steckt also eben die Kraft wie in der Galle. Hier ist also der Weg die Galle der Thiere in Menge zu bekommen, und zum Bleichen anzuwenden. Es ist nicht zu läugnen, daß man die Leinwand sehr verderben kann, und dieselbe unbrauchbar machen. Man darf nur das Tuch in Wasser tunken, worein Kühkoth verrührt worden, und es auf den Rasen oder Wasen legen, allda trocknen lassen, so werden sich bald die übelsten Folgen davon zeigen, nicht nur wüste Flecken, sondern ein baldiges Mürbwerden. Wenn man aber im Viehkoth Wasser die Tücher oder das Garn, ein- bis zweymal 24 Stunden legt, ohne es trocknen zu lassen, sondern aus dem Kühkoth Wasser gleich am Bach das Kühkothwasser auswascht, so erhält man seinen Endzweck vollkommen, noch geschwinder aber, wenn man mit Kühkothwasser das Tuch, nachdem es über Nacht darein geweicht, ordentlich wie bey Laugenwasser bäucht, d. i. das Kühkothwasser abläßt, heiß macht, wieder abläßt, um es heisser zu machen, bis man es endlich nach etlichmaligem Erwärmen

men siedend darüber giessen, und es durchlaufen lassen kann, wenn es bis zum Erkalten darüber gestanden, hierauf muß solche Leinwand an einem Fluß rein ausgewaschen, acht Tage der Witterung ausgesetzt, bis zur verlangten Weise mit Auslegen und Bäuchen im Kothwasser fortgefahren werden. Auf diese Art kann man in vierzehn Tagen die weisseste Baumwolle, und in vier Wochen die weisseste Leinwand fertig machen, wenn anders die Witterung auch gut ist. Der allzutrocknen Witterung muß man vorzüglich durch fleißiges Begiessen abhelfen, da ohnehin bey der nassen Witterung, die mehr schädlich, nicht viel zu verbessern ist. Bey ungefärbter ungebleichter Leinwand thut der Kühkoth seine beste Wirkung, das ausgewickelte flüchtige Laugensalz thut hier eben das, und fast noch besser, als das feuerfeste der Lauge. Man könnte daher leicht zweifelhaft werden, ob man es dem seifenhaftigen Wesen, oder dem entwickelten Laugensalz zuschreiben soll, was der Kühkoth thut, um so mehr als sonst angestellte Versuche erwiesen haben, das die flüßigen urinartige Salze sehr scharf bleiben. Wir haben aber eben gehört, daß der verfaulte Dung nur bey ungefärbter Leinwand anzuwenden sey. Das flüchtige Salz ändert nicht nur die Farbe, sondern es greift auch ihren Grund an, und schwächet sie. Zum Cottunwaschen und Bleichen muß man also frischen Kühkoth nehmen. Wenn man die Farben schonen will, muß man die Cottune in blossem kalten Kühkothwasser einweichen und auswaschen, oder wenigstens nicht zu heiß bäuchen.

§. 17.

Was der Kalk bey der Lauge thut, das thut er auch beym Kühkothwasser. Der Kalk schärft es, indem er das flüchtige Salz los machet. Vier Kübel verfaulten Kühkoth und ein Pfund gemahlenen Kalk mit einem Aymer Wasser angerührt, sich setzen, und durch ein Tuch das helle Wasser ablaufen lassen, giebt eine geschwind bleichende Lauge, die nicht das mindeste angreift, man mag das Garn oder Tuch nur einweichen, oder damit bäuchen, wenn man es nur rein auswaschet, ehe es trocknet. Dieses ist aber noch zu beobachten, daß man dem Vieh nicht viel Stroh streuet, da manche Stroh färben, und das Tuch davon gelblich weiß wird. Der einreissende Holzmangel und Theurung, die Menge der zu bleichenden Tücher bey zunehmender Anzahl von Leuten, der Werth der Asche, und die Beschwerlichkeit, solche viel Stunden weit herum zusammen zu führen, geben Gelegenheit, diese Vortheile in Zukunft erst recht zu benutzen. Es ist zu verwundern, daß man nicht neben denen Landgütern, wo es nicht Melkereyen, mithin auch Mistplätze und fliessend Wasser giebt, dergleichen Bleichplätze anlegt, deren Anlegungskosten nicht so groß sind, da sie in einer so nützlichen Verbindung mit denen andern Stücken, zu einem Landguthe stehen, da eine gute Einrichtung das Guth fast zweymal so einträglich machen kann.

§. 18.

Manchen werden verschiedene scheinbare Anstösse und Hindernisse, auch vorzügliche Einwendungen vorkommen, bey solchem Waschen, Bäuchen und Bleichen mit Viehmistwasser; es wird aber solchen leicht zu antworten seyn.

12) Die Augen müssen klar, rein, nicht fett noch fleischigt seyn, die Augäpfel müssen von einer Grösse und völlig gleich seyn, auch keinen falschen Blick geben.

13) Ist man wegen der Augen zweifelhaft, ziehet man das Pferd in eine dunkle Stall- oder Hausthür, daß es nur den Kopf allein heraushält, man fährt auch mit der Hand oder Ruthe vor den Augen auf und nieder.

14) Das Maul muß inwendig rein, alle Zähne vorhanden, und die Zunge frisch seyn; man ziehet auch die Zunge heraus, und riechet, ob das Pferd faul aus dem Hals rieche.

15) Der Hals darf nicht vom Kopf gleich breit zufallen.

16) Der Hals darf nicht zu lange seyn, daß er, wenn er gebogen wird, einen Speckhals bilde.

17) Gehet zu gerade auf, so daß der Kopf ruckwärts stehet, nennet man es einen Rehehals.

18) Ist er zu fleischigt, so wird es ein Speckhals.

19) Man muß versuchen, ob sich die Haare in der Mähne und dem Schweife leicht ausziehen lassen, und von selbst ausfallen, wenn dieses ist, so pflegt das Pferd inwendig faul zu seyn.

20) Wenn ein Pferd ungewöhnlich stark schäumet, soll man von dem Schaume etwas in der Hand mit dem Finger rühren, wenn er lang wird und sich ziehen lässet, nimmt man es für ein Merkmal, daß das Pferd hartschlächtig sey.

21) Um davon gewiß zu seyn, läßt man das Pferd ohngefähr vierzig Schritte stark hin und her traben, und darauf Halte machen; drückt ihm sodann die Gurgel, so hustet es als ein kögisch Schaaf, ziehet auch den Leib ungewöhnlich stark zusammen, öffnet die Nasenlöcher ungewöhnlich weit, und schnappet nach Luft.

22) In der Bauge muß ein Pferd die völlige Breite haben, so daß man vollkommen eine Hand unten durchschieben kann.

23) Die Vorderbeine dörfen nicht wie Ochsenbeine oben überstehen.

24) Sie dörfen auch nicht zu lang in den Kothen stehen.

25) Man muß mit der Hand daran herauf und herunterfahren, ob sich auch Schieber oder Warzen daran befinden.

26) Ober der Krone ist unter dem Haare wohl nachzusehen, daß sich daselbst nichts von Knöcheln, oder wie ein Schieberbein befinde, so man die Schale nennt, welches einer der schlimmsten und ein unheilbarer Schade ist.

27) Wenn sich an der Krone etwas vom Kringe befindet, wie bey einer Kuh am Horne, die schon gekalbet hat, so zeiget es an, daß das Pferd sich schon einmal verfangen hat, daher dann auch das Pferd vorne niedrig gehet.

28) Wann

28) Wann ein Pferd, nachdem es etwas stark getrabet worden, und darauf stille stehet, mit den Beinen bebt und bauchschlaget, zeiget es gleichfalls ein Verfangen an.
29) Ein Pferd muß nicht voll noch platthufig seyn.
30) Man muß Acht geben, ob die Füsse nicht hinten mit dem Eisen zusammengezogen sind, oder die Eisen einen andern Fehler an den Füssen verbergen.
31) Der Leisten eines Pferds ist wohl zu beobachten, und wie lange es im Rücken, damit ihm der Sattel, nebst Zugehör, wohl kleiden möge.
32) Ob es in dem hohlen Leib gut herunter hange, dabey eine gute Tutte oder Schlauch habe.
33) Es muß nicht baumleibicht seyn, damit sich hinten keine Fuchslenden befinden, welche rund zugewachsen, und ein böser Fehler sind.
34) Es muß kein Hund- oder Schweinekreuz haben.
35) Der Schweif ist zu untersuchen, ob die Haare ausgehen (19) oder falsch gemacht sind, oder ob die Rube abgebrochen seye, welches man zu thun pfleget, wenn ein Pferd den Schweif zwischen die Beine ziehet.
36) Die hintern Beine müssen gerade, und nicht wie Kühebeine, krumm, oder unterwärts stehen.
37) Sie müssen auch nicht zu enge stehen, sonst streifet sich das Pferd mit dem Eisen.
38) Man siehet nach der durchgehenden Galle, so über den Hessen hinten und vorne zu sehen ist, und unter die bösen Fehler gehöret.
39) Man visitiret nach dem Spat, wie weit die Kehle unter dem Hessen vollgewachsen, und die Spatladen von dem Emkelknochen belegen ist.
40) Ob sich unter den Hessen oder Emkelknochen wohl etwas wie ein Schieberbein oder Knöchel befinde, welches sich herauswirft, und die Kurbe genennt wird; dies ist einer der schlimmsten und ein unheilbarer Schaden.
41) Man siehet ferner nach der Piephaken, wie auch ober der Krone nach der Flußgalle.
42) Um zu versuchen, ob ein Pferd kollerisch seye, setzet man
   a) die vordere Beine kreuzweis übereinander, und siehet, ob es solche so stehen lässet.
   b) Ob es leidet, wenn man ihm den Finger in das Ohr stecket.
   c) Ob es sich zurückschieben lässet.
43) Wenn ein Pferd geritten oder geführet wird, ist Acht zu geben, ob es mit allen vier Füssen zugleich marschire, keinen Fuß zu weit aus- noch einwärts werfe, vorne nicht zu weit, und ja nicht zu niedrig, auch hinten nicht zu enge gehe.
44) Wann ein Pferd hinten niedrig gehet, ist der Spat oder auch wohl ein Kreuzschade zu befürchten.

Das beste Mittel, um zu versuchen, ob ein Pferd einen Fehler an einem Fuß habe, oder gehabt habe, und also solchen schone, wird seyn, wenn man sich gerade drauf hält, und einen oben mit der Hand gehaltenen Stock auf die Spitze des Fusses stellet, als-

alsdann das Pferd im Schritt gehen, und folgends traben lässet, anbey genau Achtung giebt, ob die Bewegung, welche man durch den Stock in den Händen, in den Beinen, und in dem Kreuz zugleich auf das genaueste bemerken kann, durchgehends einförmig seye; oder ob man in dem Zwischenraume, zwischen den Bewegungen von dem einen Fuß auf den andern an beyden Seiten einen Unterschied bemerke; oder ob man von dem Niedersetzen des einen Fusses eine stärkere Erschütterung empfinde als von dem übrigen; ob man mehr nach einer Seite geworfen werde; oder ob die Fortrückung der hintern Füsse mit denen Bewegungen der Vorderfüsse übereinstimme. Hat man einen Zweifel, so wechselt man mit dem Stocke oder der Spießruthe von einem Fuß auf den andern.

Vortheile bey dem Potaschensieden.

Das Potaschesieden ist um deswillen eines der vornehmsten Nahrungsgeschäffte, weilen es im Grossen eben sowohl als im Kleinen von jedermann ohne grosse Kunst und Aufwand getrieben werden kann.

Solle es aber einen beträchtlichen Nutzen geben, so muß dahin gesehen werden, daß man

1) mit weniger Asche, und
2) mit wenigem Holz

eben dieselbige Quantität Potasche erhalte.

1) Mit weniger Asche kann solches geschehen, wenn man die schon ausgelaugte Asche abermals ausglühet, und hernach wieder auslauget, da man dann eben eine solche starke Lauge bekommet, wie das erstemal, und also, weil solches auch zum dritten- vierten- und fünftenmal wiederholt werden kann, einen beständigen Aschenvorrath hat.

Es ist leider bekannt genug, daß sowohl Seifen- als Potaschensieder ihre einmal ausgelaugte Asche wegstürzen, oder doch um einen gar liederlichen Preis verkaufen, weilen sie solche nicht weiter zu nutzen wissen. Wäre ihnen aber dieser Vortheil bekannt, so würden sie solche nach ihrer ersten Auslaugung besser zu Rathe halten, und sich nicht gemüßiget sehen, allezeit frische Asche so theuer einzukaufen. Die abermalige Ausglühung der schon ausgelaugten Asche ist so mühsam nicht, als man sich vorstellen mögte. Man lässet solche erst recht trocken werden, daß sie gar keine Feuchtigkeit mehr in sich hat, hernach trägt man sie mit einer blechernen Aschenschaufel in den Ofen, und zündet das Feuer oben darauf an, so bald das Feuer abgebrannt, und sich einige Kohlen gesammelt haben, wird dieser Aschenhaufe durch und durch glühen. Man lässet ihn so lange, ohne darinnen zu rühren, stille liegen, bis kein Feuer mehr darinnen verspüret wird. Hernach schaufelt man die Asche heraus, und man wird befinden, daß sie viel weisser, feiner und zärter seye, als vorhin, nicht minder wird man nach der Hand durch derselben Auslaugung eben eine solche fette Lauge, wie vorhin bekommen.

Die

Die Ausglühung kann nicht nur in denen ordinairen Stubenöfen täglich geschehen, sondern auch und viel besser an Orten, wo ein sehr grosses und anhaltendes Feuer gehalten wird, als in Brauhäusern, in Branntemeinbrennereyen.

Man darf nur, um solches deutlicher einzusehen, in ein Brauhaus gehen, und Achtung geben, wie wenig Asche man daselbst von vier bis fünf Klafter Holz bekomme, nämlich kaum vier Metzen, weil das heftige Feuer daselbst auf einmal alle verbrennliche Theile der Asche zerstöhren und zu Salz machen kann. Hingegen darf man nur betrachten, wie viel mehr Asche man in der Küche von vier bis fünf Klafter Holz erlange, wenn man solche fleißig sammelt. Ein augenscheinlicher Beweis, daß in der Küchenasche noch erstaunlich viele verbrennliche Theile stecken müssen, welche das schwache Küchenfeuer nicht auf einmal so zerstöhren konnte, wie jenes heftige Feuer im Brauhaus. Wirft man also die Küchenasche, gleich nach ihrer ersten Auslaugung weg, so schmeißt man folglich auch zugleich alle noch in derselben enthaltene verbrennliche Theile weg, welche durch ein abermaliges Ausglühen in Salz verwandelt werden können.

2) Kann man auch mit wenigerem Holz eben dieselbe Quantität Potasche erhalten. Es ist ein grosser Fehler bey den Potaschensiedern, daß sie ihre Lauge in einem tiefen Kessel einkochen, und nicht viel mehr an deren statt flache eiserne Pfannen gebrauchen, welche wie Braupfannen eingerichtet sind. Man thue ein Quart Wasser in einen tiefen Kelch, und eben dieselbe Quantität in eine flache Schüssel, und sehe, welches von beyden am ersten verrauche. Da also die Lauge in einem solchen tiefen Kessel so hoch übereinander stehet, so müssen sie erstaunlich Holz verbrennen, ehe sie nur einen Kessel voll können eintrocknen, da sie währender Zeit in einer eisernen gegossenen Pfanne gewiß dreymal mehr Lauge, und noch dazu mit weniger Holz würden coaguliret haben.

Der andere Fehler, der bey den Potaschensiedereyen begangen wird, ist, daß man der Lauge solch stark Feuer giebt, daß sie in vollem Wallen kochet. Eine Lauge, die man zu Salz will condensiren, darf gar nicht sieden, geschweige denn in vollem Wallen kochen. Dann die in die Höhe sprudelnde Wassertheilchen führen zugleich die Salztheile mit in die Höhe, rauben und versprützen solche, eben so, wie ein auf der Capelle zu heiß treibendes Silber von dem Bley verfährt und geraubt wird. Man darf nicht besorgen, es gehe auf diese Art langweilig zu, wenn man die Lauge nicht sieden, sondern nur gelinde ausdämpfen lassen wollte. Alleine wenn man sich flacher breiter Pfannen bedienet, so können während der Zeit, da einer unter einem tiefen Kessel mit gewaltsamen Feuer zehen Butten einkocht, in einer Pfanne zum wenigsten zwanzig Butten gelinde evaporiren, man wird dazu weniger Holz brauchen, und gleichwohl ein Fünftel mehr Salz bekommen.

Ueberdies kann das Potaschensieden, ohne besonders Holz dazu anzuwenden, an Orten verrichtet werden, wo groß Feuer gehalten wird, wenn man daselbst eiserne flache Pfan-

Pfannen, welche nach Proportion des Orts grösser oder kleiner sind, appliciret, und also die Hitze, welche sonst vergeblich verfliegt, doppelt nutzet. Dergleichen Orte sind vornehmlich die Glashütten, allwo ohnedies die Potasche unentbehrlich ist. Was vor eine erstaunende Hitze gehet da verlohren, welche man, doch ohne das Glasmachen zu hindern, sowohl zum Evaporiren der Lauge, als auch zu Calcinirung der Potasche, und also noch zweymal nutzen könnte. Eben so und noch besser liesse sich dieses in denen Brauhäusern thun, indeme die Potasche daselbst in einer neben der Braupfanne angebrachten kleinen eisernen Pfanne nicht nur gesotten, sondern auch in zwey auf beyden Seiten unter der grossen Braupfanne mit solcher parallel laufenden kleinen Heerden, auf das schönste calcinirt werden könnte.

Das Sauerkleesalz zu machen, womit man die Dintenflecken aus dem weissen Zeug bringen kann.

Nehmet Sauerklee, stosset solchen mit Stiel und Kraut in einem Holz- oder Glasmörsel, bis er wohl zerquerschet ist, presset alsdann den Saft, so röthlich wird, heraus, verwahret ihn in einem wohl geschlossenen Glas. Mit diesem lassen sich sofort alle frische Flecken aus der Leinwand bringen, indem man den Ort damit reibet, und alsdann mit Wasser abwaschet.

Wer mit diesem nicht zufrieden, der siede denselben in einer Meßingpfanne. Anfangs wird er stark schäumen, und muß dieser Schaum sodann durch ein zart Beuteltuch abgesondert werden. Den übrigen Saft aber siedet fort, daß dessen noch ein Viertel voll von allem noch übrig bleibe, alsdann wird dieser Rest in eine hölzerne Schüssel geschüttet, in den Keller oder andern kühlen Ort gestellet, so findet sich innerhalb 24 Stunden ein gelber Schleim oder Pulver, davon wird das Wässerige abgeschüttet, das Pulver aber auf weiß Papier gebracht, und zum Aufheben getrocknet. Dieses Pulver macht auch Spitzen und Leinwand wieder sauber.

Unschlitlichter, die lange brennen.

Stosse den Tacht zuvor in Baumöl, laß ihn vertriefen, und tauchs hernach in Unschlit, wie der Gebrauch ist. Es soll ein Licht so lange dauern, als sonsten deren zwey, oder ein und ein halbes, und auf ein Pfund Lichter nicht über ein Pfenning Unkosten vom Baumöl gehen. Die Tächte werden nur einmal in das Baumol getaucht.

Man kann es auch mit andern Oelen, die hitziger sind, versuchen, als Wachholder- Poleyen- Toback- Terpentinöl.

Mittel wider den weissen Kornwurm.

Mann nimmt vier Hände voll Knoblauch, ohngefähr acht Hände voll Hopfen, eben so viel Wermuthkraut und zehn Pfund Vitriol; giesset über diese Species, wenn der Wermuth vorher wohl zerschnitten, anderthalb Eimer Wasser, und läßt sie in einem Kessel eine halbe Stunde kochen; worauf man alles durch ein Tuch ringet, damit die Kraft recht herausgezogen werde. Mit diesem ausgepreßten Wasser, werden so dann mittelst einer Weisebürste, sowohl die Wände als der Fußboden und die Decke des Kornbodens angestrichen. Jeden Anstrich läßt man vorher abtrocknen, ehe der andere und dritte geschiehet. Auf eben diese weise wird verfahren, wenn der Wurm schon in dem Getreide ist. Doch nimmt man dabey noch dieses in Obacht, daß bey dem Umstechen des Getreides die Schaufel, so oft sie trocken, in dieses Wasser getunket, das Umstechen auch dreymal wiederholet, und so lange damit fortgefahren werden müsse, bis sich der Wurm gänzlich verloren. Diesel Mittel ist nicht allein untrüglich, sondern auch ohne alle Besorgung und sicher zu gebrauchen, weil die Species, welche dazu genommen werden, weder dem Menschen noch dem Vieh schädlich sind. Die bittre und warme Eigenschaft des Hopfens und des Wermuths, der durchdringende Geruch des Knoblauchs, und die Schärfe des Vitriols thun den Menschen nichts, hingegen sind sie den Kornwürmern, wegen ihres kalten und wässerigen Körpers ganz zuwider, ja tödtlich. Man wird finden, daß sie gleich darnach oben auf die Getreidhaufen kommen, ganz welk werden und sterben, gleich den Raupen, wenn ihnen mit Schwefel geräuchert worden. Die Kornwürmer können so wenig als die Spinnen und deren Gewebe, an den Wänden und der Decke haften, wenn man dieselbe mit diesem Wasser bestreichet. Die Schärfe des Vitriols zerfrißt auch das aus zähem Schleim dieses Ungeziefers bestehende Gewebe, und tödtet sogar die Ameisen.

Ein anders wider den schwarzen Kornwurm.

Man säe, nach der Grösse seines Kornbodens, Hanf aus, und wenn dieser halb erwachsen: so belege man den Kornboden, einen halben Fuß hoch mit diesem frisch ausgezogenen Hanf; man setze auch davon gerade auf an die Wände; und wenn Korn auf dem Boden liegt, so stecke man von dem Hanf darein, und belege dasselbe gleichfalls damit. Dieses Mittel soll die sicherste und beste Wirkung haben, wie mir ein Freund aus Beckum im Münsterland versichert hat. Auch wenn man frisches Heu auf einem solchen Boden ausschwitzen läßt, soll es gleiche Wirkung haben.

Ein leichtes Mittel die Wanzen zu vertreiben.

Man nimmt das Laub von Wallnußbäumen, und kocht dasselbe eine halbe Stunde in Wasser. Hat man hierauf die Brühe abgegossen, und die gekochte Blätter wohl ausgedrückt, so ist das Recept fertig. Dieses Dekokt ist so kräftig, daß es alle Wanzen

mit ihren Nüssen vertilget. Eben diese Wirkung thut die Brühe von den durchgestochenen grünen Wallnüssen, welche zum Einmachen abgekocht worden. Dieses Mittel ist einfach, und erfordert gar keine Kosten, weil ein jeder sich solches selbst zubereiten kann. Zwar fehlet es im Winter an dergleichen Blättern, und eben so wenig sind dergleichen Wallnüsse zu bekommen; wer weiß aber nicht, daß die Wanzen nur vornehmlich im Sommer beunruhigen, wenn sowohl Nußlaub als grüne Wallnüsse, an allen Orten zu finden sind? Wollte man ja für den Winter besorgt seyn, so würde man wohl thun, wenn man gegen den Herbst das Nußlaub etwas stark abkochte, und die Brühe davon wohl verwahret bis zum künftigen Gebrauch in den Keller setzte. Dieses Dekokt ist den Wanzen ein wahres Gift. Man darf nur etwas davon in die Ritzen der Wände oder Betten bringen, worinn sie stecken; gar bald werden sie herauskommen, um dem bevorstehenden Tode zu entlaufen; bald darauf aber werden sie todt stehen bleiben, und niemals wieder aufleben. Eben das geschieht, wenn man die Wände darinnen sie stecken, stark damit bespritzt. Dieses Dekokt ist nicht allein den Wanzen, sondern auch andern Insekten tödtlich. Man darf nur etwas davon auf die Erde giessen, wo sich Regenwürmer aufhalten. Kurz darauf werden sie auf die Oberfläche kommen, und nach starken Convulsionen sterben.

Ein ander Mittel gegen die Wanzen.

Mit vier Loth Schmierseife wird ein halb Loth Quecksilber wohl getödtet. Wann dieses geschehen, wird vor 4 Kr. Arsenikum dazu gethan, und wohl durcheinander gerührt, nachgehends vor 4 oder 5 Kr. Terpentinöl darunter geschüttet, nochmalen wohl durcheinander gerührt, bis es zu einer flüßigen Salbe geworden, sodann die Stellen, wo sich Wanzen befinden, damit bestrichen, so werden sie ohnfehlbar vergehen.

Von Erhaltung der Victualien im Sommer, bey Mangel guter Keller oder Gewölbe.

Man leget die Kalbsstöße und Lammsbraten in ein tiefes irdenes Gefäß, und giesset so viel abgenommene Milch darauf, daß das Fleisch bedecket wird. Wenn es sehr heiß ist, muß man alle Tage, bey kühlem Wetter aber nur alle drey Tag neue, von der Sahne oder Rahm abgenommene Milch aufgiessen, so bleibt es 14 Tage nicht nur gut, sondern wird auch vorzüglich schmackhaft. Wildbraten, Rindfleisch u. d. gl. schlägt man auch, wenn selbiges noch frisch ist, in ein weisses Tuch, legt es in einen Kasten, und schüttet Sand darüber, so bleibt es auch 3 Wochen lang gut, und wird beym Zurichten recht mürbe. Der Kasten kann in eine trockene, luftige und kühle Kammer gestellt werden.

Guter

Guter Glasleim.

Sehr zart und subtil gepülvert weisses oder venedisches Glas und Mennige unter einander, mit einem Oel- oder Spickfirnisse angemacht, der bald trocknet.

Zerbrochene Gläser, Krüge, Töpfe ꝛc. behende zu leimen.

Ungelöschten Kalk mit Eyerklar auf einem Stein wohl unter einander gerieben, das zerbrochene Geschirr damit bestrichen, die Stücklein mit Geschicklichkeit in einander gefugt, und trocknen lassen.

Holz vor Feuer zu bewahren.

In warmen guten Leimwasser zart gepülverten Alaun solvirt, so viel es dessen mag annehmen, selbiges hierauf lassen siedend heiß werden, und darein gerührt zart geriebenen Hammerschlag und Ziegelmehl, zu gleichen Theilen, so viel, daß es gleich einem dünnen Teig werde, solches hiernächst also heiß, Messerrückens dicke auf ein Bret gestrichen, und trocknen lassen.

Ein dergleichen Brett nimmt vom Feuer nicht leichte Schaden, wenn gleich das Feuer nächst dabey wäre, oder gar darauf angemacht würde, inmassen diese Kütte von dem Feuer je länger, je härter wird, und zuletzt wie Eisen.

Daß eine gemeine Lampe noch einmal so lange brenne, als sonsten.

Solches zu bewerkstelligen, wird nur ziemlich viel Salz in das Oel gegossen.

Daß das Oel im Brennen nicht rauche noch ruse.

So netze den Tocht in Weineßig, und lasse ihn wieder trocknen. Oder: thue destillirten Zwiebelsaft in die Lampe, und oben darauf Oel.

Das Rüböl, so von denen Winterrüben oder Rebs gemacht wird, ist sehr gut zum Brennen: man macht es zuvor sieden, stellet solches vom Feuer, und giesset etliche Tropfen Wasser darein, dadurch wird verursachet, daß es weder übel riecht noch schmeckt, so daß einige den Salat damit anmachen können.

Ochsen, Kälber, Schöpsen oder Hämmel binnen Monatsfrist über die massen fett und mast zu machen.

Klein geschnittene gelbe Rüben und Wickenkörner, mit Häckerling wohl vermischt, denenselben so Tags als Nachts zu fressen gegeben, und sie jedesmal darauf saufen lassen, so nehmen sie geschwinde zu.

Eisen mit Zinn zu löthen.

Man bedienet sich hierzu eines Löthbolzens von Kupfer oder Eisen. Man reibet diesen Bolzen, wann er zuvor gehörig heiß gemacht ist auf einem Stein, mit Zinn, Theer und Salmiak vermischt, wenn nämlich der Bolzen von Eisen ist. Ist er aber von Kupfer, so reibt man ihn in Harzöl oder anderem Fett. Wenn das Eisen, welches gelöthet werden soll, nicht vorher verzinnt gewesen ist, so müssen die Seiten, welche zusammengelöthet werden sollen, eingefeilt, und mit Theer und Salmiak überstrichen werden.

Meßing zu löthen.

Man lege über die Fuge, welche zusammengelöthet werden soll, Meßing, Schlagloth und Borax. Wenn dieser Meßing soll geschmiedet werden (denn wenn er heiß oder glühend ist, läßt er sich nicht schmieden), so kann es sich leicht ereignen, daß es Risse bekommt, und der Meßing sich wirft, welches ebenfalls mit Schlagloth und Borax wieder zusammengelöthet werden kann, nur muß man alsdann erstlich Scheidwasser darauf thun, welches sich sogleich durch die Ritzen zieht, wie hart und dichte sie auch zusammen sitzen, und alsdann fließt die Löthung nach, sonsten aber nicht.

Will man Meßing mit Salder löthen, welches die Gürtler gebrauchen, so schmelzt man Zinn und Meßing zusammen, welches den Salder hart und spröde macht, und wenn dieses in einem Mörser zu Pulver gestossen, und mit Borax vermischt wird, so lassen sich die Fugen oder Ritzen im Meßing leicht damit löthen, und das mit weniger Hitze, als mit Meßings-Schlagloth. Meßing kann man auch mit Silber und Borax löthen, auch mit Zinn und Salmiak, oder mit Zinn und Harz, wenn es mit einem Löthbolzen geschiehet.

Kupfer zu löthen.

Man kann anstatt Meßing Schlagloth gebrauchen, um Kupfer damit zu löthen, wenn man Borax und Glasgalle dazu setzt.

Kupfer und Bley kann mit Zinn und Harz vermittelst eines Löthbolzen gelöthet werden. Auf eben diese Weise auch Zinn, nur daß hierzu der Schlagloth aus Zinn, Bley und Wißmuth zubereitet werde. Je mehr aber vom Wißmuth dazu genommen wird, desto weniger hält die Löthung. Er befördert bey gewissen Arbeiten eine schleunigere Schmelzung.

Wagenschmierflecken aus den feinsten tuchenen Kleidern auszumachen.

Die Flecken bestreicht man mit ordinairem Brannewein, und läßt es eine Viertelstunde liegen, alsdann nimmt man ein wenig von dem Gelben eines Hünereyes, und bestreicht gleicherweise den Ort damit, reibt es alsdann zwischen den Fingern subtil, hernach mit frischem Wasser rein ausgewaschen, dasselbe ausdrücken, etlichemal damit continuiren, dann mit einem weiß leinenen Tuch nach dem Strich ausgestrichen und trocknen lassen, so sind die Flecken ohne Verletzung der Farbe hinweg.

Ein Wasser zu machen, womit man aus Zeug und tuchenen Kleidern die Wein- und Urinflecken, wenn es auch von Ratten und Mäusen seyn sollte, ausmachen kann.

Man nimmt aus der Apotheke für 1 Kr. Glossengall und für 1 Kr. Cristalmineral, welche zwey Materien in einem Mörser fein gestossen werden. Dann nimmt man einen neuen Topf, worein ohngefähr zwey Maas gehen, thut obiges Pulver hinein, und gießt Regenwasser, bis es voll wird, dazu, läßt es eine halbe Stunde über dem Feuer kochen, hernach davon abgenommen und über Nacht stehen lassen; wenn man solches alsdenn in eine Flasche filtrirt, so ist es fertig.

Die Flecken bestreicht man alsdenn mit diesem Wasser ganz subtil, läßt es die Hälfte an der Sonnen oder bey einem warmen Ofen trocknen, mit einem weissen leinenen Tuch abgerieben, so sind die Kleider vollkommen davon gereinigt.

Dieses Wasser kann Jahr und Tag, wenn die Flasche mit einer Blase wohl verwahret wird. Sommerszeit im Keller, im Winter aber an einem temperirten Ort aufbehalten werden.

Wie die blauen Flecken aus den gemeinen Kleidern zu machen sind.

Nimm ein reines Glas, thue darein ein halb Maas Bachwasser und um 1 Kr. feine Potasche zusammen eine halbe Stunde stehen lassen, so ist es zum Gebrauch gut.

Die blauen Flecken mit diesem Wasser bestrichen und trocknen lassen, solches zu zweyenmalen gethan, nach diesem zwischen den Händen ein wenig gerieben, und dem Strich nach aufgebürstet, so sind die grünen Flecken, wie zuvor, grün.

Die feinsten seidenen Kleider von Wagenschmier und Schuhwachsflecken zu reinigen.

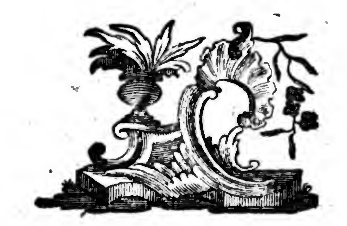
Man bestreicht den Fleck erstlich mit reinem Baumöl, dann nimmt man ein Stücklein weissen Flanell, und wischt obige Unreinigkeiten davon, solches zwey oder dreymal, bis von der Wagenschmiere oder dem Schuhwachs nichts mehr zu sehen, continuirt, so wird aus dem Oel ein Fettflecken, welcher durch nachfolgendes Pulver auszumachen ist.

Ein Pulver zu machen, womit alle Fett- und Schmalzflecken aus den sammet-seidenzeug- und tuchenen Kleidern können auf das reinste ausgemachet werden.

Man nimmt nach Belieben drey oder mehrere neue cöllnische Tobackpfeifen, und ein wenig Zimmet, Muscatenblumen und Nägelgewürz, dieses wird zusammen in einem Mörser so lange, bis es wie ein Mehl wird, gestossen, alsdenn damit das noch nicht rein gestossene davon komme, läßt man es durch ein Haarsieb laufen, und verfährt hernach mit dem noch zurückgebliebenen auf gleiche Weise, bis es durchaus klar wird, dann ist es zum Gebrauch fertig. Will man nun solche Flecken aus den Kleidern putzen, so bestreut man den Ort, wo solcher ist, so dick als eines Messerrückens mit diesem Pulver, legt ein weisses Papier darauf, hält hernach so lange, bis man ohngefähr funfzig zählen kann, ein warmes Bögeleisen darüber, so wird der Fleck sich herausziehen, weilen selbiger aber nicht auf einmal herausgehen möchte, so thut man dieses Pulver herab, streuet frisches darauf, und verfährt auf die nämliche Art etlichemal damit, so werden solche Flecken vollkommen heraus seyn. Sollten aber solche Schmalz- und Fettflecken sich lange Zeit schon in denen Kleidern befinden, und vollkommen eingetrocknet und dürre seyn, so darf man nur ein wenig reines Baumöl darauf thun, und noch einige Minuten liegen lassen, so werden die Flecken wieder frisch, welche alsdenn mit dem nämlichen Pulver auszumachen sind.



Fränkische ökonomisch-landwirthschaftliche Manchfaltigkeiten.

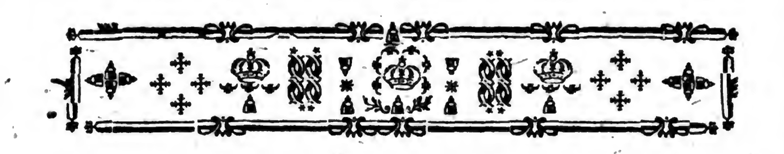


Des zweyten Bandes sechstes Stück.

Schwabach,
gedruckt und verlegt von Johann Gottlieb Mizler, Hochfürstl. privil. Buchdrucker.
1781.

Innhalt.

1) Vom Ursprung der Baurenhöfe und Güter, dann deren besserer Eintheilung.
2) Die successive Abstellung der Braachäcker betreffend.
3) Die Einführung der Stallfütterung.
4) Vom Kleebau und dessen großen Nutzen.
5) Von Abstellung der höchst schädlichen Frühlingshuth auf den Wiesen.
6) Von Veränderung der Herbst- in Ohmetwiesen.
7) Die Fruchtbarmachung der tauglichen Huthwaasen betreffend.
8) Von der Beschaffenheit und Unterschied des Erdbodens.
9) Von Verwandlung der Todfall- und Bestebhandlöhner in jährliche Gefälle.
10) Von Veränderung einiger Natural-Frohndienste in proportionirte Dienstgelder.
11) Von Eintreffung des Holzmangels, und dessen Abstellung.
12) Gedanken über den 1779er reichen Feldseegen.
13) Von der Wässerung der Wiesen.
14) Verzeichnuß einiger oekonomischen Schriften.



Erstes Capitel.

Vom Ursprung der Bauernhöfe und Güter, dann deren bessere Eintheilung.

In denen ursprünglichen Zeiten, da die Ländereyen in Franken, mit Bewilligung der Größern, denen Menschen zur Cultur überlassen oder selbst in Possession genommen worden, hat vermuthlich ein Jeder, so weit noch kein Nachbar im Widerspruch war, zugegriffen und Oedschaften an sich gezogen, wie er gewollt, darauf hat er sich nach seiner Famille Umständen einiges Erdreich zu Gärten und Wiesen, einiges zu Aeckern urbar (fruchtbar) gemacht, die entlegenste aber zur Wayd, vor das Vieh und den Holzwachs liegen lassen, und dies war vermuthlich der Ursprung aller Bauernhöfe und Güter; und da successive sich noch mehrere Menschen zu Anbauung der Oedschaften gefunden, so entstunden nach und nach die Dörfer, Weyler, dann einzele Höfe und Güter.

Wie nun diese Gesellschaft von keiner höhern Gewalt und Befehl herrührte, sondern von dem Begriff und Gutfinden des Ersten Besitzers, und dessen Vermögensumständen dependirte; so entstunde die Oberherrschaft desjenigen, der sich ein Recht über solchen District zueignen konnte, und zugleich die Lehenherrschaft über solche Bauerngüter, nach Maas und Weise, wie der Herr und Knecht oder Bauer, mit einander übereinkamen.

Wie aber hieraus keine obrigkeitliche Verordnung, sondern eine willkührliche Possessionsergreifung mit Bewilligung des Eigenthumsherrn, solch vacanter Oedschaften, erhellet, so siehet man, daß keine oeconomische Regel, sondern ein bloses Gutdünken, des ersten Possessoris, die Beschaffenheit der entstandenen Höfe und Güter, dirigiret habe, zu welchen er nach und nach, mit Bewilligung des Lehenherrn, mehrere Oedschaften, die damal noch res nullius (was keinen Herrn hat) waren, occupirte und sich als ein Eigenthum versichern ließ.

Da nun die Landoeconomie noch in ihrer unreifen Geburt war, so dependirte die Art und Weise, wie jeder Erdboden zu behandeln, lediglich von der Erfahrung des Possessoris, welche ihm Nahrung verschafte.

In Verfolg der Zeiten, da größere und kleinere Herren entstanden, hat jeder gesucht, viele Mannschaften zu bekommen, selbige an Gütern und Vieh bereichert zu sehen, um anfänglich nur den Zehenden, sonach aber auch successive noch andere natural præstanda (natürliche Gefälle) von seinen nunmehrigen Untergebenen oder Leibeigenen gegen versicherten Schutz, sich zu bedingen, welches dann auch die Folge war, daß ein jeder auf die Vermehrung seiner Wiesen, Aecker, Waldung und Viehewayde, gesehen hat, und sich solche nach und nach, als sein Eigenthum beschreiben lassen, woraus die sogenannte Saal- und Grundbücher, die Hofseingehörungen, und zugleich die herrschaftliche Præstanda ihren Ursprung haben mögen, weil dem Herrn solcher Ländereyen daran gelegen war, sich der Unterthanen anzunehmen, woraus in der Folge die Gemeind-, Vogten-, und Schutzherrschaften und am Ende die hohe Landesobrigkeit über einen ganzen District Landes, erwachsen seyn mag.

Vorausgesetzt dieses problematischen Satzes, kommen wir nun auf die Cultur eines jeden Hofs oder Gütleins, und da war das erste, an denen Gegenden, wo die Natur es schon selbst an Hand gegeben, groß- und kleine Seen oder Fischteiche anzurichten, weil dazu am wenigsten Arbeit und Kosten erfordert worden, und doch die erziehende Fische zur Nahrung dieneten.

Diesen folgte die Huthschaften vor alle Gattung Pferd- Rind- und Schaaf- dann anderes Viehe, um auch davon Nahrung und Kleider zu bekommen.

Nun war noch übrig das Feld zu bauen, an den besten und gelegensten Orten Gärten und Wiesen anzulegen, und dann die Felder hegbar und urbar zu machen, welches freylich Anfangs hart hergienge, und nur mit der Hand geschehen muste, bis endlich das so nützliche Instrument des Pflugs erfunden und zugleich das Pferd- und Rindviehe zu solcher Arbeit anzugewöhnen, von den Menschen erlernet worden.

Wie aber der Erste Urheber der Höfe, unter dem occupirten District, gute, mittlere und schlechte Feldstücke bekommen, so muste er sich auch bey dem Anbau nach solchen richten, und deswegen bliebe der schlechteste Erdboden einige Zeit öd, und wurden nur die guten besaamet, bis durch den Anwachs der Familien, Vermehrung der Viehzucht, und der Genuß allerhand Feldfrüchte, zu gleichmäßiger Urbarmachung der übrigen, Gelegenheit gegeben.

Es mangelte aber gleichwohl nicht an Gelegenheiten, welche den Besitzer hinderten, seinen ganzen District von Feldgütern alljährlich anzubauen, wordurch die sogenannte Brach entstanden, da nach Landesart und Beschaffenheit der Felder, alle Jahr der dritte Theil derselben, öd oder ungebauet liegen gelassen wurde, weil die Aecker in drey Fluren nicht alle zugleich gebaut und getungt werden konnten.

Und obwohl Anfangs die Art der geschlossenen Höfe, da alle Eingehörungen zu einem Corpore gehörten, am verträglichsten geachtet worden; so gab es jedoch auch Ortschaften, wo solcher Modus nicht eingeführt, sondern die ganze Flurmarkung in lauter einzelen Stücken bestunde, welche der Besitzer verkaufen und vertauschen konn-

te,

te, und nur durch sogenannte Markgränzsteine von einander unterschieden wurden; und diese Art hat noch heut zu Tage an denen Orten, wo der Unterthan nicht mit den Frohndiensten beschwert ist, ihren vorzüglichen Nutzen; ob zwar, nach jetziger Verfassung, der Unterthan zwar Eigenthümer seiner Hofgüter ist, er darf aber, ohne des Lehenherrn Erlaubnuß, kein Stuck Feld herausziehen, und als einzeln verkaufen, aus Ursach, weil durch Verringerung sothaner Höfe, die Gelegenheit benommen wird, die darauf liegende herrschaftliche Præstanda zu erbauen und zu entrichten.

Dahingegen ein Besitzer vieler einzelen Stücke die Freyheit hat,

1) einen ihm entlegenen Acker oder Wiesen zu verkaufen, und einen näher gelegenen einzuhandeln.

2) Kann er in Ermanglung des Gelds, ohne sich Capitalschulden zu machen, ein einzeles Stück Feld verkaufen, sich bey einem Unglücksfall, oder Ausheyrathung eines seiner Kinder, durch Veräusserung oder Mitgebung eines oder mehrer Grundstücke, helfen, und zur andern Zeit wieder so viel acquiriren.

Dahingegen bey einem Hof oder Gut, wo alle Feldgüter gleichsam darein verbannt oder vererbt seyn, diese Wohlthat fehlet, da zwar ein Vater viele Söhne und Töchter, aber nur einen ganzen Hof hat, den nur eines von seinen Kindern, es sey Sohn oder Tochter, sich um einen theuren Kaufschilling zuschreiben lassen muß, die Andern alle aber das väterliche Gut mit dem Rucken ansehen und ihre Unterkunft anderwärts suchen müssen, gleichwohl jeder so wenig einen Hof mit seinem herausbekommen sollenden Antheil Geld bestreiten, als der so den Hof angenommen, wenn er nicht ein reiches Weib bekommt, seinen Geschwisterten das Ihrige hinausgeben kann.

Und dieses hat bishero, zumal bey dem Anwachs der Menschen und eingerissenen Geldmangel, sowohl dem Gutsherrn als dem Unterthan, wehe gethan, daß oft ein ganzes Guth, oder Hof um geringen Preis, in fremde Hände kommen müssen, wodurch eine ganze Familie ruinirt wurde, da hingegen wann die Höfe oder Güter, nach Proportion der Wiesen eingetheilt, an überflüßigen Aeckern, wozu der Tung fehlet, verringert, die entlegenen Stücke verkauft, die nahe dagegen gekauft oder eingetauscht werden, dem Unterthan samt den Seinigen geholfen werden könnte.

Sowohl der Eigenherr (oder Dominus directus) als der Unterthan können hievon in gewisser Maaße profitiren, der Herr bekommt mehr Revenuen, an Zins, Handlohn, Nachsteuer ꝛc. von vielen einzelen Stücken, von einvererbten aber nicht. Das Dubium, man bekäme von einem ausherrischen Unterthan die jährliche Zinse und Steuern nicht richtig, weil man nichts über ihn zu befehlen habe, fällt weg, wenn man festsetzte, daß solche alle Jahr z. E. am Tage Martini vor der Sonne Untergang, bey Straf des doppelten oder Verlust des Lehenstücks, erlegt werden müßten.

Zwar will man hierdurch keineswegs statuiren, daß dergleichen Vorschlag, wo gar zu schlechter Erdboden, oder bey großen Diensthöfen, dazu 4 bis 6 Stuck Anspann erfordert werden, überhaupt angienge, sondern man bescheidet sich, daß das Clima (die Luft,)

Luft,) der Erdboden, die Landesart, die Regierungsform, die Verhältnuß und Freyheit oder Bothmäßigkeit der Unterthanen rc. gar sehr unterschieden, und was an einem nützlich, am andern schädlich seyn könne.

Es ist auch hiebey die Meynung nicht, ganze Höfe zu dismembriren, oder zu zerschlagen, da dies Wort an sich schon äusserst verhaßt ist, einen Hof und dessen Gebäude von allen Gütern zu entblösen, welches nur ein Werk der Juden ist. Ich gehe in obig guter Absicht, näher ad speciem, und behaupte: daß es Bauernhöfe und Güter gebe, wo der Besitzer zu viele und zu entlegene auch theils sehr schlechte Aecker, und zu wenig Wiesen, zu wenig Vieh und zu wenig Tung habe; was hilfts ihm nun, wann er nur das 6te oder 8te Beet des Ackers tungen und auf den Morgen kaum vier Fuhr Mist bringen kann, dann er hat zwar e. gr. 30 Morgen Aecker in 2 Fluhren, nemlich Winter- und Sommerigen, zu bestellen, besitzt aber nur 8 Tagwerk Wiesen, und kann folglich nur 4 Stuck Zugvieh und 2 Küh, mit 6 Raupen oder jungen Vieh, ernähren, bedarf gleichwohl vor obige Aecker 180 Fuhr Mist, à 6 Fuhr, macht aber mit 12 Stuck Vieh, kaum 72 Fuhr, diese theilt er in seine 30 Morgen ein, so daß auf Einen kaum 2½ hinreichen, und bey solch allzu wenigen Tung, erlangt er bey manchen Aeckern kaum den ausgestreuten Saamen wieder, und das Ackern, Dienstbothenlohn, und Heimführen der Früchte, erfordern auch Kosten.

Berechnet Jemand die Minder- oder Mehrung, so wird er den Verfall der Unterthanen finden, und die Ursach sehen, warum der Bauer seine Zinse, Steuer und Gült nicht mehr reichen könne, wenn er auch keinen Wildschaden oder sonstiges Unglück zu erleiden hat. Läßt man ihn aber einige Morgen der schlechtesten und entlegensten Aecker verkaufen, belegt sie mit billigen Oneribus, und observirt obige Regeln, so kann er vom erlösenden Kaufschilling sich einer Schuld entledigen, oder etliche einzele Aecker seinen Kindern abtretten, dagegen seine übrige Aecker besser tungen, hat weniger Saamen nöthig, und erlangt von den übrigen besser getungten Aeckern mehr Getraid als zuvor, wann er die Fütterung verbessert.

Wer dies nicht zu Herzen nimmt, muß seine Unterthanen mit Schaden untergehen und sich der Revenuen verlustigt sehen; dann es ist offenbar, daß 30 Morgen Aecker, die mit 150 Fuhren Mist betungt worden, so viel und mehr Getraid einbringen, als 40 Morgen, welche nur 3 Fuhren Besserung auf jeden Morgen erhalten.

Löset er nun nur 250 fl. aus obigen verkaufenden 10 Morgen, so profitirt er Capital-Zins, = = = = = = = = =	12 fl. 30 kr.
4 Metzen erspahrten Saamen, auf jeden nur vor 8 Ggr. oder das Sra. vor 8 fl. angeschlagen, thun 40 Metzen = = = =	20 fl. —
Dann an Baukosten nur = = = = = =	2 fl. 30 kr.
So hat er bey weniger Aeckern mehr Profit, nemlich = =	35 fl. —

Die

Die Käufer solcher 10 Morgen schlechter Aecker, bessern solche, erwerben sich das nöthige Eßgetraid, der Decimator bekommt mehr Zehenden, und der gebesserte Acker gilt und trägt mehr Handlohn ein.

Ich meyne ja diese Reflexion erfordere mehr Nachdenken, und die Eigenthums- oder Grundherren sollten keinen Augenblick versäumen, an Orten, wo es angehet, und die Höfe darnach beschaffen sind, ihren Unterthanen, nach vorherig gründlicher Untersuchung, die Erlaubnuß zu ertheilen, dergleichen uneinträgliche, überflüßige, mit des Besitzers Wiesen und Viehstand nicht in Gleichheit stehende Aecker einzeln verkaufen zu dörfen, wobey sich von selbst verstehet, daß von denen Hofs-Oneribus an Geld und Getraid, auch Frohndiensten, nach Proportion so viel abgezogen und auf die herausziehende Aecker gelegt werden müssen.

Auf gleiche Art wäre es auch wegen des Beytrags zu March- und Winterquartieren zu halten, da in solch ausserordentlichen Fällen jeder Besitzer von 1 Morgen Acker etliche Kreuzer dem Hofsbesitzer beytragen müßte. — — — — — —

Würde hierdurch nicht Gelegenheit gegeben, daß junge Leute, die wenig Vermögen haben, etliche Morgen Aecker kaufen, zusammen heyrathen und sich mit ihrer Hände Arbeit ehrlich nähren könnten?

Es wäre also eine Untersuchung nöthig und gut, ob und welche entlegene oder wegen des ermanglenden Tungs überflüßige Aecker, herauszuziehen und solche mit behörigen Oneribus einzeln zu verkaufen erlaubt, dagegen der Hofsbesitzer vor die Erlaubnuß, von jedem lösenden Gulden, nur ein Kreuzer erlegen und davor Kleesaamen unter amtlicher Direction, erkaufet und nach Proportion vertheilt werden könnte.

Wann wenige Aecker alle Jahr betungt und statt der Brach, mit abwechslender Frucht, Klee- oder Futterkräutern, gebauet werden, so tragen 6 Morgen wohlgebaute Brachäcker mehr, als 12 Morgen wenig oder nicht betungte Art Aecker.

Da es auch so viele spröde Wiesen giebt, welche nichts als schlechtes Spitzgras und Kränzel tragen, so sollten die Unterthanen angehalten werden, selbige umzuackern, Gräben zu ziehen, und mit Kleesaamen zu besäen, wordurch der Viehstand und Tung vermehret würde, als wovon die Abschaffung der Braach einig und allein beruhet.

Zweytes Capitel.

Von Abstellung der Braach in Aeckern.

Da heutiges Tags, bey dem Anwachs der Menschen, in den meisten Reichen und Ländern, mehr als jemals, auf die nützliche Anbauung des Erdbodens, als der Quelle des Reichthums eines Volks gesehen, ganze Gesellschaften dazu errichtet, Præmia, oder Münzen auf Preißschriften gesetzt, und die alte Gewohnheiten abgeschafft, dagegen neue Arten beym Ackerbau eingeführt werden; so ist man auch auf die Abstellung der

der Meynung, daß der Acker, nur zwey Jahr gebauet, im dritten aber braach oder öd liegen gelassen und also gleichsam Ruhe haben müsse, gekommen, und es sind so viele dagegen gemachte Einwürfe und Widersprüche gründlich gehoben *) und der Aberglauben, a) der Acker werde durch das alljährliche Bauen ausgesaugt, b) schlechter und weniger Früchte erlangt, c) dem Waydvieh, die auf der Braach wachsende Nahrung entzogen, d) dem Landmann mehr Arbeit aufgebürdet, e) den ordinairen Fluhräckern der Tung entzogen, und f) überhaupt die uralte Gewohnheit des Feldbaues abgeschafft rc. mehr als vorhin aus dem Weg geraumt worden: Es haben auch viel vernünftige Landwirthe die Sache eingesehen, Proben gemacht und andern Exempel der Nachfolge gegeben, so daß es nur darauf ankommt, dem Landmann, der über alle Neuerungen schüchtern ist, auf die Art und Weise eine faßliche und practische Art begreiflich zu machen, wann von denen Herren Beamten mit guten Worten und Exempeln, wie anderwärts geschehen, vorangegangen wird.

Zwar ist es auch richtig, daß die Abstellung der Braach nicht auf einmal und überall, an theils Orten auch wohl gar nicht, angehen dörfte; das Publicum hat Nutzen genug, wann es nach und nach, nur hier und dar practicirt wird. Denn die Absicht ist ja nur, den Unterthanen Mittel und Wege zu zeigen, wie sie von ihrer mühseligen Handthierung, mehr Nutzen und Freude erleben, folglich sich und die Ihrige besser fortbringen können.

Dies begreiflich zu machen, wollen wir 2 Puncten vor die Hand nehmen.

a) den Ungrund der Vorwürfe gegen die Aufhebung der Braach zu erweisen,

b) den offenbaren Nutzen derselben zu zeigen.

Ich habe keinen Anstand öffentlich zu melden, daß alle folgende Gründe schon längst in den vortreflichen Preis- und andern Schriften erwiesen worden, und also dies Orts nur eine Wiederholung geschehe, weil die Materie nicht genug gegen die Widersprüche vertheidiget werden kann, so wie die Stallfütterung, vor dem Austreiben des Rindviehes, erwiesener massen, den Vorzug hat.

Der erste Einwurf gegen die so nöthig als nützliche Aufhebung der Braach lautet so:

1) Wieder was neues, selten etwas Guts. Die Alten haben auch gehaußt, und wohl gefunden, daß es nöthig sey, das Land im dritten Jahr braach liegen oder ruhen zu lassen.

2) Ein zum drittenmal gebauter Acker bringe nur halb so viel Frucht, man sehe es aus dem so genannten Helmgetraid.

3) Die Abschaffung der Braach erfordere großen Aufwand und mehr Arbeit.

Allein, warum baut man den Weinberg, das Krautland, den Küchengarten rc. alle Jahr, und warum bepflanzt der Bauer um Nürnberg, Schweinfurth, und andern Gegenden,

*) Besonders hat Herr Hofrath Kayser zu Fulda in seiner vortreflich geschriebenen Bauern-Physic pag. 296. & seq. diese Materie sehr gründlich ausgeführt.

Gegenden, die Aecker alle Jahr mit Getraid, Gemüß, Erdbirn, Spargel, Taback rc. womit er alle Jahr in den Aeckern umwechselt, welches höchst nöthig und nützlich ist, und giebt alle Jahr so viel Pacht, ohne nur ein Beeth öd ungebaut liegen zu lassen; er führt die Gemüsser nach der Stadt, und holt den Tung von dort dagegen heraus, benutzt also die Brachäcker alle Jahr aufs beste; dann einerley Getraid zweymal hinter einander auf den ungetungten Acker zu säen, bringt freylich nur halb Getraid.

Es ist wahr, daß beym Anbau der Braachfelder mehr Tung und mehr Arbeit erfordert werde.

Allein, es kommt auf die ersten 2 Jahre an, daß der Bauersmann solche recht anwende.

E. gr. ein Hof von 36 Morgen Aecker wird in drey Theile getheilt:
im 1ten Flur Winterfrucht, und
im 2ten Flur Sommerfrucht gebauet,
im 3ten Flur oder Brachjahr die letzten 12 Morgen:
mit Klee und Haber,
mit Erdbirn, Rangeres,
mit Welschen- oder Dickruben,
mit Gemisch, nemlich Erbsen, Wicken, Saubohnen, Toback rc.
item Flachs oder Hanf,
dardurch bekommt er so viel Fütterung,
2 dreyjährige Stier unters Joch,
2 Küh, und
2 Jährlinge mehr zu halten, als vorher, er macht hierdurch wenigstens 36 Fuhr Tung, womit er das Braachfeld bessern kann. Er bekommt mehr Milch und Butter, einen Taglöhner im Nothfall zu halten und die Erndkosten zu bestreiten. Er bauet den Ueberfluß an Eßwaaren vor sich und das Gesind; kann 2 Schwein in der Mastung, 1 Stück zu verkaufen, und zum Winterfleisch machen.

Er baut so viel Flachs, als seine Weibsleute im Winter zu spinnen ins Haushalten brauchen.

Im zweyten Jahr

wendet der Bauer obige 12 Morgen Brachäcker, welche das vorige Jahr mit Kräuter und Wurzeln wirklich angebauet und die Aecker gefettet und getüngt worden, mit Winterfrucht, die so das vorige Jahr Korn getragen, mit Gersten oder Haber, und die heuer mit Haber besäete Aecker, anstatt sie in die Braach kommen, baut er wieder mit Klee, Kraut und Wurzelwerk, nur mit dem Unterschied, daß die drey Morgen Fruchtäcker heuer zum Kleebau liegen gelassen, und dagegen andere drey Morgen mit Getraid bebauet werden.

Wem in den ersten Jahren diese Aenderung zu schwer fällt, der kann drey Morgen von den Braachäckern an einen Köbler oder Taglöhner auf drey Jahr verpachten,

und

und mit diesem Geld sich Eß- und Saamgetraid erkaufen. So viel verstehet sich von selbsten, daß ein jeder Bauersmann den Boden des Ackers und dessen Lage kennen muß, weil auf einem Sandacker kein Waitzen oder Dinkel, und so weiter ꝛc. wächset.

Man darf auch nicht über den Mangel an Landleuten klagen, die meisten Bauernsöhne und Töchter wissen nicht unterzukommen, Höfe und Güter sind besetzt, die Leute, solche zu kaufen, sind zu arm. Dahero gebe man ihnen die überflüßige, entlegene magere Aecker, daß sie zusammenheyrathen und das uneinträgliche Land bauen, wodurch die Braach verhindert wird: Dann dieser nach alter Art öd liegen bleibende dritte Theil des Landes kann und wird der Armuth helfen, und den Herrschaften nützliche Unterthanen, statt der Bettler verschaffen.

Wann das ⅓tel der Braach mit Kraut, Ruben, Rangeres, Klee, Erdbirn, Gemisch angebauet, die **überflüßigen Aecker** der großen Höfe in einzele Stücke **verwandelt**, und dem Landmann dardurch eine Erleichterung seiner Arbeit, und zugleich einige Losung aus solch einzelen Stücken verschafft wird, so wird Armuth vermieden, und denen die keine Höfe oder Güter kaufen können, ein Unterkommen verschafft, zugleich wird der Reichthum der Landwirthschaft befördert, und die Revenüen vermehrt.

Diese so nützliche Abänderung der Braachäcker im dritten Jahr, kann aber ohnmöglich geschehen, wann nicht folgende vier Stücke beobachtet werden:

1) Die **Einführung des Kleebaues**, zu Erlangung mehrern Futters.
2) Die Aufstellung mehrern Zug- und Melkviehes, welches von dem mehrern Futter, und
3) zugleich die Verschaffung mehrern Tungs, zur Besserung der Braachäcker, dependiret, und endlich
4) die Schonung solcher Klee- und Futterbauäcker vor dem Einhüthen alles Viehes, wie es Nahmen habe, Obrigkeitlich befohlen wird.

Sobald die Abstellung der Braach in fast den meisten Theilen Europä, eingeführt und festgesetzt worden, ist man auch auf den Anbau dergleichen Aecker, mit allerhand dienlichen Futterkräutern, besonders des **Klees**, bedacht gewesen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß es zu obiger Absicht absolute nöthig sey, und hierdurch die Viehzucht, aus dieser der Tung vermehret, der Acker aber zu alljährlichen Anbau tüchtig gemacht wird.

Bey einzelen Meyereyen und sonstig großen Höfen, wo der Eigenthümer allein das Huthrecht auf solchen Feldern genieset, und sonst niemand keine Kuppelwayd in dem Flur hergebracht hat, findet der Kleebau ohnedem keine Hindernuß; wo aber an einem Ort die Behüthung der Braach mit Rind- oder Schaafviehe üblich ist, da müssen alle Einwohner einer so viel Morgen als der andere, zumalen daß der Feldtrieb dardurch nicht gehindert werde, ihre Braachäcker hegbar oder huthfrey machen dörfen, damit es keine Spaltung und Widerspruch veranlaßt, und da muß die Dorfs- oder Gemeindherrschaft mit Ernst darüber halten, daß die in der Braach angebaute Aecker, gleichwie die

die im andern freyen Fluren, sorgfältig vor aller Einhütung verschonet werden.

Hätte aber eine auswärtige Gemeind die Mithuth auf einem gewissen District des Braachflurs auch hergebracht; so ist durch Hülfe des Gemeindherrn, sich mit derselben auf ein gewisses proportionirtes Huthgeld oder Flurgarben zu vergleichen, dann hindern kann, um solcher Servitut willen, kein Nachbar den andern, sein eigenthumliches Gut so nutzlich als möglich, zu geniessen. Zu dem werden sich auch Mittel finden, wo der angränzende Nachbar oder Gemeind, wegen der entgehenden Braachhuth, entschädiget werden kann. Man beliebe den Tractat, wegen Abstellung der Gemeinheiten im Brandenburgischen, diesfalls zu lesen.

Die letzte Einwendung wird der Zehendherr sowohl wegen des großen als kleinen Zehenden machen:

Vorgebend, der Acker welcher statt bisheriger Braach, nicht ausruhen könne, werde im folgenden Jahr nicht so viel an Schöbern und Körnern ertragen. Allein, zu geschweigen, daß man die Intention hat, mehr Futter zu bauen, mehr Vieh zu halten, und mehr Thung zu machen, so folgt von selbst, daß die Aecker eher mehr, als weniger, an Getraid ertragen werden, welches alle diejenige schon mit Zufriedenheit erfahren haben, wo die Braach abgeschafft worden. Zu dem kann und wird sich kein Eigenthümer der Braachäcker, wenn solcher Acker zehendbar ist, weigern, dem Zehendherrn auch von dem, was er auf diesem erbauet, die Gebühr an Geld oder in natura, nemlich die zehente Ruthen zu entrichten.

Zuletzt wollen wir noch die Stelle berühren, welche der vortrefliche Oeconom, Herr Hofrath Kayser zu Fulda, in seiner so betitulten Bauern-Physic pag. 305 folgendermassen anführet, er sagt: „Der Schöpfer selbst hat die Erde zu keiner Ruhe, son„dern zum fleisigen Bau und Nutzen des Menschen, geordnet, wann Er dem Moses be„fohlen: Sechs Jahr sollt du dein Land besäen, und seine Früchte einsamlen, aber im „siebenten sollt du es liegen lassen, und ihm Ruhe geben; nicht aus Unvermögen„heit der Erde, sondern um des Sabbaths willen, damit der Arme des Volks, in dem „siebenten Jahr, jene Früchte, die von selbst wachsen, essen, und was übrig bliebe, „die Thiere auf dem Felde verzehren sollten. ꝛc.„

Drittes Capitel.

Von der Stallfütterung.

Kommt endlich die Stallfütterung dazu, welch wichtige Materie, der so oft belobte Herr Hofrath Kayser in seiner nutzlichen Bauern-Physic, nebst andern so vortreflich beschrieben, daß die alte Mode, durch Abstellung der Viehwayd, verlassen, und dagegen die Angern, Wäsen, Almanden, Ellern, und wie sie heissen, nach und nach,

unter die Gemeindsleute vertheilt und urbar gemacht auch mit Holzsaamen besäet werden, so bekömmt der Eigenthümer ohnedem den 4ten Theil mehr Tung, als wann das Vieh bey dem Austreiben und Heimgehen solchen unter Wegs verliert, und doch auf den sogenannten Viehhuten Hunger leidet.

GOtt Lob! daß auch dieses nicht nur in auswärtigen Königreichen und Ländern, sondern auch in unserm Deutschland, schon an gar viel Orten eingeführt, und die davon herrührende Viehseuchen dardurch abgestellt, auch alle darwider gemachte Einwendungen bereits in allen Schriften dieser Art, zum Ueberfluß widerlegt und von vielen Gemeinden anerkannt worden.

Zudem bleibt noch hier und dar eine Gelegenheit übrig, wo das Vieh doch einige Zeit auf die Stupfeläcker, und nach Bartholomäi, wann das Gromet eingeheimßt ist, auch die Wiesen bis Ende Octobris, behüthet werden kann.

Weil dieser Vorschlag dem Landmann zum Besten geschiehet, so darf man mit dem Herrn Christlieb, zu Ulm, nicht besorgen, ausgelacht zu werden, denn es haben schon große Männer und ganze Gesellschaften, in Deutschland, eingesehen, und mit Grund behauptet, daß es viel nützlicher sey, den Waydgang des Viehes abzustellen, und dasselbe zu Haus zu füttern. Dann dadurch werden

1) Die Wäsen zu Wiesen, Aeckern und Holz angebauet, und der Wohlstand des Unterthanen befördert.

2) Bey der Stallfütterung fallen die meisten Ursachen der schädlichen Viehseuchen weg.

3) Durch die Vermehrung des Tungs im Stall, als die Seele des Feldbaues, wird die Bestellung der Braachäcker merklich erleichtert und vermehrt, anstatt solches bey dem Austreiben des Viehes, unter Wegs verlohren gehet.

4) Die Stallfütterung ist das nächste Mittel zur Viehzucht, der Milchnutzung und des Ackerbaues.

5) Die Frühlingswayd sowohl auf den Wiesen, als den Huthwäsen ist die nachtheiligste, weil die Viehheerde im Frühjahr aus Hunger und Begierde, die ersten Keim und Herzblätter abbeisset: Man betrachte nur eine abgefrezte und eine darneben liegende gehegte Wiese, gegen einander, so wird sich der Unterschied gar merklich zeigen.

6) So wie das überhäufte Wild den größten Schaden am Holzwachs thut, indem es die junge Limpfe abbeisset, daß nur Kautzen daraus werden, so hilft vollend das hungerige Vieh in Wäldern auch dazu.

7) So unschuldig auch die Stoppel- und Herbstwayd scheinet, so ist sie doch gegen die Stallfütterung nicht zu vergleichen, doch könnte man dieses, zur Ergötzung des Viehes in den drey letzten Monaten, August, September und October, noch auf den Wiesen gestatten.

8) Wann das Zug- und Nutzvieh alle Tag dreymal beym Tränken eine halbe Stunde

de herum laufet, und indessen der Stall ausgemistet wird, so wird solches Bewegung genug haben.

9) Auch die Einwendung gilt nichts, daß die Kühe, wann sie im Winter im Stall bleiben, nicht rindern, oder zum Heerdochsen kommen, da eine jede Magd schon merket, wann die Kuh sich nach dem Heerdochsen beym Brunnen umsiehet und nach dem Trieb der Natur, auf andern Kühen reitet: Man sorge nur vor große gutartige Farren oder Fasselochsen.

10) Ist bekannt, daß ohngeachtet des Austreibens auf die Wäsen, das Vieh Morgens, Mittag und Abends, doch im Stall gefüttert werden muß, ob es gleich den besten Tung unterwegs verlohren und durch den weiten Hin- und Hergang müde und hungeriger wird, als wann es im Stall ruhet.

11) Knecht und Mägde werden wohl Fütterung genug, wann ihnen nützliche und ergiebige Futterkräuter, e. gr. Klee rc. gebaut werden, heimbringen, anstatt jetzo die Magd einen halben Tag auf den Rainen und Getraidfeldern herumstehlen muß, bis sie eine magere Bürde Gras nach Haus bringt.

12) Durch das unterlassende Austreiben auf die magere Wayd, erspahrt man den Hirtenlohn und Pfründe, der solche Zeit sich ein Taglohn verdienen kann.

Auch diese Einwendung, daß der Kleesaamen mehr koste als das Getraid, ist schon widerlegt, da man zu 1 Morgen Acker von 360 Ruthen nur 15 bis 20 Pfund Kleesaamen, nebst untergesprengter Gersten oder Haber, braucht, und das Pfund einen in den andern nicht über 12 bis 15 Kreuzer Ankaufs kostet, im zweyten Jahr aber zehnmal so viel selbst gesammlet werden kann.

Wann der Klee einer Spannen lang gewachsen, so muß er fleißig ausgejätet und vom Unkraut, wie das Getraid, gereinigt werden.

Endlich behauptet man nicht, daß alle Braachäcker auf einmal abgeschafft werden sollen, sondern der Anfang, nach eines jeden Vermögen und Umständen, nur mit 1, 2 oder 3 Morgen gemacht werden kann, bis er von dem Nutzen und Ertrag überzeugt wird.

Die Stallfütterung aber kann nicht geschehen, es werde dann zuvor so viel grün- und dörres Futter angeschafft, als zu Erhaltung des Viehstands nöthig ist. Und da ergiebt sich kein andres Mittel als der Kleebau.

Viertes Capitel.

Vom Kleebau.

Diese Art der Fütterung hat nunmehro fast in allen Ländern den Vorzug erhalten, und sie ist auch durch so viele Preisschriften dergestalt gründlich als vortheilhaft erwiesen worden, daß nunmehro fast Niemand als der Eigensinnige daran zweifelt.

Die

Die in fine dieser Bogen angehängte Verzeichnuß der oeconomischen Auctorum, beweiset, daß fast alle diese Materie vom Kleebau, als die wichtigste, bey der Viehzucht, angepriesen haben.

Auch in dem 1769sten und folgenden Fränkischen Haushaltungs-Calender, ist die Art und Weise, wie solcher zu bauen, zu dörren und zu füttern sey, umständlich beschrieben.

Auf das Kleefeld darf kein Rind- noch Schaafvieh weder im Sommer noch Winter gehüthet werden.

Im Winter wird solches mit langen Mist überzogen; Mistpfützen-Wasser oder Lacken, im Winter darauf gegossen, taugt unvergleichlich, wie auch Aschen, Gipß und Salzbezig oder Salpetersalz.

Der ordinaire Klee dauert drey Jahr, kann bey guter Witterung gleich im ersten Jahr zwey- bis dreymal abgegraset und gedörret werden: Nach dem Abnutzen im letzten Jahr umgestossen, braucht der Acker keinen Tung, sondern wird ohne solchen die beste Frucht tragen.

Weil der Klee, wann er dem Vieh im Ueberfluß und nicht mit Vorsicht gefüttert wird, solches aufblähet, und oft gar crepiret, so soll man ihm eine halbe Maas gewärmten Wein, mit einer Handvoll gestossenen Kimmel einschütten.

Nach dem Lucern Klee folgt der Esparcette oder Türkische Klee.

In bergigten Rämen auf der Sommerseite, wo der Boden mit Steinen vermengt ist, geräth er am besten.

Grün wird er alsdann am räthlichsten gefüttert, wann die Blüthe am meisten offen ist.

Zum Heu wird er gemächlich gewendet, Abend und Morgens im Thau heimgeführt, im Schatten besser als in der Sonne ausgetrocknet, auch durch schichtweis untermischtes Stroh, damit er sich nicht erhitze, in die Scheuer verwahret; auch unter dem Hexel klein geschnitten und so schützig verfüttert. Der Esparcette dauert 6 Jahr und manchmal länger.

Das Kennzeichen der Zeitigung des Saamens ist, wann die Hülse ihre Silberfarbe verliert und Caffe braun wird.

Damit der Klee sich nicht so leicht lege, rathen Einige das so genannte Raygras oder Haber darunter zu mischen, an welchen sich der Klee anlegt und aufrecht bleibt.

Den bishero erwehnten Kleebau beschreibt ein vornehmer Cavalier aus dem Baaden-Durlachischen, folgender massen:

Wie die dreyerley Arten Klee, neimlich der Lucerner, Flanterisch dreyblätterigten, Esparcette oder Saint Foin zu tractiren.

„Der Erstere, nemlich der Lucerner, erfordert einen guten lockern und nicht ausgemergelten Boden, und muß der Kleeacker alle Winter ganz leicht mit Thung über„streuet

„streuet werden, so hat man sich alle Jahr eine reichliche Heuernde des allerbesten Futters „zu versprechen. Diese Gattung Klee dauert 7, 8 bis 10 Jahre, nachdem solcher einen „convenablen Boden antrifft, nach der Hand wird der Boden wohl gebauet und mit „Früchten angebauet, so wird solcher ohne Thungung vielmehr Früchte als vorhero „ertragen. Kann man allenfalls Salzaschen auf den Kleeacker ausstreuen, so bringt es „einen doppelten Nutzen. Auf einen Morgen zu 360 Ruthen muß man 30 bis 36 ℔. „Saamen aussäen. Mit dem Flantrischen oder dreyblätterigten Klee hat es eine ganz „andere Beschaffenheit, dieser dauret nur drey Jahr lang, er erfordert aber nur einen „mittelmäßigen Boden, am besten ist derselbe zu nutzen, wenn man zu Anfang des Aprils „30 bis 36 ℔. dieses Saamens auf einen Morgen Acker säet, welcher mit Winterfrucht „angebauet ist, so gehet der Klee mit der Frucht auf, ohne daß man nöthig hat, solchen „Saamen unteregen zu lassen. In der Ernde wird die Frucht wie gewöhnlich, doch „aber nur eine Hand höher, abgeschnitten, den Klee aber samt den Stoppeln lässet man „noch etwa 14 Tag stehen, und alsdann wird solcher, wann er sich wieder etwas aufge„richtet, mit samt denen Stoppeln abgemähet, und als Heu eingeführet, welches ein „herrliches Winterfutter giebt, wann es, wie gewöhnlich, auf dem Strohstuhl geschnit„ten wird.„

Das zweyte Jahr kann dieser Klee wenigstens drey- bis viermal gemähet und grün gefüttert, oder auch zu Heu gemacht werden. Von einem Morgen solchen Klees kann man sich wenigstens 12 Wagen Heu, auch zum öftern noch mehrers versprechen. Im dritten Jahr lässet dieser Kleewuchs um ein gar merkliches nach, so daß derselbe nur einmahl im Junio abgemähet wird, wovon sich gegen 5 bis 6 Wagen Futter zu versprechen. Gleich nach dieser Heuernde wird der Acker umgebrochen und den Sommer über etlichemahl damit continuiret, sodann im Herbst mit Winterfrucht angesäet, so wird solcher ungethungt, weit mehr Früchte als vorher tragen, also, daß man auf solche Art, die Aecker ohne Thung verbessern kann. Ist der Acker das dritte Jahr nun mit Winterfrucht bebauet, so kann das Frühejahr darauf solcher wieder mit Klee angesäet werden, und so fähret man alle drey Jahre damit fort, man verliehret hiebey nichts, als den Haberbau, welcher aber durch das reichliche Kleefutter doppelt ersetzet wird. Man hat NB. keine Braach nöthig, und die Aecker werden nichts desto weniger nicht ausgemergelt, sondern vielmehr gebessert.

Der Esparcette oder St. Foin, auf deutsch, Esperklee, wird mit vortreflichem Nutzen, an steinigten und abhängischen Rainen oder Anhöhen gebauet, dieser Boden ist vor solchen der beste, doch muß es kein weisser oder rother Kießboden seyn; zu einem Morgen werden bis 24 Metzen Kornsaamen erfordert, und dieser muß im September ausgesäet werden.

Im ersten Jahr hat man, weilen die sehr stark und tiefe Wurzeln sich erst vermehren müssen, keinen gar großen Nutzen davon, jedoch bringet solches der nachherige Ertrag ziemlich herein, das Gras so man ohngefehr dreymahl abmähen kann, wann es

zu blühen anfängt, ist vor alles Viehe ein vortrefliches Futter, und man hat dabey wegen der Blähung des Viehes wie bey andern Klee nichts zu besorgen.

Der Lucerner Klee kann zwar im Herbst wann ein starker Reif überfallen ist, bey dem Viehe einigen Schaden verursachen, er ist aber bey weitem nicht so gefährlich als der dreyblätterigte oder Flanterische Klee, wann nemlich solcher dem Vieh ehender gegeben wird, bevor die Blüthe anfängt hervor zu kommen, so wird das Vieh, besonders wann man ihm gleich darauf zu saufen giebt, dergestalten davon aufgebläht, daß es binnen einer Viertelstund platzet und todt darniederfällt, diesem Uebel aber ist sogleich dadurch abgeholfen, wann man dem Vieh im existirenden Fall ein Trinkglas starken Brandwein einschüttet, und ihme ein Stuck Butter oder Schmalz, so groß als ein starkes Ey den Hals hinunter schiebet, so thut es ihnen keinen Schaden.

Ich habe zwar, ehe ich dieses Mittel wußte, verschiedene Stuck Vieh eingebüßt, seitdeme aber alles geblähte Vieh durch solches Mittel glücklich gerettet.

Pro nota. Solcher Esparcette oder St. Foin, dauret nach selbstig gemachter Erfahrung bis 20 Jahr.

Auf Gütern, wo es an benöthigten Futter mangelt, und wann also zum erforderlichen Thungen kein Vieh erhalten werden kann, ist nicht wohl möglich, daß man auch durch die beste Bauart einigen Nutzen verschaffen kann, ich weiß dahero kein besseres Mittel, als erwehnten Kleebau zu gebrauchen. Ich bin nach einer zwanzigjährigen angewendeten Mühe und gemachten vielen Proben, endlich so weit gekommen, daß ich anjetzo vor beständig 100 Morgen dergleichen Kleebau im Flor stehen habe, (Nota, diese Morgen seynd nur zu 120 Ruthen gerechnet) und ernähre damit wenigstens 120 Stuck Rindviehe, ohne meine Meyerey, und Baupferde, sodann kann ich noch 350 Stuck Schaaf unterhalten, daß ich also meine Revenuen um ein triplum tantum vermehret sehe.

Lucerner Kleesaamen ist das ℔. pro = = = = = — 24 kr.
Der dreyblättrige Klee das ℔. pro = = = = = — 15 kr.
Und das Durlacher Sra. Esparcette, so einen hiesigen Metzen beträgt,
pro = = = = = = = = = 1 fl. —
excl. Transport zu haben.

Auf den abwechslenden Kleebau bringen die Cartoffeln oder Erdbirn und dergleichen Aepfel die nutzbarste Ernde, und nach deren Zubereitung die beste Getraidfrüchte. Es kann aber bey dem Cartoffelbau ein zweyfacher Schaden geschehen.

1) Durch das frühzeitige Abschneiden des Krauts, so lang die Cartoffel noch unter der Erde wachsen.
2) Daß solch Kraut wie der Nachtschatten, dem Rindvieh höchst schädlich, den Schweinen aber tödtlich ist.

vide Herrn Hofrath Kaysers Tract. pag. 353.

Klee=

Klee- und anderer Futterkräuter Anbau.

Unter die nützlichen Futterkräuter gehören billig auch die Rangeres, (Dickruben, Viehmangolt, und Burgunderuben genannt,) welche durch Saamen zu Pflanzen gezogen, hernach wie Kraut ausgesteckt, öfters gehacket, aber niemals gehäufelt, sondern die dicke Wurzel ausser der Erde freygelassen werden, die Blätter können aber im Monat Junii schon fast alle drey Wochen, exclusive der Herzblätter, abgebrochen und zur Fütterung gebraucht werden. Die dicke Ruben oder Knollen werden in trockenen Keller den ganzen Winter über verwahrt und unter dem Heckerling gefüttert.

Der Saame des Rangeres kann in Franken wohlfeil erkauft, in Schorgärten, wie der Taback, zu Pflanzen gezogen und hernach, wie das Kraut versetzt werden.

Erdkohlraben sind von gleicher Beschaffenheit und Nutzen, auch Erdbirn u. d. gl.

Auch die Kürbis reichen dem Vieh eine gute Fütterung, und werden ohne Mühe gebauet.

Allein, wie bedauerlich hört man den Bauersmann klagen: „Was helfen mich „alle diese wohlgemeinte Vorschläge wegen des Kleebaues, kann ich doch „kein Getraid mehr, alles Hüthens ohngeachtet, vor dem häufigen roth- „und schwarzen Wildpret, erhalten, man zieht vielmehr durch den Klee- „bau dasselbe etliche Stund weit her, und es wird mir in einer Nacht, „ja bey hellen Tag, der Klee abgefressen, und der Kleeacker umgewühlt ꝛc.

Unterdessen räth Herr Bernard, in seinem Wiesenbau, folgendes Mittel, zu Abtreibung des häufigen Wildprets:

„Nimm ein halb Pfund alt Unschlitt, alten Schmeers eben so viel, auch so viel zer- „riebenes Schießpulver und etwa vor 6 kr. Teufelsdreck, laß alles im freyen Feld, auf „einer Glut, in irden oder eisernen Geschirr, zergehen; demnächst dunke alte Lumpen in „dieses warme Gemeng, binde sie nach der Länge des Felds auf Stecken hin, wo das Wild, „auch Haasen, herkommt, zu 20 Schritt weit, auch wohl mitten in die Wiesen und „Aecker, und wiederhole es alle 1 oder 2 Monat bis zur Erndte.„ Probatum est.

Fünftes Capitel.

Von Abstellung der höchstschädlichen Frühlings-Wiesenhuth.

Noch eine der größten Hinderuuß bey Einführung der Stallfütterung, wegen Ermanglung der Nahrung vor das Rindvieh, ist auch die von Alters her an den meisten Orten herkommliche, aber höchst schädliche Frühlingshuth auf denen Wiesen bis Walburgis, da viele Gemeindsleute glauben, ein großes Recht zu verliehren, wann ihr Hirt nicht im Frühling, sobald der Schnee weg und die Wiesen zu grünen anfangen,

gen, oft vor Tags ihre Heerde 1 Stund weit gleichsam auf die Wießgründe jagt, um Andern, die gleiche Meynung haben, vorzukommen.

So wenig nun das Vieh allda Nahrung findet, weil das Gras kaum anfänget aufzukeimen; so geschiehet jedoch dem Wieswachs dardurch der größte Schaden, weil 1) die Viehheerden bey ohnedem naß und feuchten Wetter, so viele Stapfen und Löcher eintretten, daß die Wiesen fast mehr einem Acker gleich sehen, worinn hernach das sumpfigte Wasser stehen bleibt, und Viehseuchen verursacht werden. 2) Beißt das Rind- und besonders Schaafvieh die kaum aufkeimende Herzblätter des Grases ab, so daß wohl vier Wochen vergehen, ehe sich solches wieder durch Nachwachs in etwas erholt, bey einfallender Dürrung aber das Bodengras fast gar zurückbleibt, und die Wiese kaum halb so viel Heu erträgt, als es bey unterbleibender Abfretz- und Vertrettung des jungen Grases, dem Eigenthümer geben würde, wodurch in denen Wiesgründen jährlich viele 100 ja tausend Centner Heu entzogen werden. Hierzu kommt noch, daß die Heuernde um vier und mehr Wochen zuruckgesetzt wird, da aber fast alle Jahr acht Tag vor oder nach Johannis, die Wiesgründe durch die austrettende Flüsse überschwemmet, und somit viele tausend Fuhr Heu begüßt und verschlemmt, oft die schon liegende Heuschober gar mit fortgeführt werden, so entstehet hieraus der zweyte Schaden, theils weil das morastige Futter ohne Gefahr, vor das Vieh nicht mehr gebraucht werden kann, sodann, weil der meiste Theil des schon gemäheten Grases, mit dem Wasser fort- und davonschwimmt. = = = = = = = = = = =

Anstatt, bey unterbleibender Frühlingswiesenhuth, schon zu Ende Maji oder vor Pfingsten, das Heu zur Zeitigung kommt, den Saamen auf den Wiesen liegen lässet, folglich ohne Gefahr heimgebracht werden kann, da hernach, wann auch ein Guß kommt, und die Wiesen überschwemmt werden, es dem Grometwachs doch keinen Schaden thut.

Es ist diese Sache, bey Erwegung des großen Nutzens und Schadens, von äusserster Wichtigkeit, da viele tausend Centner Heu durch Abstellung der schädlichen Frühlingshuth erhalten werden können, ausserdeme aber Theurung und größter Mangel in der Viehzucht verursacht wird, dann der Schaden gehet nicht nur über die Eigenthümer der Wiesen, sondern auch andere etliche Stund weit Entlegene, welche Mangel an Wiesen und Fütterung haben, und alljährlich dergleichen Grundwiesen bestehen, müssen des Futters entbehren, und der Centner Heu, so ohne Begüssung oft vor 24 bis 30 kr. erkauft werden könnte, gilt hernach wohl 1 fl., und ist öfters doch staubich.

Es wäre also zu wünschen, wenn nach dem Verlangen vieler tausend Einwohner, diesfalls dem gemeinen Wesen zum Besten, durch freundnachbarlichen Zusammentritt derer Herren Beamten, diese wichtige Sache beherzigt und erörtert werden möchte.

Der Landmann sagt freylich: „Meine Scheuer ist im Frühling vom Futter leer, „was kann ich mit dem hungerigen Vieh anfangen, als es hinaus auf die Wiesen und „Wäsen jagen, es mag viel oder wenig zu fressen finden.„ Allein man baue oberwehnte Futterkräuter, auch welsche Rüben, Rangers, Erdbirn und Aepfel, verwahre solches im

im Winter bis auf den Frühling, so wird das Vieh viel besser erhalten, als durch obige schädliche Wiesenhuth.

Ueber alles ist das Königl. Preußische Edict de Anno 1770, unter dem 19ten May, wegen gänzlicher Abstellung der Frühlingswiesenhuth zu lesen. vide Krünitz oeconomische Encyclopedie XVII. Theil.

Sechstes Capitel.

Von Veränderung der Herbst- in Ohmetwiesen.

Unter denen üblen Gewohnheiten des fränkischen Landmanns, ist auch diese, da bishero an gar vielen, ja fast den meisten Orten, der alte Mißbrauch gewesen, daß einige Wiesen von dem Eigenthümer nur als Heu genutzt, folglich nur einmahl gemähet werden dörfen, hernach aber zur Huth und Wayd, vor die gemeine Heerde Vieh, liegen gelassen werden müssen; woraus erfolget ist, daß solche Wiesen niemals getungt, sondern gleichsam öd liegen gelassen und dahero erst um Jacobi, da das meiste Gras schon verdorret, und die meiste Blätter abgefallen, folglich nur die lange Stengel übrig gelassen und abgemähet, hingegen alle gute Fütterungskraft entzogen worden.

Was dieser üble Gebrauch vor einen Schaden an der Fütterung, an der Viehzucht, an Erlangung genugsamen Tungs, vor die Aecker, verursacht, ist leicht einzusehen, welches dahero die im Marggrafthum Anspach angeordnete, in so vielen Stücken vor das Beste der Unterthanen besorgte höchstlöbliche Landesoeconomie-Deputation veranlaßt, nähere Erkundigung einzuziehen, die Grundursachen dieses Unwesens zu untersuchen, alle solche sogenannte Herbstwiesen jeden Orts, beschreiben zu lassen, und dann auf Mittel und Wege zu denken, wie diesem landverderblichen Uebel abzuhelfen seyn mögte, da bekanntlich ein Tagwerk Ohmet Wiesen, wann solche getungt wird, wenigstens halb so viel Ohmet als Heu, erträgt, so bishero der Eigenthümer entbehren müssen.

Ob nun schon die Anzahl dieser Herbstwiesen sich auf etliche tausend Morgen belaufet, und wann man nur 2000 Tagwerk rechnet, und den Betrag von jedem, ohne das mehrers erlangende Heu, solch getungter Wiesen, wenigstens auf 15 Centner Gromet rechnet, so folgt, daß alle Jahr 30tausend Centner solchen Futters, denen Wiesenbesitzern, weß Herrschaft sie auch seyen, entgehen, womit sie ihr Vieh gutentheils ernähren und dessen Anzahl vermehren könnten, folglich der Schaden denenselben nur allzu deutlich in die Augen fället: so äusserten sich jedoch anfänglich so viele Schwürigkeiten, daß es schiene, man werde die Gemeinden hart von der alten Gewohnheit abbringen; und ob ihnen zwar die gute Meynung der Deputation, denn ihr eigener Nutzen und Schaden reiflich vorgestellt worden, so geschahen jedoch folgende Einwendungen:

1) Die Frohnbauren behaupteten das Huthrecht vor ihren Anspann, auf solchen Herbstwiesen.

2) Die Schäfereyen thaten dergleichen, und behaupteten die Huth auf den Herbst-wiesen in andern Markungen.

3) Die Gemeindsleute selbst machten Anspruch auf die so genannte Braachflecken, oder solche Wiesen, welche zwischen dem Braachfeld liegen, und wollten solche mit ihrem Rindvieh, Schaafen und Gänsen, abhüthen.

Welche Einwendungen aber alle dardurch abgelehnet worden, daß die Herbstwiesen, anstatt Jacobi, bis Bartholomäi, und also nur vier Wochen länger, gehegt werden sollten, wordurch binnen solchem geringen Spatio, nach abgestellter Frühlingswiesenhuth, sowohl Heu als Gromet eingeheimset, sodann aber noch wohl 2 ganzer Monate auf solche Wiesen gehüthet werden könne, wie auf die alten Grometwiesen auch; die inzwischen geniesende Stupfelweyd nicht gerechnet.

Die weitere Einwendung, daß auswärtige Unterthanen durch diese Veränderung der Herbst- in Ohmetwiesen, welche ausser ihrem Flur liegen, solche Verbesserung genössen und das Gromet ausser der Markung führeten, wurde dardurch gehoben, daß von solchen auswärtigen Wiesenbesitzern, nach Beschaffenheit derselben Güte, jährlich 1 fl., item 30 kr., auch 20 kr. Concesionsgeld, von jedem Tagwerk, derjenigen Gemeind, in deren Markung solche liegen, entrichtet werden mußten: durch welches Temperament man es dahin gebracht, daß bereits gegen 2000 Tagwerk Herbst- zu Ohmetwiesen gemacht und obige Futtervermehrung erlangt worden, wordurch die Meisten sich dergestalt überzeugt befunden, daß sie frey gestanden, ihr Hof seye nun um 1000 Thaler mehr werth, da sie jetzt solche Wiesen tungen und weit besser nutzen könnten, welches sie vorhin wohl unterlassen, weil sie keinen Nutzen von solch einmädigen Wiesen gehabt, folglich selbige gleichsam öd liegen lassen müssen.

Nur hier und dar sind noch einige auswärtige, welche die Abstellung der Herbstwiesen aus privat Absichten hindern, und diesfalls unterstützt, welche aber mit der Zeit auch vollend zur Erkanntnuß kommen werden.

So augenscheinlich nun der Nutzen vor die Unterthanen am Tage liegt, eben so kann der Lehenherr des Hofs, oder Guts, auch auf den höhern Werth desselben rechnen, welches in allen Fällen einträglich ist.

Selbst das Recht der Natur redet hierbey den Herbstwiesenbesitzern das Wort zur Veränderung, da jeder Eigenthümer sein Gut nutzen darf, so gut er mag. Die gegentheilige Servitut aber dem Domino utili, nicht schaden kann.

Hat nun der vorige alte Mißbrauch, auf vorstehende Wiese, an den meisten Orten abgestellet werden können, so ist zu hoffen, daß auch andere bisherige üble Gewohnheiten im Feldbau nach und nach vollend aufhören werden, wann nur allerseitige Herrschaften selbst behülflich dazu seyn, und ihr eigenes Interesse dabey bedenken wollten.

Siebendes

Siebendes Capitel.

Von Vertheilung der Huthwäsen.

Die Huthwäsen sind meistens nichts als rauhe Ueberbleibsel der ersten Wildheit unserer Urgroßväter, und ist unstreitig, daß es die Billigkeit erfordere, nach eingeführter Stallfütterung, die Huthwäsen unter die Gemeindsleute proportionirlich zu vertheilen; aber darum prätendirt der Bauer oder ganze Hofbesitzer einen größern Theil, gegen den Kleinen, es mag nach der Anzahl des Viehes oder der Ackerzahl geschehen, dann der Bauer sagt, ich muß mit meinem Anspann dienen, und wenn dieser nach Haus komme, so treibe ich solchen auf die gemeine Huth, und darinn hat der Bauer vor dem Köbler oder Halbbauern ein gegründetes Recht, und wo er nicht Hofnung hat, nach Billigkeit satisfacirt zu werden, so hindern diese Bauern, als Reichsten im Ort, allemal die Vertheilung der Huthwäsen; auch die benachbarte Gemeinde, welche allenfalls eine Kuppelhuth auf dem gemeinen Fundo hergebracht hat, wird sich durch einen Antheil des Fundi, nach Proportion des Viehstands oder durch einen mäßigen Geldabtrag befriedigen lassen.

Und wenn man auch keine Austheilung unter die Gemeindsleute statuiren wollte, so könnten die zu Wiesen und Futterkräutern auch sonstigen Anbau, urbar gemachte Huthschaften alljährlich verliehen und das Geld zu Bestreitung der Gemeindausgaben verwendet werden, wovon alle profitiren.

Daß die Sache angehe, sehe man nur aus den preiswürdigsten Exempeln der Kaiserl. und Königl. Preußischen diesfalls ergangenen neuesten Verordnungen.

Achtes Capitel.

Von Beschaffenheit, Unterschied und Verbesserung des Erdbodens.

Daß ein großer Unterschied des Erdbodens seye, ist fast jedem Bauersmann bekannt, man findet im Frankenland, e. gr.

im Rezet Grund
in der Altmühl,
im Wörniz Grund,
an der Biebert, und im eigentlichen Franken, selbst derzeichett.

An theils Gegenden ist starker Boden, wo Waitzen und Dinkel vorzüglich wächset.

Er wird aber eingetheilt:
1) in Letten oder Thon, worunter der Mergel zu rechnen.

2) Laimen,

2) **Laimen**, welcher nicht so fest als der Letten, sondern eine Vermischung mit Sand und Trippelerde ist.

3) Der **Sand** ist bekanntlich ein zermalmter Stein, grob- und klarer Art, mit kleinen Kieselsteinen vermischt, und an sich mager, wann ihm nicht durch Mergel oder Weyhererden geholfen wird.

4) In **Gartenerde**, welche aus der Fäulnuß der Pflanzen und dem Thierreich entstehet, leicht und öhligt ist.

An andern Orten ist meist Sandfeld, welches nichts als Korn und Haber träget. Wiederum giebt es Erdboden von Sand und schweren Feld vermischt, worauf Korn, Gersten, Haber, gebauet wird.

An manchen Orten findet man unter dem Sand etliche Schuh tief Mergel, und Laimenboden, diesen zu finden, darf man nur den **turbillischen Erdbohrer**, welcher in seinem besondern Tractätlein: „Practischer Unterricht von Umreissung oder Felder„ beschrieben, mit Nutzen gebrauchen.

Wieder anderwärts ist der Boden **melbig**, nemlich mit Sand und Flugerde vermischt, i. e. es ist kein bloßer Sand, und auch kein schwerer Boden, und auf der Oberfläche kalter Art, und wird am besten mit Ruß und Schweinmist, welcher hitzig, dann mit kleinen zerschnittenen Leder und wollenen Lumpen, item Hernspänen, Rindsklauen, gestossenen Bein, Jps und Kalch, und dergleichen getungt.

Daher kommt es, daß an manchen Orten schmale, an andern aber breite Beeter sind, da man bald seicht bald tief ackern muß, auch so gar wird auf manchem Acker das 4te, 6te, auch wohl nur das 8te Beet mit Tung überführt, und dann ausgebreitet, so daß man keine allgemeine Regel diesfalls geben kann, als diese: **wenig Tung, wenig Frucht.**

Ein vernünftiger Bauersmann weiß aus der Erfahrung, wie die Mischung des Erdbodens geschehen müsse, schwer Feld mit Sand oder melbiger Erde, Sand aber mit Mergel, so oft unter demselben liegt, und Thon zu vermischen. An abhängigen Terrain macht man unten Gräben, und sammlet die vom Wasser da hinein geführte sandige Erde, welche dann von fleissigen Landleuten vermischt und wieder auf den Acker gebracht wird, wie bey den Weinbergen in Franken geschiehet. Auch derjenige Acker, welcher ganz mit kleinen Kieselsteinen bedeckt ist, trägt oft am meisten Korn.

Gartenerde, welche durch alljährliche Umgrab- und Düngung, dann öfters Fretten, ohnedem melirt und bauig gemacht wird, wie auch Weyhererde, bedarf weiter nebst dem Tung keiner Zugabe, als in sofern eine Art die andere übertrift, und dahero vermischt werden muß.

Ueberhaupt ist der Sand ein vortreflich Mittel den Thon oder lettigen schweren Boden bauig zu machen. Man überstreue eine nasse Wiese mit Sand, so wird statt Krenzel oder sauern Spitzgras der schönste rothe Klee erscheinen.

Die

Die beste Erforschung der unter dem Sand tief liegenden Mergel- oder schweren Erde, geschiehet durch die Aufgrabung etliche Schuh tief, oder den turbillischen Bohrer, wo man, ohne große Kösten, die Gewißheit erfährt.

Salz, oder Luftsalpeter, Wasser und Oel, oder flüchtiger Schwefel, sind bekanntlich die meisten Bestandtheile der Erde, und in deren vermischten Proportion bestehet die Fruchtbarkeit, diese entziehet aber den Acker an der Nahrungserden, nachdem viel oder wenig Früchte darauf wachsen. Je mehr Urin unter dem Mist, je fruchtbarer ist solcher, aber daher ist es nöthig, daß solcher nicht zu lang auf dem Acker ohnuntergeackert liegen bleibe, weil die Sonne und Luft solche salzige Theile an sich ziehet, und den Mist kraftlos machet.

Wann der Roßmist mit Gassen- oder Schlam- und Weyhererde vermischt wird, so wird man den grösten Nutzen davon spühren.

Hüner- und Taubenmist ist vortreflich, aber Gänß- und Entenkoth an sich, ohne Vermischung, hat sich längst die Verwerfung zugezogen.

Der Menschenkoth soll der hitzigste und beste seyn, wann nur das tolle Vorurtheil dessen Gebrauch nicht gleichsam unehrlich machte.

Der künstliche Thung bestehet in Blut, Eingeweiden, Haaren, Borsten, crepirten Federvieh, Abschabung von gegerbten Häuten, Pferdhuef- und Hornspän, Klauen, alten Schuhen, und Lederwerk rc. wann solches in den Miststätten vorhero wohl verfault. Salpetersalz und Hahlbözig oder Abgang bey Salzsiedereyen, im Wasser zerlassen, tungt treflich.

Auch ist hieher zu rechnen: Alle die Kruste so sich in den Salzpfannen anlegen, die Dörner an den Gradirhäusern und in gemeinen Salzbözig, welches auf Kleefeld und Wiesen vortreflich ist.

Hierzu komme noch Asche, Kalk, Mergel, Gips, und der aus sumpfigen Orten gestochene unreife Torf, und Saifensiedererde.

Der Herr Hofrath Kayser zu Fulda, macht in seiner Bauernphysik pag. 287. die Anmerkung:

„Das Schaaflager, nemlich der Stall, und Pförchdung, wirke mit seiner Dung„kraft unter sich in die Erde, da im Gegentheil der andere Dung durch das Ackern unter „die Erde gebracht werden soll, weil er über sich mit seiner Kraft tunge.„

Von dem Saamen ein Wort zu gedenken, so wird in guten und starken Boden weniger, im schlechten und meist sandigen aber mehr Saamen erfordert. Zu einem Morgen von 360 zwölfschuhigen Ruthen, rechnet man insgemein bey der glatten Frucht, i. e. Waitzen, Korn, 4 Metzen, deren 16 Metzen ein Nürnberger Simra machen, in der rauhen Frucht aber, als Dinkel, oder Spelz, Gersten, Haber, 4 große Metzen, deren 32 ein Nürnberger Simra ausmachen. Der Saame muß aber recht zeitig, vollkommener Körner, rein und wohl geputzt seyn, auf den Acker der heuer Korn oder Waitzen rc. getragen, muß das folgende Jahr andere Frucht gesäet werden.

Neuntes Kapitel.

Von Veränderung des Hauptrechts, Todfalls und Bestehehandlöhner, in jährliche proportionirliche Geld-Abgabe.

Unter denen Bedingnüssen, womit die ersten Landes- und Grundherren ihren Unterthanen oder Leibeigenen, gewisse Ländereyen, an Höfen und Gütern, erb- und eigenthümlich ohne Entgeld überliessen, war auch dieses, daß sie sich in lebendigen, Veränderungs- und Todfällen, von jedem Hof, Gutsbesitzer, sowohl das beste Stuck Vieh oder den Werth davor, dann das sogenannte Mortuarium oder Todfall, nach dem taxirenden Werth des Hofs oder Guts, wegen des Lehenrechts, einbedungen, welches der neue Besitzer, es sey die Wittib oder ein Kind, dem Herrn das Gut wiederum in seine Hand, bestehen und davor von jedem 100. wahren Werth, 5. 10. oder 20. fl. entrichten muste, welches noch heut zu Tag, wiewohl auf verschiedenerley Weise, üblich ist.

Dieweil aber die Todfälle auf Seiten des Mannes, welcher Lehenträger ist, öfters in wenig Jahren auf einander kommen können, wodurch die gemeiniglich mit vielen Kindern beladene Wittib, 1.) das Todfall entrichten, und nach Jahr und Tagen, das Gut wieder entweder auf sich oder eines ihrer Kinder bestehen muß, und gemeiniglich mit Paßivschulden beladen ist: so geräth entweder sie oder das sich zum Lehenträger darstellende Kind, gleich anfänglich in solche Schulden, wo es Zeitlebens nicht davon entledigt werden kan, weniger im Stand ist, den Hof zu bestreiten, und nebst den Capitalschulden seine übrige Geschwisterte befriedigen kan, sondern öfters in wenig Jahren wieder verkaufen und mit leerer Hand abziehen muß: eine kleine Probe hievon zu machen, setze ich den Fall:

Es habe der Verstorbene einen Hof besessen, der vor 2400 fl. taxirt worden, so beträgt das Todfall nach dem 30. Gulden, 80. Gulden auf einmal, und in 30. Jahren ein Fall, thut . . . . 2. fl. 40. kr.
hierzu das Hauptrecht, nemlich das beste Stuck Vieh, nur mit 36 fl. gerechnet, betrifft auf ein gemein Jahr 1 fl. 12 kr, und mit jenen . . . . . 3 fl. 52 kr.

So wie nun dieser kleine Betrag von dem Unterthan alljährlich viel leichter, mit übrigen Gefällen, entrichtet werden kan, als wann dessen Wittib, nach dem Tod ihres Mannes Hauptrecht und Todfall, 116 fl. auf einmal und bald darauf das Bestehehandlohn mit 160 fl. als dem duplo von 80 fl. entrichten muß, welches mit jenen 276 fl. ausmacht, so liegt am Tage, was einer solchen Wittib, vor Erleichterung in ihren Wittibstand dadurch verschafft, und sie mit ihren unerzogenen Kindern, den Hof zu bestreiten, und entweder auf sich oder eines ihrer Kinder bestehen kan.

So wie dieses den Unterthanen zum Besten gereichet, ist auch leicht zu ermessen, daß es dem Lehenherrn, als ein jährliches gewisses Gefäll, viel einträglicher als ein ungewisser Todfall

Todfall ist, da bekanntlich viele Unterthanen, wann sie kaum [illegible] Jahr alt sind, dem Todfall zu entgehen, den Hof einem ihrer Kinder entweder aus dieser oder einer andern Ursach, zuschreiben lassen, weil sie besorgen, entweder der Sohn oder die Tochter, auf welche der Vater seine Absicht, den Hof mit der Zeit abzutretten, gerichtet hat, möchte sich mit einem liederlichen Knecht oder Magd vergehen, und dadurch keinen Benstand den Hof zu behaupten erlangen können; wie dann bey Nachschlagung der Rechnungen, unter 10. kaum ein Casus existiren wird, da der Tod einen solchen Vater übereilet, und der Todfall anfällig worden. Bey genauerer Calculation wird sich der Nutzen beeder Theile zeigen.

Es sind aber dieses eigentlich keine zum Feldbau gehörige, sondern nur speculativische Gedanken vor den Landmann, und von Kaufhandlöhnern ist gar nicht die Rede.

Zehendes Kapitel.

Von Verwandlung einiger Frohndienste in Geldanschläge.

Es ist ganz wahrscheinlich, daß diejenige Herren in Teutschland, welche nach Vertreibung der fremden Völker sich gewisser Districte und Länder bemächtiget, und solche zu bevölkern getrachtet, sofort theils ihren leibeigenen theils freyen Leuten, gewisse Districte Landes zur Cultur und Anbau meistens ohnentgeldlich überlassen, dabey aber sich gewisse Frohndienste, auch Naturalien an Getraid, Oel, Wein, dann Vieh, Geflügel, weil damal noch kein Geld bekannt war, zu jährlicher Prästation, ausbedungen haben, wozu hernach vollend die Entrichtung des Getrayd- Blut- Obst- Wein- und andern Zehenden gekommen; ja man bedunge sich von solchen Güterbesitzern auch die Reis, Folg, Musterung und Erscheinung mit gewisser Art Waffen, bey Befehdungen und Kriegsunruhen, wo der miles perpetuus vel mercenarius, oder heutige geworbene und besoldete Soldat noch nicht eingeführt war.

Hier nun von dem Dienst zu reden, so bestunde solcher in gemessener und ungemessener Frohn,

a.) In Möhnfrohn, mit Pferd- oder Rindviehe, entweder nach Willkühr oder gewisse Tage, nemlich durch Bauung Herrschaftlicher Domainengüter, Getraid- Holz- Wein- und dergleichen Fuhren, ferner

b.) in Schaarwerken bey den Feldgütern,

c.) in Handfrohndiensten, durch Bottengehen, Jagd und andern dergleichen.

Durch Veränderung der Zeit und Umstände, haben theils Herrschaften, nachdem das Geld oder die Münze in Gang gekommen, theils um Entfernung von ihren Unterthanen, auch wohl anderer Ursachen wegen, sich die Option der Wahl vorbehalten, vor obenerwehnte Natural-præstationes das Geld nach einem gewissen pretio, jeder Sorte zu nehmen,

nehmen, woher die Erb- oder Grundzinse und Baudung entstanden sind, und so hat man sich auch statt der Naturalfrohn, eines gewissen jährlichen Dienstgelds verglichen, welches noch heut zu Tag an vielen Orten herkömmlich ist, da ein Dienst- oder Frohnhof jährlich 5. 6. 8. auch mehr Gulden davor entrichten muß, und dagegen jene cessiren, damit der Unterthan seine Feldgüter besser eifern und bauen, auch durch Lohnfuhren etwas verdienen konnte.

Gleichwie nun die ehmalige Frohndienste nach der Weite des Wegs eingerichtet waren, da die Herrschaft die Azung und Fütterung vor Menschen und Vieh, oder manchmal ein gewisses Frohngeld hergeben muste. Eben so möglich ist es auch heutiges Tags noch, da man die verschiedene Gattungen der Dienste um der Weite des Wegs oder anderer Ursachen willen, in billigen Anschlag bringt, womit der Herr sowohl als der Unterthan besser bestehen kan, und auf gleiche Weise, wegen der Handdienste practicable ist, wenn die Frohntäge und Entlegenheit, mit beederseitiger Einwilligung zu Geld angeschlagen werden.

E. gr. der Unterthan muß eine gewisse Anzahl Klaftern, auch Stämme Bauholz aus entfernten Waldungen, auf gewisse Distanz, ingleichen Getraid und Victualien zur Hofhaltung führen, so lässet sich dieses nach einer gewissen Proportion, zu Geld anschlagen, und der Herr kaufe entweder sein Holz näher oder assignirt das Besoldungsgetraid seiner Diener, auf die Landkästen, um den Transport und Abgang zu erspahren, und so kan es in viele Weege geschehen. Hiebey aber werden doch gewisse andere Frohnen, als Jagd- Marsch- und Soldatenfuhren, und dergleichen nebst dem Dienstgeld prästirt werden müssen. Von welchen und mehr andern Vorfallenheiten, näher ad Speciem gegangen werden könnte, wann die Convenienz der Herrschaften und Unterthanen in Betrachtung genommen werden wollte.

Unbezwingliche Frohndienste hintern nothwendig die Feldbeschäftigung den Acker und Wiesenbau.

Eilftes Kapitel.

Vom Holzwachs, dessen Gebrauch und Mißbrauch.

Die Landesöconomie bestehet nicht nur in der Viehzucht, Getraid- und Futterbau, sondern sie richtet auch ihr Augenmerk auf die Wohnungen, vor Menschen und Vieh, dann Verwahrung der Früchte, wozu groser Vorrath an Bauholz von allen Sorten erfordert wird; aber auch dieses ist noch nicht genug, sondern wir bedörfen auch Brennholz, zur Verwahrung vor der Kälte, Backung des Brods und Kochung der Speisen; derer Profeßionen die viel Holz brauchen, nicht zu gedenken.

Holz wächst zwar in der Wildnus, vor sich, wann es nicht mit Gewalt, durch das überhäufte Wildpret, auch Schaaf- und Gaisvieh, welches die hervorwachsende junge Simpfe, wie Gras, im Sommer und Winter abbeiset, im Anflug gehindert wird.

Allein

Allein durch den Anwachs der Menschen, wird die Consumtion des Bau- und Brennholzes immer vergrößert, der Wachsthum aber durch obige und andere Wege unendlich gehindert, und der Mangel täglich grösser, da nicht nur durch Sturmwinde oft viele 1000. ausgewachsene Bäume auf einmal niedergeworfen werden, an theils Orten die Baumpest oder das Abstehen der Bäume, und endlich durch entstehende Feuersbrünste ganze Wälder verösiget werden. Nicht zu gedenken, daß eine überfüderige oder kläffterige Eiche wohl 100 und mehr Jahr zum Wachsthum erfordert, ein dergleichen Fichten- oder Tannenbaum aber wohl mehr als halb so lang nöthig hat.

Dahero bey der Landesöconomie nicht nur die Abwendung all obiger Hindernisse im Wachsthum, sondern auch die so

hochnothwendige Holzcultur,

oder Pflanzung oeder Plätze mit Holzsaamen, Schonung der jungen Schläge, Sammlung des Holzsaamens, Einsteckung der Eichel und Büchelein in Wäldern, nöthig ist: Aber auch dabey wird ein aufmerksamer Laudmann es nicht bewenden lassen, sondern man wird die Huthwäsen, wie anderwärts geschiehet, mit fruchtbaren Bäumen bepflanzen, jeder Gemeindsmann 3, 4 Stuck dahin besetzen, mit dem Numer seines Hof oder Guts behängen, vor die Verwahrung mit Dornen sorgen, alle Jahr nachsehen, und sich, seinem Kind oder Gutsnachfolger, das Baumrecht erwerben, welches beym Hof und dessen Besitzer nebst den Früchten verbleiben muß: dies wird viel besser seyn, als viele hundert dergleichen nutzbare Obstbäume, an die Landstrassen zu setzen, welche an Stämmen und Früchten nur der Bosheit liederlicher Leute ausgesetzt sind und verderben.

Ich erinnere mich der heilsamsten Anordnungen des Marggrafthums Anspach unterhalb Gebürgs, sowohl des wilden Holzwachses, als der Weydenpflanzung der Nachbarn zwischen ihren Wiesen, Besteckung der Bäche mit Erlen, welches durch wiederholte Ausschreiben, auch die Pflanzung nutzbarer Obstbäume von jedem Paar junger Eheleute, befohlen worden; allein es scheinet nicht, daß solch nothwendige Bedörfnuß überall mit erforderlichem Eyfer befolgt worden. **An Befehlen fehlt es also nicht, aber an der Befolgung.**

Wann jedem anstatt der Strafe, ein Præmium von nur 15 kr. jährlich von jedem conservirten Stamm, gegen den Genuß des Obstzehenden gereichet würde, möchte es mehr helfen.

Es ist leicht zu berechnen, daß alle Jahr mehr als 10tausend Stamm und Klafter Holz, nur in einer mäßigen Landesgegend consumirt werden, daß aber alle Jahr nicht der 100te Theil nachwächst, wann man nicht besser darauf siehet.

Wo will es aber hinaus, wann das hiebige Holz vollend abgehauen und nicht vor die Nachpflanzung gesorgt wird. Jetzt hilft sich der Bauer, so noch etwas Gemeind- oder eigen Holz hat, jährlich einige Klafter abzuhauen und zu verkaufen, wann aber dies vollend gar, dann ist auch das Gut geschwächt.

Schon Anno 1763 ist zu Anspach eine Sammlung oeconomischer Nachrichten, wie der Holzwachs befördert, bessere Menage in der Holz-Consumtion, unter andern auch wegen Anlegung der Gemeindbacköfen, eingeführt, und dem vor Augen schwebenden Mangel gesteuert werden könnte, in 8vo. herausgegeben und darinnen folgendes abgehandelt worden: als

1) Ursachen des Holzmangels und darüber gemachte Reflexiones.
2) Nützliche Observationes so bey Waldvisitationen dienlich.
3) Vom Anbau, Cultur und Wachsthum des Holzes.
4) Deutlicher Unterricht von der wilden Baumzucht.
5) Von Anlegung wilder und Obstbaumschulen.
6) Von Cultur der Eichen.
7) Wie das Holzhauen räthlich einzutheilen.
8) Vom Gebrauch und Mißbrauch des Harzen und Pichens.
9) Vom Theerbrennen und Schwehlen.
10) Nachricht die Bäume im Sommer zu versetzen.
11) Von Anlegung lebendiger Hecken.
12) Von der Holzerspahrnuß durch Anlegung der Gemeindbacköfen.
13) Beschreibung einer nuzlichen Obstdörre.
14) Abhandlung vom Zimmerholz.
15) Vom Kohlenbrennen.
16) Von Torf- und Steinkohlen.

In welchem Tractätlein viel nützliche Gedanken zu finden.

Zur übermäßigen Holzconsuntion, werdurch der Mangel vermehrt wird, gehört auch

1) Das viele Bauen der Schweinställe von Holz, anstatt es von Steinen geschehen sollte.
2) Der Mißbrauch, da jeder Bauersmann meinet, er müsse seinen eigenen Backofen haben, da ein Gemeindbackofen im ganzen Ort genug wäre, wie in Frankenland in vielen Dörfern gebräuchlich ist.
3) Der Mißbrauch, das Trinkwasser oft aus den entferntesten Gegenden durch hölzerne Brunnenrohre weit ins Ort zu führen, und dardurch jährlich viele 1000 der schönsten Forln und Tannen zu solchen Brunnenröhren zu verschneiden, da man an deren statt, solche von gebrannten Thon machen könnte, dergleichen zu Creussen im Bayreuthischen gemacht werden, welches der Holzmangel in vielen Orten schon gelehret hat.
4) Durch die verderbliche Reparation der Landstrassen mit Lagerhölzern.
5) Durch die Verkaufung vieler tausend der schönsten Eichen, an die Holländer, wordurch ganze Wälder verschleift und ruinirt werden.
6) Durch Aufrichtung der vielen holzfressenden Profeßionen und Fabriken.

In

In Engeland ist bekanntlich das Holz so rar, daß man sich meisten Theils mit Steinkohlen behelfen muß; unterdessen fehlt es doch nicht ganz daran, dann jede Landesgegend hat ihre Wiesen und Aecker mit gepflanzten Hecken eingefaßt, zwischen welchen alle Arten hochstämmiger Bäume aufwachsen, welche Hecken, nach gewissen Jahren, oben abgekupft, und die Wellen oder Reißholz zum brennen dardurch erlangt werden, die Hecken aber fortwührig nachwachsen, inzwischen stehet alle 20 Schritt ein hochstämmiger Baum in solcher Hecke, den man zum Gebrauch abhauet, dagegen andere Heister oder Standreiser nachgezogen werden.

Nicht allein aber dörfen wir diesen Fleiß allein in Engeland suchen, man gehe auf die meisten Feldfluhren hiesiger Gegenden, so wird man die Ueberbleibsel an Hecken und fruchtbaren Bäumen in selbigen finden, welche noch von unsern Verfahren herrühren, und bishero so viel Nutzen geschafft; aber wo bleibt der jetzigen Besitzere Fleiß, da keine Hecke mehr nachgepflanzt, noch weniger ein Baum nachgezogen wird.

Es sind nur wenige Orte, wo die Herren Beamte noch davor sorgen, daß die Hecken aufgebunden, von Raupennestern befreyet, die Lucken durch Einlegung junger Hagendorn, ausgebessert, und die Kerne von wilden Obst eingesäet, somit in den Hecken Obstbäume nachgezogen werden, die man hernach mit guten Obstzweigen abbelzet. Auch in dem Anspachischen Amtsdorf Kleinlankheim, sind durch den Fleiß der Bürger, ihre Aecker mit Zwetschgenbäumlein der Reyhe nach, dem Fruchtwachs ohne Schaden, besetzt, von welcher Baumfrucht sie fast alle Jahr eine Losung von etlich tausend Gulden haben. Noch mehr, man findet hier und dar Ueberbleibsel von alten Weydenkoppen, in den Wiesen, welche die Vorfahren zu Gränzen ihrer Güter eingesetzt, und hernach die gewachsene Weydenäste nach einigen Jahren abgehauen, mit einander getheilt, theils verbrannt, theils zu Verzaunungen gebraucht haben. Man findet auch Dorfschaften, wo flurweis alle drey Jahr dergleichen alte Weydenkoppen, mit Vorsicht einiger stehen gelassener starken Zugweyden, abgehauen, und die armdicke Aeste unter dem Namen, als Felben, abgehauen, die abgängige damit ausgebessert, die andern aber dem Hundert nach, das Stuck vor $2\frac{1}{2}$ bis 3 kr. an andere gleichfalls fleißige Nachbarn verkauft und viel Geld in die Gemeindcassa dadurch gelöset wird. Aber dieses geschiehet nur hier und dar.

Ausser solchen hochstämmigen, werden auch dazwischen an den Wiesen, von beeden Nachbarn die Gränzen mit niedern Bandweyden, welche in verschiedenen Gattungen bestehen, und besonders die so genannte Hanfweyden häufig eingesteckt, und zu Körben nachgezogen. Freylich gehört dazu eine Aufsicht, daß der Ochsen- oder Kühhirth, bey Straf angehalten wird, wann man im Herbst auf die Wiesen treibet, das Vieh von solchen Stämmen abzuhalten, daß es sich nicht daran reibe und solche umwerfe.

Diese einfache und gar nicht kostbare Vorschläge zu Abwendung bevorstehenden Holzmangels, sind so leicht zu bewirken, wann nur von Seiten der löblichen Aemter darauf gesehen wird, ob jeder Gutsbesitzer jährlich etwas daran eyfert, und ganze Gemeinden

meinden zusammenstehen, einerley gute Absicht unter ihnen zu befördern, und auch vor ihre Nachkömmlinge zu sorgen, dann es ist denen Herrschaften selbst daran gelegen, in der Policey mit allem Ernst darauf zu sehen, daß deme nachgelebet und die Bauerngüter nicht ganz ins Abwesen gebracht werden.

Freylich würden Præmia mehr effectuiren als Strafbefehle, eben wie es besser wäre, denen Unterthanen vor jeden lieferenden Sperlingskopf einen Kreuzer zur Vergeltung zu geben, als daß man ihn bedrohet, vor jeden ermanglenden 1 oder 2 kr. Straf zu zahlen.

Ein Gutsbesitzer kann nach der Erfahrung, sich zwar versichert halten, daß er vor seinen heute aussäenden Getraidsaamen, übers Jahr, durch GOttes Seegen wieder eine reiche Ernde zu gewarten habe. Aber wann er heute einen füderigen Baum umhauet, wenn er auch gleich einen jungen Stamm wieder dahin setzt, so kann doch weder er, noch sein Nachfolger, sich Hofnung machen, wieder einen solchen nachgewachsen zu sehen, oder solchen zu nutzen, und doch hauet man noch immer drein, so lang noch ein Dreylingsstamm oder Stange da stehet. Wie lang wird aber dies noch währen? Ich rede jedoch hier nicht von Laub- oder Schlagholz, welches in Franken, und andern Orten, wo dergleichen Holz wächst, alle 12 bis 15 Jahr abgehauen, dabey aber wenige Klaftern, sondern nur Reiß- und Wellholz erlangt wird. Wenn man dem besorglichen Holzmangel nicht in Zeiten abhilft und vorkommt, so ist zu beförchten, es gehe wie mit einem Patienten, der die eilende Schwindsucht hat, und doch nicht glaubt, daß er so krank seye.

Zwölftes Capitel.

Gedanken über den 1779er reichen Erndseegen.

Es hat die Güte des Höchsten uns heuer in Franken ein so reiches Getraidjahr verliehen, daß wir alle Ursach haben, GOtt unabläßig davor zu danken, aber auch zu bedenken, daß dergleichen fruchtbare Jahre nicht oft kommen. Hier liegt es also an der Policey; dann die Regel ist gewiß: Allzu große Getraidtheurung und allzu große Wohlfeile ist dem Burger und Unterthanen schädlich. Bey jenem hat er wenig zu verkaufen, und bey dieser löset er nichts, da er doch vor Ehehalten und Handwerksleute viele Ausgaben hat.

Was ist also zu thun? Antwort: den Unwerth aufheben und zwar in wohl eingerichteten Getraidböden. In dem 1771er Fränkischen Haushaltungs-Calender ist ein Riß und Beschreibung eines sehr nützlichen Getraidmagazins, welches nach der Preisschrift des Churhannöverischen Vestungsbaumeisters, Herrn Dinglingers, eingedruckt und erwiesen worden, wie die Getraidböden eingerichtet seyn müssen, daß um des wohl angebrachten Luftzugs willen kein Getraidwurm aufkommen kann, wann man nur solches

Anfangs

Anfangs nicht zu hoch sondern nur einen halben Schuh hoch aufschüttet, daß es austrocknet und nicht erwarmt, welches die Erzeugung dieses Insects veranlaßt.

In geschlossenen, besonders in denen Churbrandenburgischen Ländern, setzt der Souverain einen mittlern Preiß, wobey der Burger und Bauersmann bestehen kann, und die Becken und Melber bekommen ihre Raitung darnach.

Schon in der heiligen Schrift lieset man von sieben reichen und sieben magern Getraidjahren, und lobet den vor die künftige Zeit sorgenden Joseph.

Halten wir die letztere getraidtheure Jahre gegen das ferndige reiche, so muß uns die Haut schauern, wie erbärmlich damalige Theurung und Hungersnoth unser Land gedruckt, so daß Menschen das Gras auf dem Felde, wie das Vieh, in Mangel des Brods, nebst andern sonst unverdaulichen Dingen, zur Nahrung haben suchen müssen.

Alle Landleute müssen bekennen, daß 1779 der Morgen Acker nach seiner Beschaffenheit, noch zweymal so viel Schober ins Band, und auch mehr in die Metzen gegeben habe, als in vorigen Jahren.

Wer erkennt nicht die Vorsehung GOttes, daß auf etliche magere und theure, wieder geseegnete Jahre kommen können.

Die in Schwabach hierauf geprägte Münze mit einer Korngarbe, zeigt uns zwar den Ueberfluß: Allein was ist der Effect, wann alles wohl geräth?

Geringschätzigkeit und Unwerth des reichen Seegens.

Sonst heißt die Regel: Hebt den Unwerth auf. Es ist wah- -a in unsern Franken die **Producta** und **Exportanda** meistens nur in Getra- Vieh und etwas Wein, bestehen, so trachtet Jedermann auf den baldigen Ver- -/, sonderlich des erstern. Der Bauer braucht Geld zur Herrschaft, der Arm- Brod in Tischkasten, beyde nehmen also ihre Zuflucht zum Treschflegel, der Ein- zum Saamen und Verkauf, der Andere seine Famille zu versorgen. Wo bleib-a aber die Ausgaben? Der Beamte, der Handwerksmann und der Jud warten sch-n auf Geld, wann er aber seine eingeerndete Frucht nicht anders als um einen geringen Preiß anbringen kann, so ist ihm doch wenig geholfen.

Ich schliesse mit denen Worten, des nie genug zu berühmenden Hochfürstl. Fuldischen Herrn Hof- und Regierungsrath Kaysers, da er Pag. 611 sagt:

„Wo wollen wir die Aufnahm des Feldes hoffen?

„Wo dessen tausendfältige Früchte sehen?

„Wann er nebst dem Thau der himmlischen Gnade, von dem Geist der „Gesetze, das ist: von einer landesväterlichen Liebe, von dem landesfürstlichen Schutz, von der gesetzgebenden Macht gegen die innerliche „und äusserliche Stöhrungen, gegen die alten Gebrauche, frostige Einwendungen, pöbelhaften Neid und Widerspruch, überhaupt gegen alle „hinderende Gebrechen, nicht belebt und bewaffnet werden sollte.„

Dreyzehntes Capitel.

Von der Wässerung der Wiesen.

So nöthig es öfters wird, die Wiesen zu wässern, mit so großer Vorsicht muß man dabey zu Werk gehen. Hauptsächlich muß man dabey auf vier Umstände sehen, 1) auf die Wiesen, welche man wässern will; 2) auf das Wasser, welches man dazu gebrauchen kann; 3) auf die Zeit, wenn die Wässerung anzufangen, und 4) auf die Art und Weise der Wässerung.

Auf die Lage und Beschaffenheit des Grund und Bodens einer Wiese muß man vorzüglich sein Augenmerk richten, und vorhero wohl untersuchen, ob sie feucht von Natur, ob sie mit Moos bedecket seye, ob sie eine lockere modrigte Erde oder kalten lettigten Grund habe, oder ob sie trocken, mit einem guten tiefen Erdreich versehen seye, ob sie eben oder uneben, im Schatten oder in der Sonne liege.

Wiesen so von Natur naß sind, und einen lettigten kalten Grund und Boden haben, werden durch die Wässerung wenig gebessert, es müsse denn ein faules, mildes und fettes Wasser drauf gebracht werden können. Es darf aber doch nicht zu viel Wasser drauf gelassen werden.

Wiesen so lettigten Boden haben, lassen sich am wenigsten wässern. Sie halten das Wasser auf, und die darauf stehenden Gewächse werden dadurch erkältet. Bleibet das Wasser darauf stehen, wird der Boden schlammigt, trocknet nachgehends derselbe wieder aus, bekommt er Risse und wird hart, so daß kein Gewächs mehr durchdringen kann.

Wiesen von schwarzen fruchtbaren Boden erfordern nicht viel Wasser, wenn es nur zureichet, die fruchtbar machende Theilchen, so es enthält, in Bewegung zu setzen. Hier muß man lieber desto öfter wässern, als das Wasser gar zu lange darauf stehen lassen.

Wiesen deren Boden Leim mit Kies vermischt ist, schicken sich unter allen vesten Böden am besten einzuwässern.

Wiesen von sandigtem oder kiesigten Boden, müssen nach der allgemeinen Regel, am meisten unter allen gewässert werden, denn kaum sind sie gewässert worden, so versinkt das Wasser auch gleich wieder. Vielleicht aber ist eben die Ursache, warum man sie wässert, einer von den wichtigsten Gründen, daß man sie wenigstens nicht so viel wässern dörfe, als man insgemein anpreiset. Dann das Wasser versinkt nicht nur schnell in den Boden, sondern es nimmt auch die guten fruchtbaren Theilchen von dem lockern Erdboden, der sich mehrentheils auf dergleichen Wiesen befindet, durch den Sand oder Kies mit sich hinunter, und machet dadurch die Oberfläche dürftiger, so daß es rathsamer seyn dörfte, das Wasser auf solche Wiesen, nur gelegenheitlich gehen zu lassen, damit sich das Gras erquicke, wenn es oben weg sehr trocken ist, dabey muß man solches

ches Wasser ganz geschwind darüber weglaufen lassen, damit es einen grössern Umfang von der Oberfläche wegnimmt, dieweil es sonst zu bald versinket.

Trockne Wiesen, die mit genugsamer Erde bedecket sind, sind zur Wässerung die bequemsten, sonderlich wenn das Wasser ablaufen kann.

Je gewisser es aber ist, daß Pflanzen die auf trocknen Grasfeldern wachsen, bessere und nahrhaftere Säfte enthalten, als andere die an feuchten Orten stehen, desto mehr sollte man sich bemühen, dem Boden, wann man ja wässern muß, blos so viele Feuchtigkeit zu geben, daß die Pflanzen dadurch Munterkeit und Kräfte bekommen, ohne ihre Gefäße zu überladen. Dann Gras so durch Wässerung gezwungen wird, ist niemahlen so gut, als dasjenige, so auf trocknen Boden wächset, es hat etwas saures in sich, und das Rindviehe so es nicht gewohnet, frißt lieber Strohe, als dergleichen Futter. Vor junge Kälber, ingleichen vor Mastviehe ist das Futter auf trocknem Boden allemahl vorzüglicher, sonderlich wenn Klee und andere Kräuter darunter zu finden.

Ansonsten ist auch dieses dabey mit zu bemerken, daß das Gras auf gewässerten Wiesen viel mehr schwinde wenn es dürre gemacht wird.

Wann das Wasser nicht die gehörige Güte hat, so bleibt der Nutzen von der Wässerung gering.

Das erste starke Regenwasser, so gegen das Ende des Herbsts einfällt, bringet die guten Theilchen von verwesten Thieren und Pflanzen mit; dahero glaubt man, es befördere dieses Wasser die Fruchtbarkeit vielmehr als in irgend einer Jahrszeit. Es wird dahero so oft als es geschehen kann, auf die Wiese geleitet.

Hat man sonst auch zu andern Zeiten Gelegenheit das Regenwasser zu sammlen, sonderlich das aus denen Höfen heraussliesset, oder von denen Feldern abfället, so ist es sehr dienlich, solches auf die Wiesen zu leiten, indeme es den Boden ungemein dünget.

Nächst dem Regenwasser ist reines und süsses Quellenwasser, aus einem sehr reichlich versehenen Brunnen das beste. Man wendet zwar ein, Quellenwasser sey hart, und also zur Nahrung der Gewächse nicht tauglich. Alleine die Wasser sind in ihren Wirkungen, darum weil sie mehr oder weniger hart sind, nicht viel unterschieden.

Quellenwasser lässet sich viel später in den Winter hinein als irgend ein anders gebrauchen, inmassen es warm ist, und wenn es sich auch auf dem Grasfelde ausbreitet, durch einen gelinden Frost nicht gleich gefrieret. Indessen muß man es doch bey guter Zeit abführen, damit die Erde ein wenig trocken werde, ehe strenge Fröste kommen. Auch in dem Frühling kann man es zeitiger, als sonst anderes Wasser und mit mehrern Nutzen dazu nehmen, inmassen es dem Erdboden, wo es fliesset, Wärme mittheilet. So gar in dem Sommer wird es ganz besonders fruchtbar, weil es in der Nacht, zu welcher Zeit in diesem Theile des Jahrs lediglich gewässert werden darf, den erhitzten Erdboden und das von der heftigen Sonnenhitze entkräftete Gras abkühlet.

Holzwasser, die sehr frisch und hart, geben eine schlechte Besserung, wächset auch kein gut Gras darauf.

Bäche,

Bäche, so aus zerschmolzenem Schnee entstehen, oder hauptsächlich dadurch ihr Wasser erhalten, sind eben so wenig zum wässern dienlich. An solchen Orten ist gemeiniglich alle Kraft zu wachsen für die Pflanzen gehemmet, und folglich können in dergleichen Wasser keine fruchtbar machende Theilchen enthalten seyn.

Wo das Wasser zum Wässern wenig, so ist in großen Wiesen nicht viel damit auszurichten, es verseigt und verlauft sich in Gräben, ehe es an das Mittel oder Ende der Wiese kommt; lässet man aber ein Teichlein anlegen, und solches mit einer engen Rinnen versehen, so kann man sich großen Nutzen verschaffen. So oft das Teichlein voll ist, wird es abgelassen, und das Wasser auf die Wiese geschlagen, da es dann auf solche Weise durch die ganze Wiese zu bringen ist. Wann solches wöchentlich dreymahl geschiehet, so wird man gar bald den großen Nutzen davon verspühren.

Auf die Zeit, wann die Wässerung geschehen solle, muß man hauptsächlich den Bedacht nehmen, wenn solche anders denen Wiesen zum Nutzen gereichen solle. Am besten ist es mit denen Wässerungen anzufangen, wenn der Winter vergangen, die Fröste aufgehöret, und die Wiese zu grünen beginnet.

So schädlich es aber ist, in der Kälte zu wässern, indeme die Wurzeln verderbt werden, und das Eiß viele Plätze kahl machet, daß hernach sehr langsam ein Gräsgen zu sehen ist; so wenig darf hingegen wiederum in gar zu großer Hitze gewässert werden, dann diese zieht die Feuchtigkeit gar zu gähling in die Pflanze, die dadurch mit wässerigtem Saft angefüllet wird, und so zarte Gefässe bekommet, daß sie wie von der großen Kälte, also auch von der großen Hitze leicht zu Grunde gehet.

Gemeiniglich herrschet zwar, in Ansehung der niedrig gelegenen Wiesen die üble Gewohnheit, daß man selbige den ganzen Winter über wässert, allein dadurch gehen viele Wurzeln von den besten Gattungen zu Grunde, so, daß nichts als morastiges Gras stehen bleibet, das grob und sauer ist, und dem Vieh nicht anstehet.

Wenn aber ein trockner Frühling ist, so können die Wiesen, sobald die Fröste nachlassen, gewässert werden, und dieses kann man so fortsetzen, bis das Gras anfängt zu schossen. Ist aber der Winter hart gewesen, und der Erdboden sehr naß, so darf nicht eher Wasser darüber laufen, als bis der von dem Frost aufgelockerte Boden sich gesetzet hat, und oben weg gut ausgetrocknet ist, dann auch der sanfteste Strom mögte die klare Erde, welche von dem Frost locker worden ist, wegführen.

Wenn das Gras angefangen hat zu schossen, und das Wetter gelind worden ist, muß man schon sparsamer mit dem Wasser umgehen, und es nur in so ferne gebrauchen, als es das Wachsthum des Grases langsam befördert, bis es den Erdboden gegen die gar zu heftige Wirkung trockner Winde, oder heißer Sonnenstrahlen decket, hernach muß mit großer Behutsamkeit nur blos in sehr heißer Witterung gewässert werden, ja es darf auch nicht einmahl alsdenn geschehen, woferne das Wasser

Wasser nicht vollkommen rein und süsse ist, damit es das Gras nicht schmutzig mache, und ihm keinen unangenehmen Geschmack gebe.

Es ist eine allgemeine Regel, daß man etliche Tage vor Abhauung der Wiese mit der Wässerung aufhören müsse, damit die Wiesen austrocknen können, indessen dörfte es doch nicht schaden, wenn man vorhero, ehe das Heu gemacht wird, ein wenig wässert, da alsdann das Gras desto besser für die Sense steht. Eine Zeitlang nach der Heuernde darf das Wasser nur die Nacht hindurch drauf stehen, weil das Wetter um solche Zeit immer gerne sehr heiß ist. Dann man hat angemerket, daß Regen oder Thau, nach welchen die Sonnenhitze sehr stark scheinet, den Gewächsen nachtheilig sind. Würde also unter eben solchen Umständen gewässert werden, so würde man eben dieselbe Wirkung haben.

Wann zum zweytenmahl gemähet worden ist, darf man schon nicht mehr so behutsam wässern, dann hernach ist das Wetter schon kühler und der Erdboden gemeiniglich sehr trocken. Auf diese Ueberschwemmung wächset das Gras gut. Wenn das zum zweytenmahl gewachsene Gras abgehütet worden ist, so kann die Wässerung auf eben diese Weise erneuert werden. Nur darauf muß man Acht geben, daß das Viehe nicht auf dem Felde gehe, so lange das Wasser drauf stehet, inmassen es von vielem Gras die Wurzeln zertretten und Löcher in den Erdboden machen möchte, welches auf den Wiesen gar nicht seyn darf.

Ganz am Ende des Herbsts ist die Jahrszeit, da man am längsten fortfahren kann zu wässern. In Betrachtung der Trockenheit und dürren Verfassung des Erdbodens zu solcher Jahrszeit scheint dergleichen Verfahren ganz vernünftig, dann das Wasser verschafft alsdann nicht nur die Feuchtigkeit die dem Erdboden abgehet, sondern löset auch alles auf, was sich nur in dem Wasser auflösen läßt, und machet eine Art von Düngung daraus, da es ausserdem lange Zeit in seinem natürlichen Zustand bleiben dörfte. Indessen muß man darauf sehen, daß man das Wasser wieder ableite, ehe starke Fröste kommen, indeme der Frost alle Arten von Pflanzen viel eher zu Grund richtet, wenn sie voll Saft stehen, als wenn sie sich in einer trockenen Verfassung befinden.

Endlich kommt es auch auf die Art und Weise der Wässerung an. Solches geschiehet durch Gräben, welche durch die Wiesen gezogen und mit nöthigen Ausschlägen versehen werden. Hat man das Wasser häufig, kann auf einmal eine ganze Wiese gewässert werden, wo aber das nicht ist, muß man das Wasser von einem Platz zum andern führen.

Die Gräben werden nach Proportion des Wassers gemacht, und der Raasen so aus den Gräben genommen wird, kann zu Aussetzung der unebenen Plätze, die in der Wiesen befindlich sind, gebräucht werden

Ist in der Wiese ein Thal, so müssen hölzerne Rinnen gemacht werden, damit man das Wasser von der einen Höhe zu der andern bringen kann. Die Wässerung

muß an einem Ort nicht über acht Tage dauren, sondern das Wasser muß immer von einem zum andern Ort geführet werden, damit durch eine lang anhaltende Wässerung das Gras nicht verfaule und ganz verderbt werde.

Wo das Wasser in denen Wiesen stehen bleibet, eine Pfütze oder Teich verursachet, muß man solche Oerter ausschütten lassen, wenn durch Gräbenaufwerfen nicht kann geholfen werden.

Im übrigen muß ein Hauswirth, der von der Wässerung Nutzen ziehen will, seine Wiesen fleißig begehen, sich mit einer kurzen Hacke versehen, damit er neue Ausschläge, wo es nöthig, machen, die Gräben erweitern und dem Wasser forthelfen könne.

Verzeichnuß
einiger oekonomischen Schriften.

B.

Herrn Bernhards Abhandlung vom Wiesenbau.

Bemerkungen der Churpfälzischen Bienen-Gesellschaft zu Lautern.

Herrn Bertrand zu Orb, Preißschrift.

Schriften der oekonomischen Gesellschaft zu Burkhausen.

Bayrischer Calender 1776.

Herrn Bergs Cameral- und Policey-Magazin.

Herrn von Bielefeld Lehrbegriff der Staatskunst.

D.

Herrn Professor Daries Cameral-Wissenschaften.

Herrn Densers vernunftmäßiger Discours, von der wahren Ursache der Fruchtbarkeit.

Herrn Professor Ditmars Policey des Ackerbaues.

Fränki-

F.

Fränkischer Haushalt, und Wirthschafts, Calender zu Schwabach.
Herrn Geheimen Rath Fritsch zufällige Betrachtungen in der Einsamkeit.

G.

Herrn Gugenmuß oekonomische Schrift.
Herrn von Gleichen Jerusalems Erdschocken.
Herrn von Geyß, Beschreibung eines Erdbohrers.

H.

Herrn Baron von Hohenthals Schriften.

J.

Herrn von Ickstatt academische Rede vom Feldbau.

K.

Herrn Geheimen Rath Kaysers Naturkunde und Bauern, Physic.
Kretschmars Doppelpflug.
Krünitz oekonomische Encyclopædie, XVII. Theil.

L.

Herrn Ludwigs Abhandlung von den Erdäpfeln.
Leipziger Sammlungen.
Leopolds Einleitung zur Landwirthschaft.
Herrn Doctor Lang Abhandlung von Lucern.
Herrn Hof, Cammerrath Leo, reizendes Beyspiel zu Abschaffung der Braach.

M.

Herrn Pfarrer Majers sämtliche Preiß, und oekonomische Schriften.
Herrn von Münchhausen Hausvater.

N.

Neukirchs Prinz von Ithaca.

P.

Patullo Anweisung zu Verbesserung des Ackerbaues.

R.

Herrn Geheimen Rath Reinhards oekonomische Schriften.
Herrn Reinacker oekonomische Schrift zu Mannheim.

S.

Schlesische oekonomische Sammlung.
Herrn Professor Schrebers Cameral-Schriften.
Stuttgardische oekonomische Auszüge.
Sprüche Salomonis.
Herrn von Sonnenfels Policey-Wissenschaft.
Herrn Hofrath Schlegers Tractat vom Mutterkorn.

T.

Marquis von Turbily Erdbohrer, oder practischer Unterricht vom Umreissen der Felder.
Tullischer Ackerpflug.

V.

Herrn Philippi wahre Mittel zu Vergrößerung des Staats.
— — — Aufhebung der Gemeinheiten rc.

W.

Herrn Wiegands zu Wien oekonomische Sammlung.
Wallerius chymische Grundsätze.
Herrn Westfelds in Göttingen Schriften.

Z.

Herrn A. S. v. Z. Verwandlung der Domainen in Bauren-Güter. Straßburg.
Herrn Zinkens oekonomisches Lexicon.